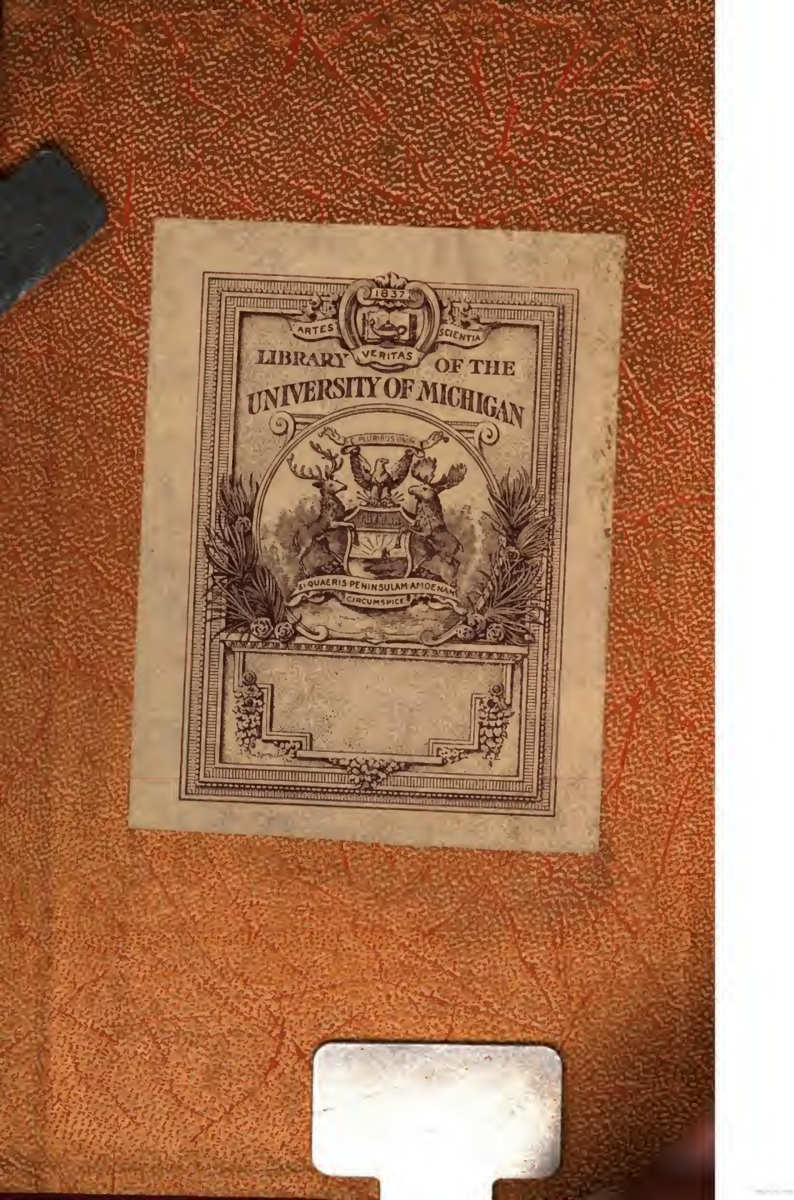
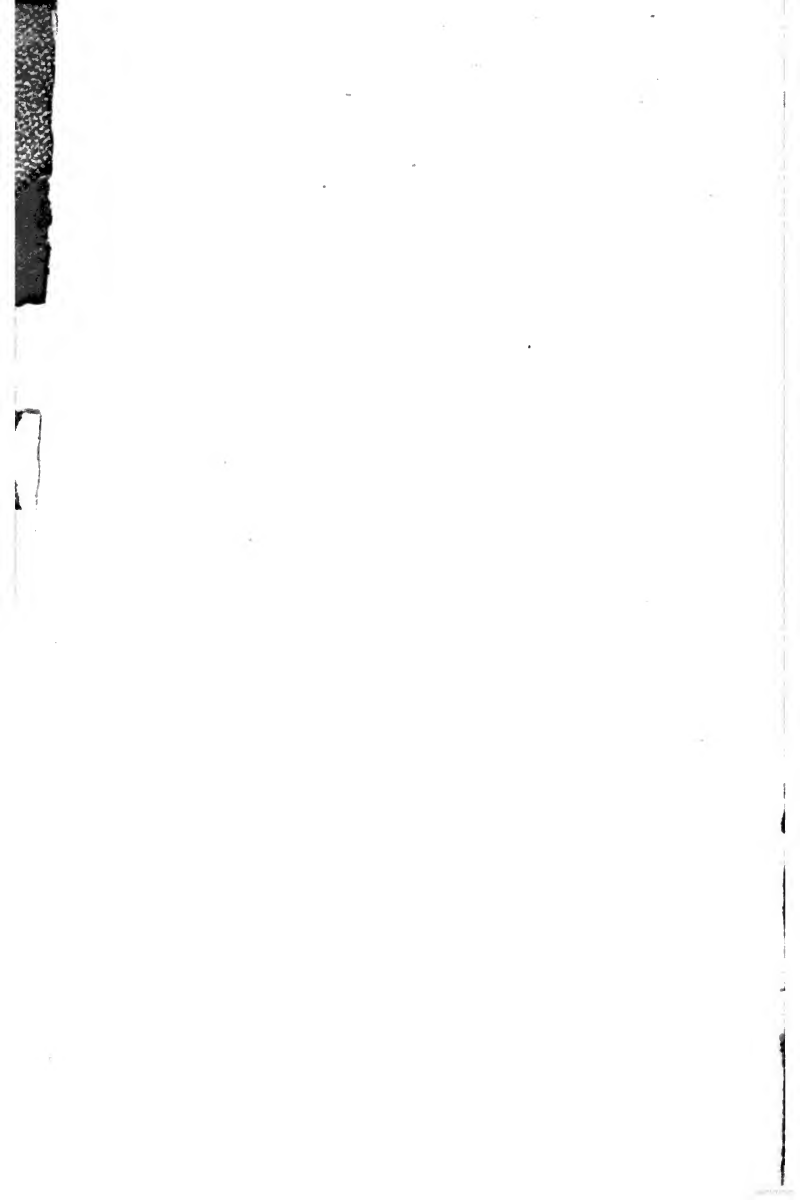
ISOLDE KURZ
FLORENTINER NOVELLEN




1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Florentiner Novellen

Florentiner Novellen

von

Isolde Kurz

Dritte Auflage



Stuttgart und Berlin 1905
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

Die Vermählung der Toten

In der schönen Stadt Florenz stand um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in der Nähe des Alten Marktes die hochberühmte Loggia degli Agolanti. Dieser schöne gotische Bau, von dem jetzt nur noch schwache Spuren erhalten sind, gehörte einem streitbaren alten Ghibellinengeschlecht, das seit Jahrhunderten großes Ansehen in der Stadt genoß, und führte im Volk den bedeutungsvollen Namen „Loggia del Parentado“, weil sich dort die alten Florentiner Adelsfamilien gesellig zu versammeln pflegten und bei solcher Gelegenheit manche Verschwägerung zum Abschluß gebracht wurde. „Verschwägerungen“ nannte man nämlich damals die Eheschließungen zwischen den Großen, bei denen es nicht die Wahl der Herzen, sondern ein Schutz- und Trutzbündnis zweier Geschlechter auf Leben und Sterben galt, denn die Tüchtigkeit ihres Stammes, die Zahl und Waffenfähigkeit ihrer männlichen Anverwandten war die wichtigste Mitgift, die man nebst einem unbescholtenen Namen von der Braut verlangte.

An jene schöne Halle aber knüpfte die Tradition eine glückliche Vorbedeutung für solche Bündnisse, und wer seinem Sohn eine würdige Lebensgefährtin suchen wollte, wandte sich gern an die Vermittlung Messer Baldassarres degli Agolanti, dem die Natur das klug

aushorchende Wesen und das überzeugende Wort des echten Florentiners verliehen hatte.

Zwischen den beiden Männern jedoch, die an einem schönen Frühlingsabend bei einem Krug feurigen Chiantiweins in dieser Loggia beisammen am Schachbrett saßen, bedurfte es keines Vermittlers, denn einer von ihnen, der mit den schmalen blassen Zügen, war Messer Baldassarre selbst, sein Genosse aber mit dem aufgedunsenen alten Bacchuskopf und dem kriegerischen Eisenwams war Messer Cione degli Amieri, der alte Haudegen, den jedes Kind in Florenz als den unzertrennlichen, wenn auch sehr ungleichen Busenfreund Messer Baldassarres kannte. Messer Cione hatte in seinen jungen Jahren nach dem Sieg der guelfischen Partei an der Seite seines Vaters, des berühmten Kriegers Foglia degli Amieri, des „Ritters vom goldenen Sporn", die Bitternisse des Exils gekostet und war viel mit den Deutschen in Italien herumgezogen; bei denen hatte er die Kunst des Trunkes erlernt. Als er nun mit den Seinigen in die Vaterstadt zurückgerufen und in alle Ehren wieder eingesetzt wurde, wandte er zwar seine Waffen wider Heinrich den Luxemburger, der neunzig Tage lang Florenz belagert hielt, aber der deutsche Durst war ihm geblieben. Und er, der vordem bei seinen germanischen Lagergenossen in der Kunst des Zechens nur für einen Stümper gegolten hatte, erlangte unter seinen minder vermögenden Landsleuten bald den Ruf der Meisterschaft. Wenn Messer Cione auf die alten Zeiten zu reden kam, so rühmte er sich auch gern, als grüner Junge in der

Schlacht von Campaldino an der Seite des großen Dante Alighieri gefochten zu haben, aber das Göttliche Gedicht hatte er nie gelesen, denn auf Reimereien hielt er nicht viel, war auch der Meinung, der tapfere Ghibelline hätte es füglich können ungeschrieben lassen. Aber sein Töchterlein, die blonde Ginevra, die mit den Jahren an Geist und Schönheit das Wunder ihrer Zeit werden sollte, konnte ganze Gesänge des „Inferno“ auswendig und hatte die traurige Geschichte der Francesca von Rimini und des unglücklichen Paolo mit wunderbarer Kunst in einen Teppich gestickt.

Auf dieses Mädchen, des alten Cione einziges Kind, hatte Ricciardo, Messer Baldassarres ältester Sohn, ein Auge geworfen, und der junge Ritter, der bisher den Banden des Ehestands völlig abhold gewesen, hatte erklärt, keine andere als Ginevra zur Frau zu nehmen, und sollte er auch Gefahr laufen, sein Leben in ledigem Stande zu beschließen und ohne gesetzliche Erben aus der Welt zu gehen. Diese Drohung Ricciardos beunruhigte seine ganze Verwandtschaft, denn er war schon neunundzwanzig Jahre alt, und es galt damals für unziemlich, wenn ein Mann unvermählt das dreißigste Lebensjahr überschritt.

Deshalb hatte Messer Baldassarre, dem die Tochter seines Freundes wohl anstand, versprochen, den Brautwerber diesmal in eigener Angelegenheit zu machen, und er suchte vorerst den Freund vorsichtig auszuhorchen.

Aber all seine Kunst war an dem ehrlichen Messer Cione verschwendet, der gar nicht begriff, worauf die verblümten Fragen seines Freundes abzielten, und der

auf die Lobpreisungen seines Kindes nur mit zufriedenem Schmunzeln und einem zerstreuten „Hm!“ und „Ja“ antwortete, denn seine ganze Aufmerksamkeit war einem Springer seines Gegners gewidmet, der Ciones Königin bedrohte. Er stützte den Kopf auf die Linke, die in seinem dichten noch braunen Haar wühlte, und goß, ohne es zu merken, einen Becher Wein nach dem andern hinunter. Als Messer Baldassarre das Hindernis seiner Brautwerbung erkannte, opferte er klug den Springer und verlor das Spiel. Messer Cione, durch die mehreren, in der Zerstreuung geleerten Becher angeheitert, geriet über seinen unverhofften Sieg in so rosige Laune, daß ihm die ganze Welt in einer abendrötlichen Verklärung erschien, und wollte eben mit schwerer Hand ein neues Spiel aufstellen, als sein Freund das Brett zurückschob und ohne weitere Umschweife die Werbung vorbrachte.

Er erzählte mit eindringlichen Worten, wie Ricciardo beim Maienfest zum erstenmal die schöne Ginevra im Festgewand unter den tanzenden Jungfrauen gesehen habe, wie ihm seitdem ihr Bild nicht aus dem Herzen gewichen sei und er erkannt habe, daß er nur durch ihren Besitz seine Ruhe wieder finden könne.

Cione streckte beide Füße aus, griff nach dem Becher, den er auf einen Zug leerte, strich sich dann den Bart und ließ die Faust langsam und gewichtig auf den Tisch fallen.

„Soll sie haben! Soll sie haben!“ rief er mit dröhnender Stimme, die von den Wänden der Loggia widerhallte. — „Meiner Treu, das ist ein guter Ge-

danke! Ricciardo ist ein braver Junge und deine Verwandtschaft ist mir lieb und wert."

Hier besann er sich einen Augenblick, rieb sich die Stirne und fügte hinzu: „Das heißt, wenn das Mädchen mit der Heirat zufrieden ist, denn sie hat einen eigenen Kopf, und ich habe ihrer Mutter — Gott schenke ihr das Paradies — versprechen müssen, nichts gegen ihr Glück zu tun."

„Nicht daß ich fürchtete, dein Ricciardo könne ihr zum Gemahl nicht anstehen," fuhr er fort, als er dem verwunderten Blick seines Freundes begegnete. „Aber das Kind ist noch nicht sechzehn Jahre alt und scheu wie ein Reh. Als vor sechs Wochen der Oheim des jungen Frescobaldi um ihre Hand für seinen Neffen anhielt, ließ sich das gute Kind so verzweifelt an, als sollte es in die Klauen eines Raubtiers ausgeliefert werden, und ich mußte ihr mit den heiligsten Schwüren geloben, sie noch nicht von mir zu stoßen in ein fremdes Haus."

Messer Baldassarre sah während dieser Worte seinen Freund mit Augen an, die immer größer und erstaunter wurden. Endlich ließ er beide Arme sinken, und als Messer Cione geendigt hatte, rief er im Tone höchsten Verdrusses: „Hat man denn je gehört, daß ein Vater seine Tochter zu befragen hat, wenn er eine Verschwägerung mit einem edeln Geschlecht schließen will? Oder hast du vielleicht bei den Deutschen die absonderliche Sitte gesehen, daß die Kinder ihren Eltern gebieten?"

Da begann Messer Cione heftig zu fluchen und

verschwor sich hoch und teuer, daß er in seinem Hause Herr und Meister sei und daß er jederzeit über seine Tochter verfügen könne, wie es ihm beliebe. Aber Messer Baldassarre stachelte ihn durch spitzige Reden noch mehr auf, bis der alte Ritter auf seine Tochter schalt, als habe er sie schon auf offener Widersetzlichkeit gegen seine Befehle ertappt, und im höchsten Zorne endlich ausrief: „Und wenn sich das Gänschen sperren und sträuben will, so sage ich: Marsch ins Kloster oder in des edlen Messer Ricciardo Haus! Hat man unsre Frauen vielleicht gefragt, ob sie uns wollten? Die meinige kam mir mit roten Augen ins Brautgemach, aber sie mußte sich fügen, weil es unsern Vätern so beliebte. Und nachher wurde sie dir so zahm wie ein Turteltäubchen, die anfangs nur mit gesträubten Federn umhergegangen war. Und die deinige wird dich gerade auch nicht mit Freuden genommen haben."

Der andere lächelte säuerlich und sagte: „Mein Ricciardo ist rauh von Sitten und versteht sich nicht aufs Schöntun wie die geputzten, gesalbten Bübchen, die am Maienfeste den Ringelreihen mit den Schönen tanzen. Aber er hat das Herz am rechten Fleck und wird jederzeit für seinen Schwäher eintreten wie ein eigener Sohn; deshalb verlasse ich mich mehr auf dein väterliches Wort als auf seine Eroberungskünste."

Der alte Ritter schlug mit der Faust heftig auf den Tisch.

„Und ich sage, er soll sie haben! Das ist abgemacht!" schrie er mit weinschwerer Zunge. „Schon zwei brave Jungen, die mir zu Schwiegersöhnen recht

gewesen wären, habe ich mit langer Nase abziehen lassen, weil es dem gnädigen Fräulein so beliebte. Jetzt ist es Zeit, daß sie meinen Ernst kennen lernt. Die verdammten Weiber mit ihrem Geflenn! Aber sie soll mir nur wieder so kommen! Auf dem Sterbebett habe ich ihrer Mutter versprochen, sie glücklich zu machen, und jetzt will ich mein Wort halten, so wahr ich Cione degli Amieri heiße! Verlasse dich auf mich, du hast mein Versprechen."

Messer Cione stieg sporenklirrend die Stufen hinunter und schritt auf die Straße hinaus, wo die Knechte mit einem gesattelten Pferd seiner warteten. Denn ob er gleich von der Loggia der Agolanti bis zu seinem Palast nur ein paar Schritte zurückzulegen hatte, hielt er es doch unter seiner Würde, auf der Straße anders als zu Roß gesehen zu werden.

Während er heimritt, fühlte Messer Cione in der frischen Abendluft mit den Weindämpfen auch seinen Zorn verrauchen, und damit schwand zugleich die Stärke der Tyrannei, in die er sich hineingeredet hatte. Und nun beunruhigte ihn der Gedanke, ein Machtwort aussprechen zu müssen, das seinem geliebten Kind vielleicht einen Strom von Tränen entlocken und ihm selber jedenfalls das Nachtessen verderben würde. Einen Augenblick dachte er daran, die Mitteilung seines Entschlusses noch um einen Tag zu verschieben, aber er erwog, daß die Zeit seine Stimmung noch mehr mildern und daß er alsdann gar nicht im stande sein würde, seinen Vorsatz durchzuführen. Deshalb suchte er künstlich seinen schwindenden Zorn festzuhalten und

seine Tochter als eine Undankbare anzusehen, die sich in so großer Jugend schon zweimal der väterlichen Autorität widersetzt und seine liebsten Wünsche durchkreuzt habe. Daß er selber damals ihrer Weigerung von Herzen zugestimmt hatte und ganz zufrieden war, sein einziges Kind noch länger im Hause zu behalten, fiel ihm gar nicht mehr ein. Aber seine behagliche Natur, die gern allem Unangenehmen aus dem Wege ging, spielte ihm unbewußt einen Streich, und ohne daß er es merkte, war er plötzlich von seinem Wege abgebogen und ritt unter stillem Vorsichhinbrüten zum Verwundern seiner Knechte ganz langsam zum Tor hinaus und über die Arnobrücke.

Er erinnerte sich, wie Messer Baldassarre ihn gefragt hatte, ob vielleicht das Herz des Fräuleins von einem andern Bilde erfüllt sei, und wenn er sich ihre blühende Gestalt und ihr schwermütiges Lächeln vorstellte, so mußte er sich sagen, daß sie doch das Kind nicht mehr sei, als das sie ihm noch bis vor kurzem erschienen, und daß besonders seit ein paar Wochen eine große Änderung mit ihr vorgegangen war. Und woher schrieb sich diese Änderung? Erst nachträglich fiel ihm auf, daß sie seit dem letzten Maienfest nicht mehr mit den Hunden spielte, noch ihn auf die Jagd begleitet hatte, sondern immer nachdenklich und still am Fenster über ihrem Stickrahmen gesessen war. Aber wen hatte sie auf dem Maienfest gesehen? Nun, er wußte es ja — wen anders als Messer Ricciardo?

Hier stieg ihm ein dämmernder Lichtschein auf, von dem er noch nicht wußte, wohin er ihn führen würde.

Er legte die Hand an die Stirne und spann so weiter, denn wenn es dem alten Ritter gelungen war, eine Gedankenspule zu erhaschen, so ruhte er nicht, bis er sie völlig abgewunden hatte, mochte es auch noch so lange dauern. Und da stand es plötzlich sonnenhell vor seinem Geiste, daß die blonde Ginevra beim Maienfest auf dem Turnierplatz von Santa Croce zum erstenmal Messer Ricciardo im ritterlichen Schmuck aus der Nähe gesehen, daß ein Liebespfeil beider Herzen entzündet hatte, und daß das Mädchen ihre schüchterne Neigung nur durch den Abscheu gegen jedes andere Eheband zu äußern wagte. Freilich war Ricciardo der Letzte, hinter dem er die Gabe gesucht hätte, ein Frauenherz im Sturm zu nehmen, — aber die Wege des kleinen Gottes sind ja immer dunkel für ein Vaterauge.

Wer konnte froher sein als Messer Cione? Er wandte sein Roß und trabte unter den fröhlichsten Gedanken der Stadt zu. Als er sich seinem Palast näherte, sah er einen schönen schlanken Jüngling in braunen Samt gekleidet um die Ecke schlüpfen, der bei seinem Anblick betroffen zur Seite trat und mit dem Ausdruck tiefster Ehrerbietung die Mütze vom Kopf nahm. Es war ein junger Mann aus dem Geschlecht der Rondinelli, einer angesehenen reichen Popolanenfamilie, die vor wenigen Jahren dem alten Adel in blutigem Straßenkampf siegreich gegenüberstanden. Messer Cione drehte brummend den Kopf zur Seite, denn diese Begegnung war ihm so widerlich, als sei ihm eine Katze über den Weg gesprungen, und er war fast geneigt, sie für eine üble Vorbedeutung zu halten.

Auf der Treppe hüpfte ihm sein Töchterlein leichtfüßig entgegen. Bei diesem Anblick schwanden die Wolken von des Ritters Stirne, und es war ihm, als ob eine neue Sonne aufginge. Er lächelte sie freundlich an und rief ihr schon von weitem zu: „Nun rate, mein gutes Kind, was ich dir heute mitbringe!“

„Gewiß habt Ihr mir bei dem fränkischen Händler den Knäuel Goldfaden gekauft, um den ich Euch neulich bat,“ sagte Ginevra und schmiegte sich an den Vater, der ihr den Arm schwer auf die Schulter legte und von ihr unterstützt die Stufen heraufkeuchte.

„Ach, Firlefanz!“ sagte der Alte, „du würdest ja mein ganzes Vermögen in deinen Teppich hineinsticken. Etwas viel Besseres bringe ich dir mit,“ setzte er schalkhaft geheimnisvoll hinzu, indem er in die Stube trat.

Da fühlte er aber, daß dies nicht die passende Form sei, der Tochter seine Mitteilung zu machen, und schrie sie barsch an: „So hilf mir doch das Eisenwams ablegen. Bist du denn zu gar nichts zu gebrauchen?“

Ginevra flog und brachte den Hausrock, in welchen sie den Vater hüllte, nachdem sie ihm behilflich gewesen, mit großer Mühe das enge Wams über den Kopf herauszuziehen und die schweren Sporen abzuschnallen. Dann legte sie Wams und Mütze sorgfältig in die große, reichverzierte Nußbaumlade, die unter dem Spiegel zwischen beiden Fenstern stand, das Prachtstück des ganzen Hausgeräts.

Messer Cione hatte sich unterdessen in den großen geschnitzten Lehnstuhl niedergelassen und dachte auf eine

geziemende Anrede, die sich für die feierliche Eröffnung schicken sollte.

„Du weißt," begann er nach einigem Räuspern, „daß ich dir immer ein guter Vater gewesen bin. Ich habe es dir nie zum Vorwurf gemacht, daß du als Mädchen zur Welt gekommen bist, obgleich du dadurch meine liebsten Hoffnungen zerstört hast. Weder dich noch deine selige Mutter habe ich es entgelten lassen, was doch jeder andere an meiner Stelle getan hätte, sondern ich habe dich lieb und wert gehalten, als wäre mir in dir ein männlicher Sprosse und Erbe meines Namens geboren worden. Oder kannst du es anders sagen?"

Sie stand vor ihm mit herabhängenden Armen, den schönen Kopf mit den blonden Flechten vorgeneigt, die braunen Taubenaugen zu Boden geschlagen, und ihr Herz klopfte in banger Erwartung, was auf diesen Eingang folgen würde.

„Nein, Vater," stammelte sie beklommen, „Ihr seid immer gut gegen mich gewesen."

„Das will ich meinen, und es ist mir lieb, daß du es anerkennst," sagte er und strich sich mit der Hand über die Brust herunter. — „Und da ich immer gut gegen dich gewesen bin und auch deiner Mutter versprochen habe, für dein Glück zu sorgen" — da ihm aber keine schickliche Fortsetzung einfiel, brach er kurz ab und rief: „Zum Teufel mit den langen Reden! Kurz und gut, der Sinn ist der, daß du jetzt einen Mann nimmst, denn ich will noch bei Lebzeiten Großvater werden."

„Vater!“ rief sie erschrocken mit einer Gebärde flehender Abwehr.

„Ach was, dummes Zeug!“ sagte er ärgerlich. „Ich weiß, wenn deine Mutter noch lebte, so hätte sie dir die Mitteilung in einer anderen Form gemacht, aber es bliebe doch immer dasselbe. Einen Mann will ich dir geben, der gut und tapfer und angesehen ist und nach dem eine andere alle zehn Finger ausstrecken würde. Und wenn du erst seinen Namen hörst —“

„Ich will ihn nicht wissen, ich will ihn nicht wissen. Hattet Ihr mir nicht versprochen, mich bei Euch zu behalten, bis ich noch ein paar Jahre älter wäre? Seid Ihr meiner überdrüssig? Habe ich etwas getan, daß Ihr mich von Euch stoßen wollt?“ fragte sie schmeichelnd.

„Larifari! Das sind nur Zierereien,“ rief der Alte ärgerlich. „Bei mir bleiben? Willst du eine alte Jungfer werden? Du bist fünfzehn Jahre alt. Ich könnte wetten, daß du dich schon lange nach der Haube sehnst. Komm einmal her und gestehe, ob du nicht Nachts in deinem Kämmerlein im stillen nach deinem Trauten schmachtest.“

„Vater, was sagt Ihr da?“ stammelte sie verwirrt. „Ich kenne ja gar keine jungen Männer.“

„So, du kennst keine jungen Männer? Was hat man mir denn da eine Stunde lang vorgefaselt — wollte sagen vorgeredet — von hoffnungsloser Liebesglut und solchen Dummheiten und von Nächten, die man unter deinem Fenster verseufzt? —“

„Von wem redet Ihr?“ sagte sie atemlos.

Messer Cione weidete sich an ihrer Bestürzung. Er sah sie zärtlich und zugleich neckisch an und sagte, indem er ihr das Kinn aufrichtete: „Wie hieß denn der artige Herr, mit dem man beim Maienfest auf Santa Croce Bekanntschaft gemacht hat?"

„Vater!" rief sie und stürzte ihm zu Füßen.

Dem Ritter wurde es naß in den Augen.

„Siehst du, törichtes Kind," sagte er, „warum hast du nicht gleich Vertrauen zu deinem Vater gehabt?"

„O," schluchzte sie, „Ihr wißt alles und Eure Güte ist so groß —"

„Sieh, Kind, so ist dein Vater," sagte er gerührt. „Tag und Nacht denkt er nur daran, dich glücklich zu machen und ruht nicht, bis er das rechte gefunden hat. Ich bin dir Vater und Mutter zugleich gewesen und habe es dir nie nachgetragen, daß du mir schon in der Geburt die liebsten Wünsche durchkreuzt hast und daß durch deine Schuld in mir das alte Geschlecht der Amieri zu Grabe geht."

„O Vater, ich habe sehr gesündigt, daß ich Eurer unendlichen Güte nicht vertraute. Mein Glück ist so groß, daß ich es noch nicht fassen kann. Sagt es noch einmal, daß Ihr mir ihn geben wollt, daß ich seine Frau werden soll —"

Er richtete die selig Weinende auf, streichelte ihr Gesicht und sagte: „Ja, ja, du sollst ihn haben, obgleich ich manches dagegen einwenden könnte, und auch, offen gesagt, gar nicht so viel Schönes an ihm sehen kann."

„Also habt Ihr ihm verziehen und wollt ihn emp=

fangen wie einen Sohn? O, auch Leonardo wird Euch lieben wie einen zweiten Vater, und wenn er Euer Mißfallen verdient hat, so wird er suchen, es tausendfach gutzumachen durch sein ganzes Leben."

„Schon gut, schon gut," sagte der Alte, der nicht wußte, was er verziehen haben sollte. — „Aber er heißt nicht Leonardo, sondern Ricciardo," fuhr er lächelnd fort. „Du mußt dir diese Untugend abgewöhnen, die Namen zu verwechseln. Deine Mutter — Gott schenke ihr den ewigen Frieden — war gerade so. Nie konnte sie sich in den ersten Jahren unseres Ehestands überzeugen, daß ich Cione und nicht Lorenzo heiße."

„Wenn Ihr es befehlt," sagte Ginevra, an seine Brust geschmiegt, „so will ich ihn mein Leben lang Ricciardo nennen, obgleich ich Euch schwören kann, daß er in der heiligen Taufe den Namen Leonardo erhalten hat. Leonardo! Sagt selber, ob es einen wohlklingenderen Namen geben kann. Leonardo Rondinelli! Und künftig Ginevra Rondinelli!"

„Bist du toll!" schrie der Vater und fuhr auf. „Ricciardo! Ricciardo Agolanti! Ginevra Agolanti, wenn dir's beliebt! Wie kommst du auf den Namen Rondinelli! Was hast du mit dem Gesindel zu schaffen? Sprich, rede, ich will's wissen!"

Er packte die Bestürzte und schüttelte sie heftig, während sie entfärbt, keines Wortes mächtig, mit aufgerissenen Augen vor ihm stand.

„Was hat der junge Rondinelli in meinem Haus verloren? Ich habe ihn eben wie einen Dieb um die

Ecke schleichen sehen. Weh dir, wenn du dich mit dem Popolanenpack gemein machst! Räuber und Mordbrenner, die uns die Häuser über dem Kopf anzünden und ausplündern. Gesindel, das uns aussaugt und an unsern Gütern fett wird, während wir verarmen. Was hat der Bursch vor meiner Tür zu tun? Gilt sein Herumschleichen dir? Willst du gleich reden!"

Aber der jähe Umschlag hatte das Mädchen völlig betäubt, und der Alte mußte dieselbe Frage noch oft wiederholen, und zwar immer lauter und zorniger, bis Ginevra sich etwas gesammelt hatte und mit Würde antworten konnte: „Vater, er hat seinen Fuß ja nicht über die Schwelle gesetzt. Nur auf der Straße ist er vorübergegangen, während ich am Fenster saß."

„Also geäugelt hast du mit ihm? Ist es nicht eine Schande? Du, die Enkelin Messer Foglias, eines Ritters vom goldenen Sporn, und dazu die Braut eines Agolanti! Aber gib nur acht! Wenn dein Vater dich verzogen hat, dein Gatte wird dir die Grillen schon austreiben. Einen Rondinelli! Und was hast du mit ihm? Ist es beim Ansehen geblieben, oder —?"

„Wir lieben uns, Vater," sagte Ginevra fest, „da Ihr es doch schon wißt, da Eure gütigen Worte mir mein Geheimnis entlockt haben. Wir lieben uns, und nie werde ich einwilligen, die Braut eines andern zu werden — auch nicht Messer Ricciardos."

Messer Cione hob die Hand auf, um sie zu Boden zu schmettern, aber er begnügte sich, sie in eine Ecke zu schleudern, wo sie mit der Schulter hart an einen Pfosten aufstieß.

Er ging ihr mit geballter Faust nach. „Wo hast du den Schurken kennen gelernt? Wie bist du zu dieser Bekanntschaft gekommen?"

Ginevra sank auf die Kniee.

„Ihr sollt alles wissen," sagte sie, „und Ihr werdet sehen, daß Eure Tochter nicht zu erröten braucht. Es war beim Turnier von Santa Croce am ersten Maientag. O, ich muß glauben, daß es der Wille des Schicksals war, denn Ihr selbst bestandet darauf, ich sollte unter Madonna Gianettas Schutz dem Waffenspiel beiwohnen, und Ihr schenktet mir das köstliche Seidengewebe zum Festgewand und befahlt mir, die Juwelen meiner Mutter anzulegen, und kein Schmuck schien Euch reich und kostbar genug für mich. Ihr selber aber verschmähtet es, uns zum Turnier zu führen, und schicktet uns zwei Frauen allein in Begleitung der Knechte auf den Festplatz."

„Weil ich beim Schachbrett saß. Sollte ich mit den weißen Gänslein Ringelreihen tanzen oder in den Schranken eine Lanze brechen wie ein junger Fant?" brummte der Ritter grimmig. „Aber fahre fort!"

„In den Schranken, wo der Glanz der blanken Waffen, das Flimmern der Edelsteine auf den buntgestickten Satteldecken, das Nicken der hohen Federbüsche das Aug verwirrte und blendete, und der Blick sich in dem Gewühl fremder Gesichter verlor, sah ich einen Ritter auf schwarzem Pferd, in dunklem Harnisch, der unverwandt zu unserer Tribüne heraufstarrte. Sein Äußeres war mißgestalt, doch könnte ich Euch weder seine Züge beschreiben noch seine Farben und Devise

nennen, denn ich wagte ihn nicht zu betrachten, ich fühlte nur seinen Blick, der mich beharrlich mit einem verlangenden, gebieterischen, unaussprechlich qualvollen Bann umfing, es war mir, als ob die düstere Glut dieses Auges mich verzehre. Meine Wangen brannten, ich wollte hinter dem bewimpelten Pfeiler der Tribüne Schutz suchen, da fiel mir ein weißes Tüchlein aus den Händen. Ich sah, wie der Ritter das Tuch mit der Degenspitze auffing, es an die Lippen und die Brust drückte und es dann auf seinem Helm befestigte."

„Ich weiß, wer der Ritter war," murmelte Messer Cione.

„Das Gewühl des Turniers verschlang den Ritter, ehe ihn Madonna Gianetta, der ich ein Zeichen machte, bemerken konnte. Aber mir ward es bang und weh zu Mute, und ich wünschte mich weit weg vom Fest zu Euch nach Haus in die kühle Halle. Sobald das Kampfspiel zu Ende war, zog ich Madonna Gianetta fort, in der Menschenmenge verloren wir die Diener aus den Augen und mußten froh sein, uns aus dem Gedräng in eine stille Seitengasse zu retten. Da hörten wir hinter uns Sporengeklirr, und der Schatten eines Mannes fiel breit auf das Pflaster. Wir drängten uns fester zusammen und beschleunigten den Schritt, der Verfolger tat desgleichen. Endlich, als wir uns dem Platz der Signoria näherten, glaubten wir ihn verloren zu haben, aber an der Straßenecke stand er wie aus dem Boden gewachsen vor uns. Ich kann Euch schwören, daß ich an ihm vorüberging, ohne die Augen aufzuheben, aber ich fühlte wieder den düsteren, ver-

zehrenden Blick, der auf meinem Gesicht brannte. Er trat an meine Seite und sprach zu mir — Worte, die ich kaum verstand, die mir aber eine eiskalte Angst in die Glieder jagten. Wir eilten so schnell wir konnten, aber der Unbekannte, obwohl sein Schritt hinkend und ungleich war, holte stärker aus und hielt sich immer an meiner Seite. Da blieb Madonna Gianetta stehen und fragte ihn, ob es eines Ritters würdig sei, zwei schutzlose Frauen zu erschrecken und zu verfolgen. Sie drohte, um Hilfe zu rufen, wenn er uns nicht verlasse, und da soeben der junge Herr Leonardo, der Madonna Gianettas Schwestersohn ist, vorüberkam und unsere Lage bemerkend schnell vom Pferde stieg und auf uns zutrat, entfernte sich der Ritter, welcher glauben mochte, daß Herr Leonardo mein Bruder sei, indem er mir noch zuflüsterte: ‚Edles Fräulein, Euer Tuch behalte ich als Pfand, Ihr sollt es dereinst von mir auslösen an einem Tag, welcher der schönste meines Lebens sein wird.' — Ich zitterte so stark, daß ich mich auf Herrn Leonardos Arm stützen mußte. Ach, wenn Ihr ihn da gesehen hättet, wie er in seinem gestickten Wams dem heiligen Georg, dem Lindwurmtöter glich, wie zart und ritterlich er uns beide schutzlose Frauen geleitete, wenn Ihr gehört hättet, mit welcher Verehrung er von Euch sprach, den er die Blume der florentinischen Ritterschaft nannte — dann, o dann, Vater, würdet Ihr Euch nicht verwundern, daß er das Herz Eurer Tochter so rasch gewonnen hat."

Messer Cione antwortete etwas besänftigt: „Ich sehe schon, wie du in deiner Ganshaftigkeit glaubtest,

der Ritter wolle dich fressen, und dieser Gelbschnabel habe eine große Tat verrichtet, daß er durch sein Hinzukommen eine Erklärung abschnitt, gegen die ich nichts einzuwenden habe, als daß sie nicht in Gegenwart des Vaters gemacht ward. Wenn alles wäre, wie es sollte, würde sich der Laffe wohl gehütet haben, einem Ritter wie diesem in den Weg zu treten. Denn wenn du wissen willst, wer der fremde Herr war, dessen Gegenwart einen solchen Bann auf dich ausübte, so will ich es dir sagen: es war niemand anders als Messer Ricciardo, dein Verlobter; die Geschichte von dem Tuch kenne ich aus dem Munde Herrn Baldassarres, und du wirst das Pfand von ihm auslösen an dem Tage, den dein und sein Vater bestimmen werden. Stehe jetzt auf und schlage dir die Kindereien aus dem Kopf. Daß dein künftiger Gatte dir schon beim ersten Anblick solche Scheu eingeflößt hat, das bedeutet eine gute Ehe, denn er soll dein Herr sein, nicht dein Spielkamerad."

Doch ebenso leicht hätte er können die Wasser des Arno rückwärts fließen heißen, denn Ginevra erhob sich nicht vom Boden, sondern schleppte sich auf den Knieen zu ihrem Vater, der sie mit Heftigkeit zurückstieß, und beschwor ihn, daß er sie lieber ins Kloster der heiligen Apollonia schicke, wo seine Schwester Äbtissin war, als sie an dem Manne, der ihr Herz und ihre Treue besitze, meineidig zu machen.

Da aber der Alte erfuhr, daß seine Tochter den jungen Leonardo seit seiner ersten Begegnung zu öfteren Malen im Haus Madonna Gianettas wiedergesehen,

daß diese würdige Matrone ihre Liebe beschützt und Zeugin ihres geheimen Verlöbnisses gewesen, da entbrannte sein zorniges Gemüt noch heftiger als zuvor; er überschüttete das Mädchen mit allen Scheltworten und Flüchen, welche die an schnöden Reden so reiche toskanische Mundart besitzt, fügte auch noch etwelche fremdländische Kraftwörter hinzu, die er in seiner Jugend bei den Deutschen gelernt hatte, und schwur hoch und teuer, wenn er Ginevra nicht als Gattin dem jungen Agolanti zugesagt hätte und seinen Schwur um der Ehre willen halten müßte, so würde er sie auf der Stelle hier in Stücke hauen. Ob sie denn nicht wisse, daß von all den frechen Emporkömmlingen, deren Anblick ihm täglich die Seele vergifte, keiner ihm so schweres Leid angetan wie die Familie der Rondinelli, die ihm seine Mauern verbrannt und seine Türme niedergerissen und gegen die er niemals vor Gott und Menschen Recht gefunden habe. Aber er solle nur einmal einem von ihnen an einem Ort begegnen, wo der Arm der Signoria nicht hinreiche, sei es im Himmel oder in der Hölle, so wolle er so reiches Maß der Vergeltung üben, daß der liebe Gott selber am Tage des Gerichts die zerschlagenen Gebeine des Sünders nicht mehr erkennen solle.

Und als ob die gräßlichen Reden einer schlagenden Beweisführung bedürften, schleppte er das Mädchen am Arm auf den Söller, wo er ihr die verstümmelten, rauchgeschwärzten Mauern des Hinterpalastes zeigte, die wie eine stumme Anklage zum Himmel starrten.

„Sieh, das haben sie getan, die Herren Rondi-

nelli und Medici und wie das Krämervolk heißt. Es ist deine eigene Mitgift und Erbschaft, die da in Rauch und Flammen aufgegangen ist, es war ein Wunder, daß du selber mit dem Leben davonkamst, und du darfst Gott danken, daß ein so edler Herr wie Messer Ricciardo dich zur Frau begehrt, Bettlerin, die du bist!"

Und nachdem er sie noch einigemal derb geschüttelt und „figlia d'un cane" genannt hatte, ohne zu bedenken, daß er mit diesen Worten mehr sich selbst als sein Kind beschimpfte, ging er mit schweren Schritten zur Tür hinaus und ließ die unglückliche Ginevra allein, indem er die Fäuste gegen den Himmel ballte, als wollte er die Vorsehung selbst zur Verantwortung ziehen, und ausrief: „O Gott, wie konntest du zulassen, daß mein Blut sich so verirrte!"

Die Wut des Ritters entsprang nicht allein aus der Verachtung des alten kriegerischen Adels gegen den im Handel reich gewordenen Bürgerstand, noch aus der in stürmischen Zeitläuften erlittenen persönlichen Schädigung, sondern sie war eine Folge der langen Unterdrückung und endlichen völligen Rechtlosigkeit, in der die Träger der ältesten und erlauchtesten Namen von den siegreichen Zünften gehalten wurden.

In Florenz war nämlich seit einem Jahrhundert die herkömmliche Weltordnung auf den Kopf gestellt und sollte es auch bleiben, solange die Herrlichkeit der alten Republik dauerte. Den Adeligen oder „Granden" war in heißen Kämpfen allmählich jeder Anteil am Regiment aus der Hand gewunden worden, selbst eine Vertretung war ihnen versagt, und Gesetze von aben-

teuerlicher Strenge wurden aufgestellt, um diese neue Ordnung zu sichern. Unter keinerlei Umständen konnte ein Adeliger ein Amt von nur einiger Bedeutung bekleiden, selbst den Palast der Regierung zu betreten war ihm verwehrt. Nur in seltenen Fällen erlangte ein „Grande" durch außerordentliche Verdienste das Recht, den Adel abzulegen, seine Wappen zu verlöschen und in den Bürgerstand aufgenommen zu werden, doch selbst dann blieb er von den Staatsämtern ausgeschlossen. Derjenige Adelige, welcher einen Popolanen durch Worte oder Werke zu beleidigen oder gar sich tätlich an ihm zu vergreifen gewagt, durfte der härtesten Strafe gewärtig sein, von schwerer Geldbuße, Abhauen einer Hand, Konfiskation der Güter, bis zur Verkürzung um die Länge eines Kopfs. Und damit ja kein Vergehen des Adels ungesühnt bleibe, waren an vielen öffentlichen Orten Büchsen aufgestellt, welche dazu dienten, geheime Denunziationen gegen die „Großen" aufzunehmen.

Mit der Zeit ward die Versetzung in den Adelsstand sogar zu einem Akt der Strafe, denn wenn ein Popolane bei irgend einem Anlaß Partei für einen „Großen" genommen oder nur eine ihm durch einen solchen zugefügte Beleidigung nicht zur Anzeige gebracht oder sich sonst in irgend einer Weise mißliebig gemacht hatte, konnten er und seine ganze Nachkommenschaft zu Granden erklärt werden, wodurch die Familie auf ewige Zeiten der bürgerlichen Rechte verlustig ging.

Diesen unwürdigen Zustand vermochten die edlen Sprößlinge der alten Ghibellinenhäupter nicht ruhig

zu ertragen und sie hatten mehr als einmal versucht, in blutigen Straßenkämpfen und Aufläufen die verlorene Herrschaft wieder an sich zu reißen.

Vor wenigen Jahren war es zum letztenmal zum Zusammenstoß gekommen, in den sich Messer Cione trotz seiner vorgerückten Jahre und Körperfülle frisch und freudig wie ein Jüngling gestürzt hatte. Die Parteien, in Familien mit Sippen, Gefreunden und Anhang geordnet, standen sich in den Straßen, auf den Plätzen, wo nur Raum zum Handgemenge war, gegenüber, aber durch unerschöpflichen Zufluß aus den niederen Vierteln schwollen die Reihen des Volkes und wuchsen zu einem Strom, der die ermatteten, durch keine Hilfe mehr verstärkten Gegner wie schlechtgestützte Dämme niederriß.

Und während an den Arnobrücken längst niemand mehr standhielt, als das eiserne Geschlecht der Bardi, das den „Ponte Vecchio" durch schwere Ketten gesperrt hielt und ihn von seinen Türmen herunter verteidigte, löste sich von dem Hauptheer der Streitenden eine kleine Schar Popolanen ab und zog, geführt von den Rondinelli, nach dem Mercato, wo sich ein Häuflein Adliger unter dem Befehl Messer Ciones um das kleine Kirchlein des heiligen Andreas her befestigt hatte und von seinen Palästen und himmelhohen Türmen herunter dem Andrang des Volks wie aus einer Burg Widerstand leistete. Auch dort fanden sie die engen Straßen durch schwere Eisenketten von Turm zu Turm gesperrt, und an der vordersten dieser Barrikaden stand, umgeben von einer auserlesenen Schar junger Edel-

leute, Messer Cione, gerüstet bis an die Zähne, daß er einem Berg von Eisen glich und mit seiner Person allein schon den Paß sperrte. Er hatte die Beine gespreizt, sein Gesicht war blutrot aufgelaufen, das Schwert stemmte er vor sich auf den Boden, indem er sich mit beiden Händen darauf stützte, blickte wild um sich und begleitete jeden Schuß oder Wurf, der aus den Reihen der Seinigen kam, durch einen fürchterlichen Fluch, wie um seine Wucht zu verstärken. Es blieb eine Zeitlang bei bloßen Drohungen und gefahrlosen Würfen, erst als die Rondinelli, welche den ganzen Streit angezettelt und auch an den Brücken als die vordersten gekämpft hatten, auf dem Platz erschienen, kam es zum Blutvergießen; von den gezackten Mauern herab wurden sie durch Geschosse dicht wie Hagelkörner begrüßt, und hoch oben aus der Luft von den schwebenden Brücken herunter, welche die Häuser befreundeter Familien verbanden, flogen Steinblöcke, die den Getroffenen auf immer zu einem friedlichen Mann gemacht hätten.

Aber ehe ein Opfer fiel, war der ungleiche Kampf entschieden. Ein paar Jünglinge aus dem Geschlecht der Rondinelli, welche ihres jugendlichen Alters wegen von den Vätern in die hintersten Schlachtreihen gestellt worden waren, schleppten, um nicht müßig zu bleiben, eine große Leiter herbei, die sie unter den Steinwürfen der Belagerten und dem Beifallsgeschrei der Menge an die Mauern legten, und der sechzehnjährige Leonardo war es, der zum Jubel der Seinigen den ersten Feuerbrand in den Palast der Amieri schleuderte.

Zwei Schritte vom Fenster stand mit vorgebeugtem Leib, Furcht und Neugier in den Mienen, die liebliche, noch nicht dem Kindesalter entwachsene Ginevra, die dem Verbot des Vaters entgegen aus den verstecktesten Räumen des Palastes heraufgeschlichen war, um dem Kampfe zuzusehen.

Als nun Leonardos Gestalt so jählings am Fenster erschien und einen Augenblick zwischen Leben und Sterben an der Brüstung hing, schrie das Kind vor Überraschung laut auf und starrte regungslos den schönen kecken Knaben an, aber im nächsten Moment schoß, von seiner Hand geschleudert, ein Feuerstrahl an ihr vorüber, der zischend auf den weichen wollenen Fußteppich niederfuhr. Zugleich begegneten sich die Blicke der beiden, er streckte noch erschrocken den Arm aus, wie um die schon entsandte mörderische Fackel zurückzuhalten, aber gleichzeitig prasselte es von den oberen Stockwerken herab mit Steinen auf den jugendlichen Angreifer, der unter diesem Hagel das Gleichgewicht verlor. Ginevra hatte alles vergessen, die feindliche Tat des Knaben und die eigene Gefahr, sie flog ans Fenster und konnte noch eben sehen, wie der Schwankende eine Sprosse der Leiter faßte, die er zwar im Falle mit sich riß, die aber doch die Gewalt des Sturzes milderte, so daß seine Gefährten die Leiter ergreifen und den Jüngling in den Armen auffangen konnten. Doch während er in Herzensangst nach Hilfe rief und sich aus den umklammernden Armen der Freunde loszuringen suchte, um aufs neue die Leiter anzulegen, diesmal

nicht als Feind, sondern als Retter, streckte ihn ein neuer Steinwurf bewußtlos zu Boden.

Für Messer Cione aber war es ein großes Glück, daß gleichzeitig auf dem linken Arnoufer die Häuser der Bardi an allen Ecken rauchten und die Beutegier des Pöbels eine reiche und köstliche Ernte fand, denn sein eigener Palast blieb von aller Plünderung verschont, da ihm nur angesehene begüterte Bürger gegenüberstanden, die mit der zugefügten Schädigung zufrieden vom Brandplatz abzogen, nachdem sie die Turmwand niedergerissen hatten. Einige waren sogar beim Löschen behilflich, denn das florentinische Volk war von je ebenso bereit zum Lieben wie zum Hassen, und wenn die Rache gesättigt war, schlug sie leicht in Mitgefühl um.

Ginevra war halb erstickt und ohnmächtig von einem Diener durch den bedeckten Gang in ein Nachbarhaus getragen worden, wo sie Madonna Gianetta liebreich aufnahm und pflegte. Aber von der Erscheinung des Jünglings am Fenster, für den eine ganz leise Stimme in ihrem Herzen um Verzeihung flehte, sprach sie nie ein Wort, und Messer Cione, der den Namen des eigentlichen Brandstifters nicht erfahren hatte, teilte darum seinen Groll zwischen dem ganzen Geschlecht der Rondinelli.

Als Ginevra später den Knaben in männlicher Gestalt wiedersah, erkannten sie sich auf den ersten Blick, und beiden war es, als hätte sich von jener Brandfackel ein Funke in ihre Herzen verirrt, der lange Jahre da geschlafen und der nun auf einmal

vorbrechen müsse als ein heiliges Feuer, um all den alten Hader in seiner reinigenden Glut zu verzehren.

Auch jetzt nachdem der Vater im Zorn von ihr gegangen war, gab sie die Hoffnung nicht auf, sein Herz zu erweichen. Aber der alte Ritter, der wohl wußte, daß seine ganze Stärke in seinem Zorn lag und daß er nicht sicher war, einen zweiten Sturm siegreich zu bestehen, ließ ihr noch desselben Abends durch die Dienerin sagen, sie solle sein Angesicht nicht wieder sehen, bis sie komme, um ihm ihre Unterwerfung anzukündigen. Indessen habe sie allein auf ihrem Zimmer zu bleiben und mit niemand zu verkehren, damit sie in sich gehen und ihren Trotz bereuen könne.

So saß sie nun die langen Tage in ihrem Turmzimmerchen, dessen Fenster auf den von drei Seiten eingeschlossenen Hofraum gingen, stickte an ihrem Teppich und in jeden Stich verwob sie einen Gedanken an Leonardo. Und bald wünschte sie, daß er einen Fürsprecher zu ihrem Vater schicken möge, bald zitterte sie vor dem Ausgang eines solchen Versuchs. Wenn es Abend wurde, lauschte sie mit klopfendem Herzen nach der Straße hinunter, wo sie seinen Schritt aus allen andern herauszuhören glaubte, und stellte sich seine Gestalt vor, die jetzt wohl spähend über die Piazza schlich. Sie drückte die Brust gegen die kahle Wand, welche ohne Fenster wie eine Klostermauer nach dieser Seite ging, und gab dem fühllosen Stein all die Küsse, die sie bisher dem Geliebten verweigert hatte. Des Nachts, wenn die Fensterscheiben im Wind erklirrten, zitterte sie, daß Leonardo es noch einmal

wagen könnte, die Leiter an ihr väterliches Haus zu legen, und harrte mit gespanntem Ohr und jagenden Pulsen schlaflos bis zum Morgen.

Messer Cione horchte wohl zuweilen auf dem Gang, und wenn sich lange nichts regte, ward er ängstlich und schickte die Dienerin mit irgend einem Vorwand in die Stube, ob das Kind sich in der Einsamkeit kein Leids angetan habe, aber sobald er ihre Stimme wieder vernahm, erwachte sein Groll aufs neue, und er ging von dannen mit dem festen Vorsatz, sich nimmermehr von seinem gegebenen Wort abbringen zu lassen.

Diese Dienerin, Laurella mit Namen, ein häßliches, aber aufgewecktes Geschöpf, hatte sich während Ginevras Haft in das Vertrauen der jungen Herrin eingedrängt und wäre wohl zu einem geheimen Botengang willig gewesen, hätte nicht Messer Ciones Argwohn auch ihr die Flügel beschnitten, indem sie das Haus ohne seine besondere Ermächtigung nicht verlassen durfte. So blieb nur die Hoffnung auf Madonna Gianetta, die bisher die Schutzpatronin der beiden Liebenden gewesen, aber die edle Dame, die sonst auf Messer Cione das Sprichwort anzuwenden pflegte, daß Hunde, welche bellen, nicht beißen, war durch des alten Ritters Drohungen so eingeschüchtert worden, daß sie die Stadt in aller Stille verlassen und sich auf ein Landgut zurückgezogen hatte. Bald folgte noch schlimmere Mär, denn auf mancherlei Umwegen kam es Laurella zu Ohren, der alte Rondinelli sei gesonnen, seinen Sohn in Handelsgeschäften nach

Frankreich zu verschicken, und was diese Sendung bedeuten sollte, wußte Ginevra nur allzuwohl; hatte sie doch aus Leonardos eigenem Munde gehört, daß es seines Vaters Lieblingsgedanke sei, ihn mit der Tochter eines reichen Handelsfreundes in Lyon zu vermählen. Und um das Maß voll zu machen, teilte ihr Laurella gleichzeitig mit, daß der Notar den Kontrakt ihrer Heirat mit Ricciardo schon aufgesetzt habe, und daß das Kränzlein von goldenen Blättern, das nach Florentiner Brauch ihr Haupt bei der Zeremonie schmücken sollte, für den folgenden Morgen bereit liege.

„Nein, bei Gott," rief Ginevra außer sich, „dies Kränzlein wird mich niemals schmücken, es sei denn, daß Leonardo mich zum Altar führe, oder sie setzten es mir als Leiche aufs Haupt — denn wisse, eher stürz' ich mich von diesem Turm zerschellt aufs Pflaster, als daß ich dem Mann folge, vor dem mein Inneres schaudert."

Sie zog Laurella in die entlegenste Ecke des Gemachs, und nachdem sie ihr den Schwur der Treue und Verschwiegenheit abgenommen, holte sie ein zusammengefaltetes Blatt aus dem Busen und sagte mit gedämpfter Stimme: „Nimm diesen Brief und verwahr' ihn wohl. Ich habe ihn heute nacht geschrieben, aber ich wollte ihn nicht absenden, bis es zum Äußersten gekommen wäre, denn nur aus höchster Not werfe ich die Sitte und Bescheidenheit von mir, die einem Mädchen geziemen. Aus den Erzählungen unserer Dichter weiß ich, wie bedrängte Liebende sich Hilfe schaffen, und manche Heldin, die im Liede gepriesen wird, hat

Schlimmeres getan als ich, um den Weg zu ihrem Liebsten zu finden. So höre den Rat, den mir der Himmel eingibt: Wenn Leonardo treu ist — und ach, ich würde eher am Licht der Sonne zweifeln als an ihm — so soll er heute nacht um die zweite Stunde nach Sonnenuntergang in der Kirche des heiligen Andreas auf mich warten. Mein Vater kann mir diesen Gang nicht weigern, wenn ich ihn bitte, mich die Nacht vor meiner Vermählung am Grabe der Mutter beten zu lassen. Ich werde ihm Unterwerfung heucheln, ihn beschwatzen und mit dir zur Stelle sein. Dort, wenn kein Priestermund uns den Segen sprechen kann, soll Leonardo bei der Nische, die die Gebeine meiner Mutter birgt, mich zu seinem Weibe nehmen. Im Angesicht Gottes und dieser Toten tauschen wir die Ringe, und du sollst Zeugin sein. Alsdann folge ich ihm, wohin er mich führen will. Und wenn die Seinigen mich zurückstoßen, gehen wir in ein anderes Land, und meine Heimat soll da sein, wo unsere Liebe ein Asyl findet."

„Madonna, Ihr habt hohen Mut," sagte das Mädchen bedächtig. „Aber denkt Ihr auch an die Gefahren, die Ihr heraufbeschwört, Eures Vaters Zorn und die Gesetze dieser Stadt? Wird Herr Leonardo so Großes wagen?"

„O Laurella, was redest du!" rief das Mädchen. „Leonardo ist kein Ritter, aber zehn Ritter erreichen Leonardos Kühnheit und Treue nicht. Und wenn uns das Schlimmste geschieht, wenn die Verfolger uns ereilen, so sterben wir doch Herz an Herzen als Mann

und Weib und sind eine Stunde glücklich gewesen."

„Ihr sprecht vom Sterben und ich soll dazu die Hand bieten!" schluchzte Laurella und umfaßte sanft den Leib der jungen Gebieterin. „Ach Madonna, was soll aus mir werden, wenn Ihr untergeht?"

„O Laurella, sterben um Liebe heißt ewig leben," rief das Mädchen mehr und mehr hingerissen. „Wenn du mich liebst, so sei stark mit mir und denke nur daran, diesen Brief in Leonardos Hände zu besorgen. Um die Stunde, wo er von seines Vaters Bank nach Hause geht, stellst du dich am Fenster auf und wartest, bis ein Jüngling in braunem Sammetwams vorüberkommt, der wie ein Palmbaum über alle andern emporragt. — Licht strahlt von seinen Augen, und sein Gang ist Majestät, er gleicht dem heiligen Georg, der den Drachen schlug; du müßtest ihn aus Tausenden erkennen, wenn du ihn nie gesehen hast! — Schon von weitem späht er am Haus herauf, du zeigst ihm den Brief, den du mit einem Stein beschwert im Busen trägst, und wenn er dich verstanden hat, läßt du ihn verstohlen zu seinen Füßen fallen. Er wird ihn aufheben und das elende Papier mit seinen Küssen bedecken, denn so hab' ich's in den alten Historien gelesen —"

„Herrin, ich gehorche," unterbrach Laurella die Schwärmende, „aber vergeßt in Eurem Glück ein armes Mädchen nicht."

„Meine Dankbarkeit soll keine Grenzen kennen, ich will dich nie verlassen und meine schwesterliche Liebe

soll dich für alles entschädigen. — Aber halt, sagtest du mir nicht einmal, daß ein Knecht der Agolanti dich gerne sieht? Du Gute, bist einem Werkzeug meiner Feinde zugetan und willst mir dennoch dienen. Sieh, deinen Beppo kann ich dir freilich nicht geben, wenn ich das Weib eines Rondinelli bin, aber was du sonst fordern kannst, will ich für dich tun, und du sollst mit uns beiden das Brot des Exils teilen, das uns süßer schmecken wird als der Hochzeitskuchen, den Ricciardos Mutter backt."

Das Mädchen, das wohl eine andere Belohnung erwartet haben mochte, verzog den Mund, als wolle sie sagen, daß ihrer Herrin Geschmack nicht der ihrige sei, und entfernte sich zögernd mit dem Brief.

Als sie nach Verfluß einiger Stunden wieder in dem Turmzimmerchen erschien, nickte sie bedeutungsvoll mit dem Kopf und sagte leise mit niedergeschlagenen Augen: „Es ist geschehen."

Mit einem Jubelruf lag Ginevra an ihrem Hals, dann richtete sie sich auf und sagte: „Und nun zu meinem Vater, jetzt fühle ich die Kraft, ihm mit einer Lüge unter die Augen zu treten — er hat es selbst gewollt! —"

Die blasse, schmale Mondsichel neigte sich schon zum Niedergang, als ein Jüngling, tief in den Mantel gewickelt, mit dessen Zipfel er auch das Gesicht verhüllte, durch die im Dunkel liegenden Straßen schlich, indem er sich an den Häusern hindrückte und den Laternenschein mied, den ihm da oder dort ein heimwärts wandelnder ehrsamer Bürger über den Weg

warf, und mancher, der ihm so begegnete, blickte ihm nach und dachte im stillen: Ein Glücklicher, der zur Liebsten eilt.

Der Jüngling ging mit schnellen Schritten und drückte von Zeit zu Zeit die Hand auf die Brust, wo ein Stück Papier knitterte, um sich zu versichern, daß er nicht im Traum wandle. Er kannte jede Zeile dieses Briefes auswendig und flüsterte sich selbst im Gehen mit verzücktem Lächeln die Liebesworte vor, die das arme Blättchen ihm zugetragen hatte.

Trotz dem Fieber, das ihm in den Adern brannte, hatte er seine Anstalten planvoll und umsichtig getroffen: außerhalb der Stadtmauer scharrten schon zwei gesattelte Renner den Boden, einige verwegene Freunde, die er seit vielen Tagen zu einem Gewaltstreich gerüstet hielt, waren auf der Landstraße aufgestellt, um im Notfall die Fliehenden zu decken; ein verborgenes Gehöft in der Campagna, wo ein früherer Diener seines Hauses Pächter war, sollte den Liebenden zuerst Obdach gewähren. Dort wollte er in aller Stille ihren Bund von der Kirche segnen lassen und dann sein junges Weib dem Schutz der nahe wohnenden Frau Gianetta übergeben, denn er wußte, daß die edle Matrone trotz ihrer Furchtsamkeit der angetrauten Gattin ihres Neffen eine Zuflucht nicht versagen würde. Er selber hoffte unterdes in Florenz die beiden zürnenden Väter zu versöhnen, denn er zählte auf den alten Spruch, der da rät, zu geschehenen Dingen das Beste zu reden. Er dachte nicht daran, daß diese rasche Tat seiner Vaterstadt vielleicht neue Ströme Blutes kosten

könnte, er dachte nur an ein Paar weicher roter Lippen, die er noch nie geküßt hatte und von denen er nun die Blumen des Paradieses pflücken sollte, er sah die einzelnen Züge des geliebten Gesichtes in greifbarer Deutlichkeit vor sich, ohne sie vereinigen zu können, und das ganze Bild schwankte in unbestimmten Umrissen vor ihm her, wie um seine erregte Phantasie zu necken und vor der lodernden Sehnsucht ins Wesenlose zu verschweben. Er beschleunigte den Gang und bemerkte nicht, daß ihm rasche, leise Schritte durch die hallenden Straßen wie ein Echo der eigenen Schritte folgten. Eben fielen zwei dumpfe Schläge von der Domkirche und verkündeten die zweite Stunde nach Sonnenuntergang. Der Jüngling wollte die Strecke abkürzen, die ihn von seinem Glück trennte, und verließ die belebteren Stadtteile, um nach einer verödeten Piazetta einzubiegen. Das Geräusch hinter ihm verstummte, aber kaum war er bis zu einer finsteren Ecke gelangt, als er aus nächster Nähe Waffengeklirr und Hilferuf vernahm, er sah im Dunkeln einen Knäuel Menschen zusammengeballt, eine Stimme rief: „Herr! Herr! Zu Hilfe! Sie morden mich!“ und es schien, als seien zwei bewaffnete Übeltäter über einen einzelnen wehrlosen Mann hergefallen. Dem Jüngling wallte das rasche Blut: ohne sich zu besinnen, flog er zur Stelle und deckte den zu Boden Gestürzten, auf den die andern mit Messern und Knütteln eindrangen, mit seinem Degen, indem er rief: „Haltet Frieden, Freunde!“ Aber eh' er es dachte, empfing er einen schweren Hieb auf den Kopf, und zugleich traf ihn von

unten gezielt ein Stich in den Leib, daß er taumelte und über den Liegenden hin zu Boden stürzte, wo sein Blut dunkel auf das Pflaster rann. Nebel umhüllte sein Bewußtsein, aber es kam ihm vor, als beuge ein Kopf sich zu ihm nieder und als flüstere eine höhnische Stimme: „Merkt Euch, Herr Leonardo, wer zur Hochzeit geht, muß sich nicht in fremde Händel mischen." Und zugleich fuhr ihm ein zweites Messer in die Brust. —

Ein stechender Schmerz brachte ihn endlich wieder zur Besinnung, er fand sich im Dunkeln allein auf dem Pflaster liegend und wußte nicht mehr, was mit ihm geschehen war. Aber er wußte, daß im Kirchlein von Sant' Andrea die eine auf ihn wartete, die ihm teurer war als das Leben. Er raffte sich auf, um zu ihr zu eilen, doch schon nach wenigen Schritten mußte er sich wankend an ein Haus lehnen und das warme Naß wegwischen, das ihm über die Augen troff. Er befühlte sich am ganzen Körper, und es war ihm, als sei er in einen Brunnen verwandelt, der aus allen Röhren rinnt. Doch tastete er sich im Finstern mit zitternden Händen an den Mauern der Häuser vorwärts, und ein Wunder war es, daß er die Richtung nicht verfehlte. Die Kirche von Sant' Andrea stand noch klar vor seinen verwirrten Sinnen: dorthin mußte er, und sollte der Weg Jahre dauern. Mehr als einmal stürzte er zu Boden und erhob sich immer wieder, er fühlte, wie mit dem rinnenden Blut seine Lebensgeister hinschwanden, er dachte nur noch die Kirche zu erreichen, dort sein Haupt in Ginevras Schoß zu legen und in ihren Armen zu verbluten.

Wenige Schritte vor dem Portal strauchelte er und stürzte noch einmal, jetzt fehlte ihm die Kraft sich zu erheben, sein Hirn vermochte nicht mehr zu denken, aber sein Ziel gab er auch jetzt nicht auf, und wie man zuweilen ein schon getötetes Tier sich noch vom Platze bewegen sieht, krochen die kraftlosen Glieder noch am Boden hin bis zu den Stufen der Kirche, die das Mädchen mit ihrer Dienerin schon seit lange verlassen hatte.

In der Frühe des folgenden Morgens war dem schaulustigen Volk von Florenz ein aufregender Anblick beschieden: zwei Sbirren hoben vom Portal der Andreaskirche eine leblose, vor Kälte halb erstarrte Männergestalt aus einer großen Blutlache auf, und die herbeigeeilten Nachbarn erkannten in dem Ohnmächtigen, dessen Körper von Wunden bedeckt war, des alten Rondinelli einzigen Sohn. Man wußte nicht, wer die Tat getan, noch wann sie geschehen war, denn niemand hatte in der Nacht Waffenlärm oder Hilferuf vernommen, und was die Neugierigen am meisten beschäftigte, war eine starke Blutspur, die von dem Kirchlein weg durch mehrere Gassen auf eine kleine Piazza führte; warum der Verwundete sich den weiten Weg bis zur Andreaskirche geschleppt hatte, gab den guten Florentinern viel zu denken, sollte ihnen aber auf ewig ein Geheimnis bleiben.

Sie legten ihn auf eine Bahre und trugen ihn so vor seines Vaters Haus, eine Menge Volkes drängte sich nach und wenig fehlte, so wären die beiden Liebenden auf dem traurigen Weg einander begegnet.

Denn gleichzeitig setzte sich eine seltsame Prozession von dem Kloster der heiligen Apollonia nach dem Mercato in Bewegung: zwei Knechte der Amieri trugen eine verschlossene Sänfte, zu deren Seite Messer Cione degli Amieri und sein Schwiegersohn waffenklirrend einherritten, daß es aussah, als würde ein gefährlicher Staatsgefangener, nicht ein gebrochenes, fieberndes, halbbewußtloses Mädchen des Weges geführt.

— Als Messer Cione hoch zu Roß mit seinem Schwiegersohn vor der Pforte des Klosters erschienen war, um seine Tochter zurückzufordern, — denn durch Laurella wußte er schon, daß das Fräulein sich nach dem verfehlten Stelldichein unter den Schutz ihrer Tante geflüchtet, — da hatte die Äbtissin sich wohl gehütet, den Zorn des Bruders zu reizen, und das unglückliche Mädchen war, von zwei Klosterfrauen mehr geschleppt als gestützt, ihren Verfolgern ausgeliefert worden.

Als sie im fahlen Morgenlicht an der Seite Messer Ciones die hagere Gestalt ihres Verlobten erblickte, richtete sie sich hoch auf, eine rasche Glut stieg in ihr bleiches Gesicht, um dort als einzelner roter Fleck zurückzubleiben, ihre erloschenen Augen blitzten auf, und sie sagte langsam mit lauter Stimme: „Messer Ricciardo, da Ihr mein Herr sein sollt, so bin ich Euch wohl ein Bekenntnis schuldig. Wißt, daß ich diese Nacht dem väterlichen Dach entflohen bin, um in die Arme eines andern zu eilen — dieser andere hat mich verschmäht. — Ist ein so edler Herr wie Ihr nicht zu stolz, die verlassene Geliebte eines Rondinelli zum Weib zu begehren?“

Vater und Bräutigam wichen vor ihr zurück, als sie ihnen so mit verwandelten Mienen wie ein Gespenst entgegenschritt, aber nur kurz dauerte der Bann, denn Ginevra hatte ihre Kräfte überschätzt, die Kniee begannen ihr zu zittern, es wurde dunkel vor ihren Augen, und aufschluchzend sank sie in die Arme der herzugeeilten Laurella.

Von den Ereignissen dieses Tages behielt sie ihr Leben lang nur eine dämmernde Erinnerung, sie ließ es betäubt und willenlos geschehen, daß sich fremde Hände mit ihr zu schaffen machten, daß sie in köstliche seidene Gewänder gehüllt und ein Kränzlein von goldenen Blättern in ihre schöngescheitelten Haare gesetzt wurde, aber sie selbst regte keinen Finger, und als die Mädchen ihr zuletzt einen Spiegel vorhielten, damit sie sich in ihrer ganzen Schönheit sehen könne, wandte sie stumm die Augen ab. Doch leistete sie auch keinen Widerstand mehr, es konnte scheinen, als bewegten sich ihre Glieder nur noch mechanisch und als sei die Seele schon entflohen.

Endlich fand sie sich halb gezerrt und halb geschoben an der Seite ihres Verlobten vor dem Altar; nur wie durch einen Nebel hindurch sah sie die Gestalten ihres Vaters, Messer Baldassarres und einer ehrwürdigen Matrone, die ihr freundlich zulächelte, aber als der Priester nach florentinischem Brauch ein großes reichgesticktes Tuch über das Brautpaar ausbreitete und ihre Hand in die Messer Ricciardos legte, um sie in Ewigkeit zusammenzugeben, da verließ sie das Bewußtsein, und während die Glocken läuteten

und von dem Turm der Andreaskirche die Banner der beiden vereinigten Familien lustig flatterten, wurde die ohnmächtige Braut in das Haus ihres Vaters zurückgetragen.

Wochenlang lag Ginevra zwischen Leben und Sterben, ein bösartiges Fieber fraß an ihrem zarten Körper, dem überdies die herbeigerufenen Ärzte durch abenteuerliche Pillen und Mixturen zusetzten. Oft rief sie in ängstlichen Phantasien Leonardos Namen aus, wenn aber auf einen Augenblick der Schleier des Wahns zerriß, so sah sie stets ein ehrwürdiges Angesicht voll göttlicher Milde, das nur durch einen leisen Kummer wie gedämpft schien, über ihr Kissen gebeugt, und eine kühle Hand legte sich liebkosend auf ihre heißen Schläfen, bis sie die Augen aufs neue zu unruhigem Schlummer schloß.

Messer Cione bekämpfte mannhaft seine Sorgen, indem er sie mit Fluten edlen Chiantiweins wegzuschwemmen suchte, denn er war kein gefühlloser Vater; aber mit Zweifeln über die Richtigkeit seiner Handlungsweise gab er sich nicht ab. Jeden Morgen und jeden Abend kam er in das Krankenzimmer, um nach Ginevras Befinden zu fragen, doch die edle Wärterin suchte ihn immer so schnell wie möglich zu entfernen, damit er nicht durch seine geräuschvollen Tritte und seine dröhnende Stimme den wohltätigen Schlummer der Kranken verscheuche. Oft hörte er bis in die Halle, wo er allein beim Becher saß, das schwere Stöhnen seines Kindes, dann stemmte er die Arme auf, legte den Kopf in beide Hände, daß

die Ohren verdeckt wurden, und blickte tiefer ins Glas.

Endlich siegte des Mädchens Jugend über die Krankheit und die Kunst der Ärzte, und als sie, aus tiefem, wohltätigem Schlaf erwachend, zum erstenmal mit hellen Augen um sich sah, hafteten ihre Blicke wiederum auf der Gestalt der freundlichen Wärterin an ihrer Seite, die nicht mit den Wahngebilden des Fiebers verschwunden war; ein edles Frauengesicht, von Alter und Sorgen gefurcht, aber von zwei tiefen seelenvollen Augen mild wie eine Mondlandschaft erleuchtet, lächelte sie unter einem weißen Schleiertuch voll Liebe an.

Ginevra, der mit den Fieberträumen auch die letzten Ereignisse vor ihrer Erkrankung völlig aus dem Gedächtnis geschwunden waren, ließ sich die Pflege der edlen Frau dankbar gefallen, ohne zu forschen, wer sie sei, es dämmerte ihr nur, als hätte sie diese Gestalt schon früher einmal in einem schweren Augenblick gesehen, aber was damals geschehen war, wußte sie nicht und wollte es auch nicht wissen, denn sie vermied es instinktmäßig, nach ihrem Namen zu fragen, und da sie hörte, daß das Gesinde die edle Greisin Madonna Alessandra nannte, so redete auch Ginevra sie mit diesem Namen an und nur in Augenblicken dankbarer Aufwallung nannte sie sie „Mutter“, ohne zu wissen, wie nahe sie damit der Wahrheit kam.

Solang Ginevras Rekonvaleszenz dauerte, blieben die beiden Frauen unzertrennlich. Madonna Alessandra leistete der Genesenden alle jene kleinen Dienste, die

man am liebsten aus mütterlichen Händen empfängt, sie leitete sie, als ihr das Aufstehen gestattet wurde, an ihrem eigenen Arm auf den Söller, um gemeinsam der frischen Luft zu genießen, und führte sie, wenn sie müde war, wieder in ihr Bett zurück. Und wie sie sich im Gehen auf den Arm der hohen Frau stützte, so ward Ginevra ganz unmerklich daran gewöhnt, sich auch in ihrem Fühlen und Denken von der edlen Pflegerin leiten zu lassen, wozu ihre langen Zwiegespräche häufige Veranlassung boten.

Wer sich aber mit dem langsamen Gang der Dinge durchaus nicht zufrieden gab, das war Messer Ricciardo. Die vielen Hindernisse, die sich seiner Werbung in den Weg gestellt, hatten seine Leidenschaft für Ginevra noch mehr angefacht, und er brannte vor Ungeduld, das schöne Geschöpf, das nun bereits sein angetrautes Weib war, auch wirklich heimzuführen. Er stand oft stundenlang unter dem Palast der Amieri, um die Heißbegehrte wenigstens von ferne zu sehen, wenn sie auf den Söller steige, und häufig machte er seiner Mutter Vorwürfe, daß sie ihm nicht behilflich sei, rascher an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, wogegen ihm Madonna Alessandra mild entgegenhielt, daß sie Ginevra, die ihre Vermählung ganz vergessen zu haben schien, langsam auf ihr Schicksal vorbereiten müsse.

Aber dem Sohne wurde die Zeit zu lang und mit Zustimmung Messer Ciones, der auch nicht viel auf lange Umschweife und zartes Zuwarten hielt, trat er eines Tages, als Madonna Alessandra sich eben ent-

fernt hatte, unerwartet in das Zimmer seiner jungen Gemahlin.

Bei seinem plötzlichen Erscheinen gab Ginevra keinen Laut des Schreckens von sich, sie drückte nur beide Hände auf die Brust und starrte ihn mit weit offenen, ängstlich forschenden Augen an, als suche sie halbverwischte Eindrücke in ihrem Gedächtnis zusammen, da er aber mit schmeichelnden Worten näher trat und ihr die zusammengepreßten Hände von der Brust ziehen wollte, stieß sie einen tiefen Seufzer aus, ihr Gesicht entfärbte sich und sie brach ohnmächtig zusammen.

Ricciardo mußte sich erschrocken und ingrimmig zurückziehen, während die rasch herbeigerufene Frau Alessandra sich um das Mädchen bemühte.

Aber sobald ihr die Besinnung zurückkehrte, zerfloß Ginevra in Tränen und wies auch Alessandras Pflege von sich, indem sie sagte: „Ja, nun erinnere ich mich: Ihr standet an meiner Seite, aber bei Euch war einer, dessen Anblick mir das Herz versteinert. — Der Priester legte meine Hand in die seinige — ein Tuch fiel über mich schwer und schwerer, bis es ein Bahrtuch ward und mich erstickte. — Wie ein böser Traum hat mich das Bild verfolgt, aber nun weiß ich — Ihr seid seine Mutter."

Diesmal verhüllte ihr keine wohltätige Betäubung das Bewußtsein ihrer Lage, sie wälzte sich in Tränen auf ihrem Bette und flehte tausendmal den Tod um Erlösung an, dann erhob sie sich, schwach wie sie war, vom Lager, kniete vor der Matrone nieder und sagte flehend: „Mutter, ist denn keine Rettung mehr für mich?"

Alessandra weinte mit ihr, sie zog sie in ihren Armen in die Höhe und liebkoste sie, wie man ein Kind beschwichtigt.

„Hätt' ich es doch zu hindern vermocht!“ sagte sie. „Aber was bleibt dir übrig? Er ist nun einmal dein Gatte.“

„Sieh,“ fuhr sie fort, „wir leben in grausamen Zeiten, wo das Frauenschicksal ein Märtyrertum ist, denn die Kämpfe der Männer haben Zustände geschaffen, die wir wie eine göttliche Weltordnung hinnehmen müssen. Vielleicht werden einst für unsere späten Enkelinnen bessere Zeiten kommen — wir können nur beten und uns beugen. — Hat man euch jungen Mädchen denn nie von den alten Geschichten dieser Stadt, von dem Bürgerkrieg mit all seinem Elend und Greuel erzählt?“

Ginevra nickte, und leise Röte stieg in ihr Gesicht, denn sie dachte an Leonardo und den Brand ihres Palastes, aber die Matrone achtete nicht darauf, ihre Gedanken flogen weiter zurück.

„So müßt ihr auch wissen, was das Los eurer Mütter und Großmütter gewesen ist. Und du konntest glauben, du armes Kind, du allein werdest eine Ausnahme machen, du allein werdest Rosen pflücken und auf Blumenteppichen wandeln, wo für alle anderen nur Dornen gewachsen sind?“

Ginevra stand mit gesenkten Augen, denn die Greisin hatte in ernstem Tone wie noch nie zu ihr gesprochen.

Madonna Alessandra streichelte ihr die Wangen und zog sie zu sich auf den gepolsterten Sitz nieder.

„Du sollst heute die Geschichte meines Lebens hören," sagte sie, „wie ich sie jeder meiner Töchter am Hochzeitstag erzählte, damit sie daraus die Ergebung in einen höheren Willen lernen sollten. Man trägt ja leichter seine eigenen Schmerzen, wenn man die Härte eines fremden Geschickes erfahren hat, und du bist nun ganz und gar meine eigene liebe Tochter geworden.

„Ich stamme aus dem Hause der Bardi, einem der ersten und ältesten in Florenz, wie du wissen wirst. Die Sonne des reinsten Glücks strahlte über meiner Jugend, denn vom Himmel war mir die seltene Gnade zu teil geworden, daß die Neigung meines Herzens mit der Wahl meiner Eltern zusammentraf. Der Gegenstand meiner heimlichen Liebe wurde mir von den beiderseitigen Familien zum Gatten bestimmt. Mein ganzes Leben hindurch unter den härtesten Prüfungen, die mir das Schicksal auferlegte, stand die Erinnerung an jene goldene Zeit wie ein tröstlicher Stern über meinem Haupte, und wohl nie hat eine Braut mit seligeren Gefühlen den Ring aus der Hand des Bräutigams entgegengenommen. Aber die Ehe begann unter trüben Vorzeichen.

„Ein begüterter Popolane, dessen Bewerbungen um meine Hand von meinem Vater zurückgewiesen worden waren, hatte eine falsche Denunziation gegen meinen Gatten vorgebracht, und es einzurichten gewußt, daß der unglückliche Piero mitten aus den Vermählungsfeierlichkeiten heraus, noch ehe er mich in sein eigenes Haus abgeholt hatte, vor die Signoria gestellt und von

da ohne Urteil noch Verhör ins Gefängnis abgeführt wurde, wo er zwanzig lange Monate schmachtete.

„Ich ward von dem Gipfel des Glücks plötzlich in die Nacht der tiefsten Verzweiflung hinabgestürzt. Tagelang stand ich vor dem Gefängnis und starrte die düstern, fensterlosen Mauern an, die mein Liebstes verschlossen. Noch hatte ich ihn nicht ein einziges Mal ans Herz gedrückt, und doch war er mein, mein Gatte, dem jedes Haar von meinem Haupte gehören sollte. Und ich wußte nicht, ob er aus den Kerkermauern je wieder an das Tageslicht zurückkehren würde, denn schon mancher war hinter jener schwarzen Eisentür auf immer verschwunden. Alle Schritte, etwas von dem Gang des Prozesses und dem Schicksal des Gefangenen zu erfahren, waren vergeblich. Man begann mich als eine Witwe zu betrachten, neue Freier stellten sich ein, die den geschlossenen Bund für ungültig erklärten, da ich ja das Haus meines Gatten noch nicht betreten hatte, aber ich wies sie mit Entrüstung zurück. Auch jener Popolane wiederholte seine Bewerbungen, indem er durchblicken ließ, daß meine Antwort auf das Los des Gefangenen von Einfluß sein könnte, und noch jetzt danke ich es meinem Vater, daß er den Versucher mit Schimpf aus dem Hause trieb, ohne mich den Seelenqualen einer solchen Entscheidung auszusetzen.

„Endlich, nach fast zwei Jahren, wurde Piero in Freiheit gesetzt, ohne je eine Erklärung über die Ursache seiner Gefangenschaft zu erhalten. Die Denunziation hatte sich als falsch erwiesen, aber von einer Bestrafung des Schuldigen war nie die Rede. Doch sollten wir

auch jetzt keines ungetrübten Glücks genießen, denn Pieros Gesundheit hatte unter der langen Haft und den vielen Entbehrungen und Mißhandlungen schwer gelitten.

„Ein Jahr nach unserer endlichen Vereinigung ward uns zur Erfüllung unserer heißesten Wünsche ein Knäblein beschert, und wir glaubten, darin ein Zeichen zu sehen, daß der Grimm des Schicksals nun versöhnt sei. Aber dieser Sonnenstrahl war nur der Vorbote neuer entsetzlicher Stürme.

„Ein paar Wochen nach der Geburt unseres Sohnes ward mein Vater unter der Anklage des Hochverrats verhaftet. Seit der ungerechten Gefangennahme Pieros hatte ihm der Groll über die Unterdrückung des Adels keine Ruhe mehr gelassen, und er war — ohne unser Wissen, das kann ich bei Christi Blut beteuern — einer Verschwörung beigetreten, die den Umsturz des Staates bezweckte. Das Komplott wurde entdeckt. Wie Feuer flog die Nachricht von Haus zu Haus, ganz Florenz geriet in Bewegung, alle Handwerker stellten ihre Arbeit ein, die Glocken wurden geläutet, die Läden geschlossen, und in den Straßen wogte es Kopf an Kopf, als feire Florenz ein Freudenfest. Die Zünfte traten unter Waffen und sperrten mit wehenden Fahnen den Zugang zu meinem väterlichen Palast.

„Ich stand in einem Nachbarhause am Fenster, meinen säugenden Pierino auf dem Arm und wartete mit Zittern auf das Gericht, das über uns hereinbrach. Noch meine ich den dröhnenden Schritt der Hellebardierer zu hören, der näher und näher die Straße her-

aufkam. Mit teuflischer Zerstörungswut und unter dem Beifallsgeschrei der Menge warfen sich die Maurer und Zimmerleute, mit eisernen Werkzeugen bewaffnet, auf unser Haus, ich vergoß heiße Tränen, als ich die liebe Heimstätte meiner Kindheit Stein um Stein krachend in Schutt und Trümmer stürzen sah. Ach, es waren nur Steine, um die ich weinte, ich ahnte nicht, daß zu gleicher Stunde im Gefängnishof auch das teure Haupt meines Vaters fiel." —

Die Greisin lehnte sich erschöpft an die Wand zurück und schloß die Augen. Ginevra drückte sich schaudernd an sie und hielt ihre beiden Hände fest.

„Es war nur der Anfang meines Elends", fuhr sie fort. „Doch ich will dein weiches Herz nicht mit all den schauderhaften Einzelheiten des Prozesses, in den wir alle verwickelt wurden, zerfleischen. Das Ende war, daß die Güter meines Vaters, sowie die der andern Verurteilten eingezogen wurden und die Familien der Verschworenen, darunter ich mit all meinen Brüdern, in die Verbannung wanderten. Mein Gatte ging wie durch ein Wunder frei aus, denn seine Kränklichkeit ward für einen Beweis seiner Unschuld aufgenommen, während falsche Zeugen meine Mitwissenschaft beschworen. Doch konnte ich mich nie des Verdachts erwehren, daß die, welche mein Unglück wollten, nur diesen Weg gewählt hatten, um mich durch die Trennung noch schmerzlicher zu treffen, denn meines Gatten inständige Bitte, mich ins Exil begleiten zu dürfen, wurde von den Mächtigen abschlägig beschieden. — Bologna ward uns als Aufenthaltsort angewiesen, ich

nahm mein säugendes Kind auf die Arme, und Piero durfte mich bis zum Tor begleiten. Unter dem Bogen der Porta San Gallo hielt er mich zum letztenmal im Arm, ich war so erstarrt vor Jammer, daß ich seinen Abschiedskuß nicht erwidern konnte, meine Brüder machten mich aus seinen Armen los und hoben mich wie eine leblose Statue aufs Pferd. Ich habe ihn nie wiedergesehen."

Madonna Alessandra schwieg aufs neue und ihr Geist schien sich ganz in die alten Erinnerungen zu versenken. Erst nach einer Weile nahm sie den Faden ihrer Erzählung wieder auf.

„In Bologna lebten wir ungefähr vier Jahre. Wir waren nicht gänzlich mittellos, denn mein Vater hatte, ehe er den verhängnisvollen Schritt tat, Sorge getragen, einen Teil seiner Habe bei auswärtigen Banken zu sichern. Obwohl es florentinischen Bürgern bei schwerer Strafe untersagt ist, mit Verbannten die mindesten Beziehungen zu unterhalten, hatten Piero und ich doch Mittel gefunden, um in stetem schriftlichem Verkehr zu bleiben. All seine Briefe strömten über von Sehnsucht und dem Wunsch, mich in Bologna aufzusuchen, aber ich wußte ihn durch dringende Vorstellungen zu beschwichtigen, denn ich fürchtete nichts so sehr, als daß er durch eine Übertretung der Gesetze neue Gefahren auf sein Haupt herabbeschwöre; waren wir doch von Spionen umringt. O, daß ich so verblendet war, sein Kommen zu hintertreiben! Aber wessen Seele von so viel Schicksalsschlägen zermalmt ist, der wird feige und wagt das Glücks-

spiel nicht mehr, in dem alles gegen alles gesetzt werden muß.

„Um diese Zeit kam ein wandernder Gelehrter aus Oberitalien durch Bologna, der — ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde — in unserem Hause beherbergt ward. Mit Nicht-Florentinern stand uns der Verkehr jederzeit frei. Dieser Mann brachte als Allerneuestes einige Gesänge der „Göttlichen Komödie“ mit. Ich werde nie vergessen, wie er uns die unsterblichen Verse las, in denen der Dichter vom bittern Brote des Exils und dem sauren Ersteigen fremder Treppen spricht — und wie wir Verbannten uns plötzlich alle laut schluchzend in die Arme fielen und man eine Zeitlang nichts mehr hörte als unser Weinen und den Namen der vielgeliebten, stiefmütterlichen Heimat.

„Von da an fand ich keine Ruhe mehr, die Dichterworte hatten meinen zurückgepreßten Schmerzen gleichsam einen Körper gegeben, und nun standen sie vor mir riesengroß, unüberwindlich. Jede Nacht sah ich im Traum die Kuppel des Täufers vor mir aufsteigen und wollte die geliebte Gestalt meines Piero in die Arme drücken, der mir immer wie ein Schemen entschlüpfte. O, diese Träume sollten mir eine Mahnung sein, wie eitel unser irdisches Hoffen und Mühen ist. Nur mein kleiner vierjähriger Pierino, der zum reizendsten Kinde heranwuchs, vermochte meinen Kummer etwas zu zerstreuen, aber stets fuhr es mir wie ein Dolch ins Herz, wenn er im Unverstand irgend einen fremden Herrn, der ihm schöntat, Vater nannte.

„Als der fremde Gelehrte abreiste, ließ er mir zum

Andenken die Blätter zurück, auf denen die unvergeßlichen Worte geschrieben sind. Ich bewahre sie noch jetzt auf zur Erinnerung an jene trüben Zeiten — trüb, aber sonnig im Vergleich zu dem, was folgen sollte.

„Da, gerade als mein Heimweh aufs höchste gestiegen war, blieben Pieros Briefe aus. Wochen und Monate vergingen, ohne daß ich Nachricht erhielt. Ich schlich nur noch wie ein Schatten umher, und hätten meine Brüder mich nicht aufs schärfste bewacht, ich glaube, ich wäre zu Fuße auf und davongegangen.

„Doch eines Tages — ich meine, es sei gestern gewesen — hielt mir ein Mann in Lumpen, dessen Gesicht mir bekannt schien, auf der Straße die Hand entgegen. Ich wollte im Vorübergehen eine Münze hineinlegen, da knitterte ein Papier zwischen meinen Fingern. Mein Beichtvater schrieb mir, daß Piero schwer krank sei und unfähig, die Feder zu halten, er bitte um einen letzten Abschiedsgruß von meiner Hand und um ein Löckchen unsres Kindes, das ihn in die Erde begleiten solle.

„Als ich dieses Schreiben erhielt, hatte all mein Schwanken und Fürchten augenblicklich ein Ende, und der Entschluß zu gehen und meines Gatten letzten Seufzer zu empfangen — sollte es auch das Leben kosten — stand fest. Meinen Brüdern, die ihre Gewalt über mich brauchen wollten, um mich zurückzuhalten, antwortete ich kühn: Wenn ihr Männer das Recht habt, euren Kopf feilzutragen für eine Chimäre von Staatsverfassung, die nicht länger dauert als von Weihnachten bis Ostern, wie sollte es da einem Weibe

nicht gestattet sein, für ihre Pflicht und Liebe dasselbe zu wagen?

„Meinen süßen kleinen Pierino übergab ich meinem ältesten Bruder und dessen Frau, und der sinkende Abend sah mich unterwegs nach Florenz, nachdem ich schon die Nachricht von meiner Ankunft durch einen vertrauten Diener vorausgesandt hatte, der die Unterstützung ergebener Freunde für mich werben sollte, um mir in die Stadt zu helfen.

„Aber ach, das Glück, das mir niemals lächelte, versagte auch bei diesem Unternehmen seinen Beistand. Mein Bote, der ein gutes Wams trug und ein edles Roß ritt, um schneller vorwärts zu kommen, wurde auf Florentiner Markung von bewaffneten Dieben angefallen und ausgeraubt. Als sie statt Geldes meinen Brief bei ihm fanden, beschlossen sie, aus diesem Funde Nutzen zu ziehen und den hohen Preis, der auf Entdeckung staatsgefährlicher Umtriebe — denn so nennt man den Verkehr mit den Verbannten — gesetzt ist, zu verdienen.

„Ich erreichte Florenz am andern Morgen und stahl mich mit einem Knecht, der mir gefolgt war, verkleidet durch den Torweg, durch denselben, auf dem ich vor vier Jahren von Piero Abschied genommen hatte im herzbeklemmenden Vorgefühl, es könnte der letzte sein. — Laß mich schweigen von der entsetzlichen Aufnahme, die mir bereitet war! Kannst du dir den äußersten Schimpf vorstellen, der je einer Frau widerfahren ist? Kannst du dir denken, daß man Matronen aus edlem Hause wie die Landstreicherinnen auffängt

und sie entblößt unter dem Hohngelächter und den Kotwürfen der Menge durch die Straßen von Florenz peitschen läßt! An diesem schrecklichen Tage haben selbst die Engel Gottes ihr Haupt verhüllt!

„Im Gefängnis fand ich meine Besinnung wieder; aber mein Gott, in welcher Gemeinschaft! Mit schlechten Dirnen, vagabundierenden Weibern, die man täglich von der Straße auflas, mit Diebinnen und Kupplerinnen wurde die Tochter des stolzen Alessandro de' Bardi zusammengeworfen, denn sie hatten, um mich desto tiefer zu demütigen, meine Übertretung als Landstreicherei bezeichnet. Zuerst erstarb jedes andere Gefühl in mir, nur der tödliche Haß gegen das übermütige, frevlerische, von Gott verfluchte Krämergeschlecht tobte in meiner Seele. Aber Monde um Monde vergingen, ohne daß ich eine Änderung erfuhr, ohne ein Zeichen von der Außenwelt, allein, der schmachvollsten Gesellschaft preisgegeben, die quälende Angst um meinen Gatten und um mein verlassenes Kind im Herzen. Meine Mitgefangenen wechselten, denn die einen starben weg, die anderen wurden freigegeben, nur für mich schlug die Stunde der Erlösung nicht.

„Da fiel endlich in meine verfinsterte Seele ein Strahl der Gnade, ich überdachte all das entsetzliche Leid, das seit Anbeginn auf Erden gewaltet hat, und wie keiner verlangen darf, vor seinen Mitgeschöpfen bevorzugt zu sein.

„Ich warf meine Augen umher und sah meine Mitgefangenen leiden, nun verachtete ich sie nicht mehr, sondern richtete sie auf und suchte sie zu trösten, und

ich fand noch inmitten der tiefsten Verderbnis Spuren der Menschlichkeit. Auch rief ich mir zurück, was ich von den alten Geschichten dieser Stadt gehört hatte, und ich erkannte, daß die Vergehen von beiden Seiten gleich gewesen vor dem Herrn, und daß jede Partei ihre Stärke gemißbraucht habe. Da beugte ich meine Seele, nicht vor den Menschen, aber vor Gott.

„Doch der Herr hatte mir das Herz nur gereinigt, um mich auf neue, noch härtere Prüfungen vorzubereiten. Während ich im Gefängnis schmachtete, war in Florenz die Verfassung umgestürzt worden, die Granden behielten wieder einmal auf kurze Zeit die Oberhand, und die Verbannten wurden zurückgerufen.

„Meine Brüder suchten mich monatelang vergeblich, denn in der allgemeinen Unordnung waren die Listen der Gefangenen vernichtet worden, und sie begannen mich schon für tot zu betrachten, als sie mich eines Tages im Grund meines schmutzigen Kerkers entdeckten. Ich sah die Sonne nur wieder, um sie zu hassen. Am selben Tag, wo ich schmachvoll durch die Gassen von Florenz gezerrt worden war, hatte mein teurer Gatte, ohne zu ahnen, wie nah ich ihm sei, in den Armen meines Beichtvaters die Seele ausgehaucht, und sein letzter Seufzer war mein Name gewesen. Einige Monate später war mein holdseliger kleiner Pierino, mein Liebling, das Kind meiner Liebe, einer in Bologna ausgebrochenen Kinderkrankheit erlegen. Ich erfuhr das alles und lebte noch.

„Ich wollte die Welt nicht mehr sehen, in der mir so viel Leides geschehen war, und verschloß mich und

meine Schmerzen in ein Kloster. Ich widmete mich der Erziehung verwaister Kinder, in denen ich meinen verlorenen Liebling wiedersah, ich ging in das Spital, um Schwerkranke zu pflegen, und wenn ich, von Nachtwachen und Anstrengungen zu Tode erschöpft, am Bett eines Sterbenden saß, so schmolz der Stachel, daß ich meinem Gatten nicht die letzten Dienste erwiesen hatte, aus der brennenden Wunde. In dieser aufreibenden Tätigkeit fand ich allmählich den Frieden meiner Seele wieder.

„Fünf Jahre blieb ich im Kloster, aber mein sehnlicher Wunsch, den Schleier ganz zu nehmen, scheiterte an dem hartnäckigen Widerstand meiner Brüder. Die Ursache dieser Weigerung sollte ich bald genug erfahren. Eines Tages teilte mir der Älteste, der nach des Vaters Tode das Haupt der Familie geworden war, mit, daß er dem edlen Messer Baldassarre aus dem Haus der Agolanti meine Hand versprochen habe. Vergebens waren meine Bitten und Tränen, von allen Seiten bestürmte man mich, der Wohlfahrt meiner Familie und der Sache des Adels dieses Opfer zu bringen. Selbst mein Beichtvater und die Äbtissin, die bisher meinen Entschluß im Kloster zu bleiben gebilligt hatten, ermahnten mich zur Unterwerfung. So beugte ich noch einmal das Haupt und ward Messer Baldassarres Weib. Aber du darfst glauben, daß ich mehr Tränen weinte, da ich das Kloster verließ als am Tage, wo ich es zum erstenmal betreten hatte. An Messer Baldassarre fand ich einen guten und aufmerksamen, wenn auch keinen zärtlichen Gatten. Er war mehrere Jahre jünger als

ich und in meinen Scheitel mischten sich schon Silberfäden, obgleich ich noch keine dreißig Jahre zählte. Dazu war mein Mut und meine Freudigkeit gebrochen, lieben konnte er die Gattin nicht, die statt des süßen zärtlichen Getändels nur die stumpfe Ruhe der Pflichterfüllung mit in die Ehe brachte. Aber auch wenn er mich geliebt hätte, so wäre doch kein irdisches Glück mehr in mein Herz gedrungen.

„Hätte mir der Himmel wenigstens nur Söhne beschert, aber in jeder meiner Töchter mußte ich das letzte gezwungene Opfer meines Lebens sich wiederholen sehen, und ich hatte nicht immer den Trost, sie in das Haus einer zweiten liebenden Mutter ziehen zu lassen."

„Du siehst," fuhr die Matrone fort, als Ginevra noch immer schweigend den Kopf gesenkt hielt, „dir ist nichts geschehen, was nicht in der Welt, in der wir leben, natürlich und alltäglich wäre. Denke an das Los der Unzähligen, die der Bürgerzwist heimat- und elternlos von Haus und Hof getrieben hat. In Zeiten so voll Not und Jammer dem Himmel ein Herzensglück abtrotzen wollen, wäre sträfliche Vermessenheit."

Ginevra antwortete nicht, aber in ihrem Herzen war eine tiefe Wandlung vor sich gegangen. Wo ihr die andern nur trockenen Gehorsam und blinde Unterwerfung gepredigt, da hatte Alessandra sie erschüttert und überzeugt. Sie fing an, ihres Vaters unbeugsamen Starrsinn zu begreifen: war doch das enge Zusammenhalten der Unterdrückten einzige Waffe — sie sah zwischen sich und Leonardo einen mit Blut ge-

füllten Abgrund und sagte sich mit Schmerz, doch ohne Bitterkeit, daß wohl auch er vor diesem Abgrund zurückgebebt habe.

Wo so viele Opfer gefallen sind, dachte sie, zählt eines mehr oder minder nicht mit, — und als sie sich von dem gepolsterten Sitz erhob, hatte sie der Matrone in die Hand gelobt, ihr Herz zu überwinden und ihrem Sohn eine gute Gattin zu werden.

Wenige Tage nach diesem Gespräch holte Messer Ricciardo seine junge Gemahlin mit allem Pomp, der zwei so erlauchten Familien gebührt, in das Haus seiner Eltern ab, Madonna Alessandra empfing sie auf der Treppe des Palastes und führte sie selbst ins Brautgemach.

* * *

Schon ein Jahr hatte Ginevra an der Seite Messer Ricciardos so hingelebt und das ihr bereitete Schicksal mit Geduld getragen, aber ihr Herz schwieg bei den Liebesbeteuerungen ihres Gatten, der kindliche Frohsinn war in den schweren Prüfungen ihres jungen Lebens von ihr abgefallen, ihre Seele erlahmte vor der Aufgabe, einen Mann zu fesseln, aus dessen Herzen kein Strahl in das ihrige fiel. Ein Schleier von Schwermut lagerte sich über ihr Gemüt, der immer drückender wurde und sie mit Bleigewichten zu Boden zog, sie kam sich vor wie ein Vögelchen, das in der Gefangenschaft nicht singen kann.

Nach Leonardo fragte sie nie, und als einst in ihrer Gegenwart zwei redselige Gevatterinnen sich darüber

aufhielten, daß der alte reiche Rondinelli seinen Sohn nach Frankreich geschickt habe, sich dort eine Braut zu suchen, als ob keine Landsmännin gut genug für ihn wäre, wandte sie den Kopf hinweg, wie wenn sie diesen Namen nie gehört hätte.

Ricciardo, der sie anfangs mit Aufmerksamkeiten überhäufte, hätte ihr gern jeden Wunsch an den Augen abgelesen, aber Ginevra hatte keine Wünsche mehr. Er schenkte ihr Schmuck, den sie mit freundlichem Lächeln entgegennahm und dann gleichgültig beiseite legte, er suchte auf den Rat seiner Mutter köstliche Knäuel von bunter Seide und Goldfaden für sie aus, damit sie eine neue Stickerei anfange, denn den Teppich, in welchen sie ihren kurzen Liebestraum verwoben, hatte sie nicht mit in Ricciardos Haus gebracht, sondern der Kirche gestiftet. Aber nichts vermochte die Krankheit des Gemüts von ihr zu nehmen, die ihr langsam die Rosen von den Wangen fraß.

Ricciardo beobachtete diese Veränderung mit Argwohn und steigendem Mißmut, eine finstere Eifersucht keimte in seinem Herzen empor, die zwar durch Ginevras eingezogenes Leben und die Entfernung des einstigen Nebenbuhlers keine feste Gestalt gewinnen konnte, ihn aber mit ewig bohrendem Stachel peinigte. Und was zuerst sein Stolz gewesen war, das Aufsehen, das ihre Schönheit erregte, wenn sie an seiner Seite durch die Straßen ging, wurde für ihn zu einer Quelle bittersten Leidens, es war ihm, als würde durch jeden bewundernden Blick, der ihr folgte, sein Eigentumsrecht geschmälert, immer seltener erlaubte er ihr das Haus

zu verlassen, und am Ende gestattete er ihr kaum noch den Gang in die Kirche an der Seite seiner Mutter.

Und Ginevra ließ teilnahmslos das Böse wie das Gute über sich ergehen, sie nahm die Ausbrüche seines Unmuts mit derselben stillen Miene entgegen wie die Aufwallungen seiner Zärtlichkeit. Keine Klage entfuhr ihr über die strenge Klausur, in der er sie hielt, noch über die Vernachlässigung, die mehr und mehr an die Stelle der früheren Liebe trat. Es schien vielmehr, als sei ihr die Einsamkeit, in der sie lebte, und die Kälte ihres Gatten willkommen, sie saß den ganzen Tag blaß und still in ihren Gemächern, arbeitete an kunstvollen Stickereien, deren Gegenstand sie der heiligen Geschichte entnahm, und wenn ihr zufällig eine der schönen Mären in die Hände fiel, die sie sonst so gern gelesen hatte — wie die Liebe Ginevras und Lanzelots vom See oder eine andere Fabel jener Zeit von Minne und todverachtender Treue, so stieß sie das Buch beiseite und sagte herb: „Die Dichter lügen."

Wären die heißen Wünsche der beiden Familien, die auf einen Erben hofften, in Erfüllung gegangen, so hätte Ginevra vielleicht neuen Lebensmut gefaßt und die Bande zwischen den beiden Gatten wären inniger geworden. So aber war kaum ein Jahr verflossen, als Messer Ricciardo seiner stillen bleichen Gemahlin überdrüssig ward, das Haus zu meiden anfing und sich wieder dem alten ausschweifenden Leben seiner Junggesellenzeit ergab. Messer Baldassarre, der sich in seinen Hoffnungen getäuscht sah, behandelte sie mit verletzender Kälte, und hätte sie wahrscheinlich seine Verstim-

mung noch mehr entgelten lassen, wäre nicht ihr Vater dazwischen gestanden.

Messer Cione kam häufig, seine Tochter zu sehen, und sagte zuweilen fröhlich, indem er sie in die Wange kneipte: „Nun, habe ich nicht deiner Mutter Wort gehalten und dich glücklich gemacht?“ — worauf Ginevra jedesmal mit trübem Lächeln und mit einem „Ja“ antwortete.

Doch mit einem Male änderte sich alles.

Gewohnheitsmäßig war sie eines Morgens mit Frau Alessandra zur Domkirche gegangen, um der Frühmesse beizuwohnen. Es war ein schneidend kalter Wintertag, die Sonne hatte noch keine Kraft, der Nordwind wirbelte sogar vereinzelte Schneeflocken daher, und der Gottesdienst hatte wenig Gläubige angezogen. Ginevra kniete, das Gesicht in die Hände vergraben, auf ihrem Schemel; das eintönige Gemurmel der Priester und der schwere Weihrauchduft in den weiten noch morgendlich dämmernden Räumen lullten sie in süße Betäubung, sie begann mit geschlossenen Augen vor sich hinzuträumen. Es war ihr, als sei sie noch die Ginevra von ehedem, das liebende Mädchen, das vom Betschemel aus heimlich nach der Türe spähte, ob der Erwartete komme, und nicht zu sündigen fürchtete, wenn es die Gegenwart Gottes über der des Geliebten vergaß. An jener Säule, zunächst beim Chor, da pflegte er zu stehen und sein Auge nicht von dem ihrigen abzuwenden, ob er einen flüchtigen Blick erhasche oder ob sie ihm gar gestatte, am Ausgang ein paar heimlich geflüsterte Worte zu tauschen.

Wie magnetisch angezogen wandte sie auch jetzt den Kopf nach jener Seite. Täuschten sie ihre Augen oder war es ein Traum? Da stand Leonardo in derselben Stellung, in der er vormals hier zu stehen pflegte, im braunen Sammetwams, den Kopf an die Säule gelehnt, den Blick fest und innig auf ihr Gesicht geheftet. Sie wagte sich nicht zu regen, sie hielt den Atem an, um das wonnevolle Traumbild nicht zu verscheuchen, und sog mit sehnsüchtigen, weitgeöffneten Augen den langentbehrten Anblick ein. Doch ein leiser Seufzer an ihrer Seite riß sie aus der Verzückung, sie sah Frau Alessandra neben sich und stürzte aus allen ihren Himmeln. Die graue freudlose Wirklichkeit umfing sie wieder beim ersten Gedanken an den, dem sie ihre Treue gelobt hatte. Noch einmal hob sie scheu die Augen — doch was war das? Das Traumbild war nicht entschwunden — da stand es noch immer — es regte sich — es legte beide Hände auf die Brust — er war es selbst, — Leonardo war zurückgekehrt!

Ihr Herz fing so laut zu klopfen an, daß sie glaubte, das Gehämmer müsse die betende Gemeinde in der Andacht stören. Ein Erdbeben erschütterte den Boden unter ihr, vor ihren Augen begann es zu kreisen. Jetzt erhob sich Madonna Alessandra — Ginevra folgte mechanisch, sie wollte im Gehen den Schleier über das Gesicht ziehen, aus dem jeder Blutstropfen gewichen war, aber ihre Hand sank kraftlos herunter. Die Matrone legte liebevoll den Arm um sie, und durch die aufbrechende Versammlung wurden die beiden Frauen dem Ausgang zugeschoben.

Am Weihkessel wollte sich Ginevra die Finger netzen, aber ihre zitternde Hand griff ins Leere. Da berührten zwei Fingerspitzen die ihrigen, sie meinte, ein Funke sei auf sie übergesprungen, doch war es nur ein Tropfen Weihwasser, der an ihren Fingern zitterte. Leonardo hatte sich durch das Gedränge Bahn gebrochen und mit einer tiefen Verneigung dem jungen Weibe einen Tropfen Wasser aus dem Marmorbecken gereicht.

Ginevra wußte nicht, wie sie aus der Kirche gekommen war und den Heimweg gefunden hatte, es schien ihr, als habe ein Sturmwind sie hingetragen, während die Welt um sie her schwankte und bebte. Zu Hause fiel sie aufs neue in starre Verzückung, sie sah lange auf ihre Finger herab, deren Spitzen brannten, und fragte sich betäubt, ob denn ein Tropfen Weihwasser Feuer zu entzünden vermöge. Und von einem plötzlichen Taumel ergriffen, führte sie die Fingerspitzen an den Mund und drückte heftige, inbrünstige Küsse darauf.

Langsam kam sie wieder zur Besinnung, Entsetzen faßte sie über ihren Zustand, sie flüchtete sich in die Kapelle, wo sie lange vor dem Bild der Jungfrau auf den Knieen lag, aber sie konnte nicht beten, denn statt sich emporzuschwingen, irrte ihr Geist hilflos auf den Wogen der aufgewirbelten Erinnerungen. Doch mit den Bildern der Vergangenheit erwachte auch die verletzte Würde wieder, sie dachte mit tiefer Empörung an die Stunde, wo sie vergeblich ihren Stolz weggeworfen hatte, um sich an die Brust Leonardos zu flüchten; jedes Wort, das sie damals geschrieben, stand

wieder vor ihrem Geiste und trieb ihr die Röte der Scham auf die Wangen. Aber nicht lange hielt diese Stimmung an, bald erhob sich in ihrem eigenen Herzen ein Anwalt, der zuerst nur heimlich und schüchtern, dann immer lauter und dringlicher zu Gunsten des einst so Heißgeliebten sprach. Konnte sie denn wissen, welches Verhängnis sie in jener unseligen Nacht von einander fern gehalten hatte? Und indem sie an tausend Vermutungen herumgrübelte, verstrickte sie sich tiefer und tiefer in die Bande der Leidenschaft.

Sie floh die Nähe der Anverwandten, denn sie glaubte, jeder müsse ihr das Geheimnis aus der Seele herauslesen. War es Frühling geworden, oder wie ging es zu, daß das ganze Dasein ihr verwandelt schien, daß die Bäume, die Wolken, die Pflastersteine sie mit beseelten Augen anblickten, daß die Natur, die bisher wie stumm und tot gewesen, plötzlich aus ihrem Zauberschlaf erwachte, und ihr, wo sie ging und stand, Leonardos Namen zuflüsterte? Ach, und wie ging es zu, daß, so oft sie von weitem eine große, schlanke Gestalt in braunem Sammet sah, ihr Herzschlag stockte?

Gerne hätte sie gewußt, ob er wirklich, wie sie vermuten mußte, eine Gattin aus der Fremde mitgebracht habe und wer sie sei, allein sie wagte seinen Namen nicht mehr auszusprechen. Dagegen flehte sie den Himmel an, ihn sein Glück in einer neuen Liebe finden zu lassen, aber es steht zu glauben, daß ihr Gebet nicht zum Thron des Ewigen emporstieg, denn ihr Herz sprach wider Willen anders als der Mund.

Noch andere Dinge geschahen, die ihr zu denken

gaben: eine ihrer Jugendgespielinnen hatte einem Popolanen vor dem Altar die Hand gereicht, und kein Blitz war herabgefahren, den unnatürlichen Bund zu trennen, vielmehr hatten die Häupter der Stadt dem jungen Paare allen erdenklichen Vorschub geleistet, denn sie sahen es gerne, wenn die alten Adelsfamilien sich im Volke auflösten.

Laurella, die unterdessen den Knecht Messer Baldassarres zum Mann genommen hatte, und nach wie vor Ginevra bediente, sah ihre Herrin oft listig von der Seite an, und eines Tages, als Ginevra an dem hohen Fenster des Gemaches stand und ihre Vögel fütterte, fragte sie lauernd: „Wißt Ihr schon, Madonna, daß der junge Herr Leonardo aus Frankreich zurückgekehrt und daß er noch ledig ist und oft des Abends hier am Hause vorüberkommt?“

Ginevra zitterte von Kopf zu Fuß und verschüttete das Wasser, das sie eben in den Bauer stellen wollte, aber sie gebot der vorlauten Dienerin mit Heftigkeit zu schweigen.

Laurella hatte in der Ehe das Glück nicht gefunden, das sie sich von dem Zusammenleben mit ihrem Beppo versprochen. Ihr Mann war ein wüster, roher Gesell und viel zu sehr an Messer Ricciardos Beispiel gewöhnt, um einen guten Ehemann abzugeben. Er verachtete sie um ihrer Häßlichkeit willen und war ihr von der ersten Stunde an untreu gewesen. Auf ihre eifersüchtigen Klagen lachte er sie aus und sagte: „Willst du es besser haben als deine Herrin?“ — oder er schlug und mißhandelte sie. Dagegen lud er ihr alle

Last und Mühsal auf, die von rechtswegen auf seinen Teil gefallen wäre, ließ sie arbeiten und schleppen wie ein Zugpferd, daß die bisher nur an zarten Frauendienst Gewohnte oft kein Glied mehr zu rühren vermochte. Da entfuhren ihr nun häufig Klagen und bittere Verwünschungen, und eines Tages, als Beppo sie so geschlagen hatte, daß sie das Bett hüten mußte, sagte sie zu Ginevra, die gekommen war, sie zu trösten: „Wenn ich nur reden wollte, ich könnte Dinge aufdecken, die den Schurken um den Kopf brächten und auch Euch die Freiheit wiedergäben."

Ginevra aber, eingedenk der Lehren Alessandras, verbot ihr solche gefährliche Reden und ermahnte sie aufs strengste, nie ein Wort gegen ihren Gatten zu sprechen.

Mit dem Nahen des Frühlings rückte ein längst gefürchtetes, entsetzliches Schrecknis unaufhaltsam auf die schöne Stadt heran.

Die Pest, die seit mehreren Jahren im Morgenland wütete, war durch Handelsschiffe nach Italien verschleppt worden und man hatte schon im Winter gesehen, daß sie auf ihrem Lauf von Süden her Florenz bedrohte. Die Signoria hatte bereits seit lange Vorsichtsmaßregeln getroffen, indem sie die schmutzigsten Viertel säubern ließ, und die Priester riefen von der Kanzel herab Ach und Wehe über die sündige, verderbte Stadt.

Und eines Tages, als die herrliche Frühlingssonne über Florenz schien und in den Gärten die Mandelbäume ausschlugen und die ersten Veilchen blühten,

kam Ricciardo ungewöhnlich bleich an den Familien-
tisch und sagte mit finsterem Gesicht: „Sie ist da!"

Messer Baldassarre ward von einem solchen Zittern
ergriffen, daß er sich gleich zu Bett bringen ließ und
daß Frau Alessandra die ganze Nacht bei ihm wachen
mußte. Des andern Tages, da sich inzwischen keine
weiteren Zeichen von Erkrankung eingestellt hatten,
konnte er zwar wieder aufstehen und zu Tische kommen,
aber er befand sich fortwährend im Zustand der größten
Aufregung und verlangte, daß man die Tore des
Palastes schließen und sich mit Proviant auf viele
Monate gegen die Pest wie gegen ein Belagerungs-
heer verschanzen solle.

Da dieser Vorschlag aber nicht durchzuführen war,
wurde nach wenigen Tagen der Verkehr mit der Außen-
welt wiederhergestellt zur großen Erleichterung Messer
Ricciardos, der zu dieser Klausur sehr sauer gesehen
hatte.

Aber von jedem Ausgang brachte er eine Schreckens-
botschaft nach Hause, die Zahl der Kranken wuchs von
Tag zu Tag, obgleich man das möglichste tat, um das
Übel zu verheimlichen, und die Toten nur in der Nacht
beerdigen ließ. Bangigkeit lag auf allen Gemütern,
mit Schreck sah man die nächsten Freunde den Fuß
über die Schwelle setzen, denn jeder, der von außen
kam, konnte ja in seinen Kleidern, seinen Haaren, im
Hauch seines Mundes den Keim des Verderbens bringen.
Am erschrockensten waren die Männer, die nicht wußten,
wie sich des unbekannten Feindes erwehren, während
die Frauen, zu Geduld und Unterwerfung erzogen,

dem Übel mit größerer Fassung entgegensahen und häufig ihren verzagten Gatten Mut und Trost einsprachen.

Mit Frau Alessandra war eine plötzliche Veränderung vorgegangen, sie trug den Kopf höher auf dem nicht mehr wie sonst gebeugten Nacken, ihre Augen glänzten in jugendlichem Feuer, und sie pflegte, ganz gegen ihre Gewohnheit, viele Stunden des Tages außer dem Hause zu verweilen, ohne daß sie Messer Baldassarre von ihrem langen Ausbleiben Rechenschaft gab. Kam sie dann heim, so verschloß sie sich eilig in ihr Zimmer, das niemand mehr betreten durfte und aus dem sich ein Duft von Weihrauch über das ganze Haus verbreitete. Herr Baldassarre glaubte, daß sie ihre Zeit in der Messe zubringe, und obschon er sonst nicht zu den Glaubensstarken gehörte, war er doch in Tagen der Not froh, an seiner frommen Gemahlin eine Schutzwehr gegen alles Böse zu besitzen.

Nur Ginevra blieb teilnahmslos gegen den Jammer, der sie auf Schritt und Tritt umgab; die schreckliche Gefahr, in der sie alle schwebten, hatte in ihrem Gemüt den glühenden Wunsch entzündet, falls sie sterben sollte, den Geliebten vorher noch einmal wiederzusehen, und oft befiel sie eine wahnsinnige Furcht, daß das Schicksal ihn oder sie ereilen könnte, ehe ihnen diese letzte Freude vergönnt war, denn es däuchte ihr, als müsse sie die Sehnsucht nach ihm aus dem Grabe treiben. Doch dachte sie nicht daran, selber ein Wiedersehen herbeizuführen, sondern wandte sich stündlich zu Gott mit dem heißen Gebet, daß er, wenn ihr Verlangen

keine Sünde sei vor ihm, in seiner unerschöpflichen Gnade die Mittel finde, sie zu erhören.

Es hieße Wasser ins Meer tragen oder Eulen nach Athen, wenn wir noch ein Wort hinzufügen wollten über jene schreckliche Pestilenz, die Messer Giovanni Boccaccios unsterbliche, ewig junge Feder so meisterlich beschrieben hat.

Allmählich gewöhnte man sich auch an das Unerträgliche, und jeder suchte sich in die Zeitläufte zu schicken, wie es eben seine Gemütsart mit sich brachte, der eine lachend, der andere weinend, der dritte in stumpfer Ergebung.

Doch sollte das Verhängnis nicht über Florenz hinziehen, ohne von der Familie Agolanti ein teures Opfer zu fordern. Madonna Alessandra ward eines Tages, als sie von einem ihrer geheimnisvollen Ausgänge nach Hause kam, von schwerem Fieber ergriffen, und die Angehörigen hatten nicht so bald die Miene des herzugerufenen Doktors und seine Vorkehrungen gesehen, als sie sich schreckensbleich ein Wörtlein ins Ohr flüsterten, und eins ums andere schlich sich aus dem Gemach, um es nicht wieder zu betreten. Nur Ginevra saß am Bette der Sterbenden und sah mit jammernder Seele das teure Leben hinschwinden; sie bettete die Kranke, reichte ihr die Arzneien und verband mit töchterlicher Sorgfalt die wunden Stellen ihres armen gequälten Körpers. Niemand stand ihr bei in der Pflege, ihren Gatten bekam sie nicht mehr zu Gesicht, und das Essen wie aller andere Bedarf ward ihr von unsichtbaren Händen vor die Türe des Krankenzimmers gestellt.

Ginevra dachte nicht an Ansteckung, sie dachte nur, daß diese alte todkranke Frau das einzige Wesen sei, das ihr in diesem Hause innig nahe gestanden, und vermochte kaum in den Falten ihres Gewandes ihr Schluchzen zu ersticken. Die schwere Krankenpflege war ihrem Gemüt eine Wohltat, da sie unter den Anstrengungen und Nachtwachen vor der Qual der Leidenschaft Ruhe fand, und es schien ihr, als müßte sie durch die Hingebung an die Mutter gut machen, was sie heimlich am Sohne verbrach.

Zuweilen, in den lichten Momenten, wenn die Sterbende den tiefen Kummer der jungen Frau erkannte, flüsterte sie ihr Trostesworte zu, die schon wie Verheißungen aus einer anderen Welt herübertönten. Die übrige Zeit aber war sie in selige Gefilde entrückt, und ihr Geist pflog wonnevolle Zwiegespräche mit den vorangegangenen Lieben. Und als der sechste Abend hereinbrach, trat ein stiller Engel in das Gemach, der küßte die Kranke auf die brennenden Augenlider, daß sie niedersanken zum ewigen Frieden.

Kaum hatte Ginevra der Toten die letzte Ehre erwiesen, als sie an ein anderes Krankenlager gerufen wurde.

Laurella lag vom selben Übel ergriffen zwischen Tod und Leben und jammerte schon seit Stunden unaufhörlich, daß ihre Seele nicht hinscheiden könne, bevor sie ihre Herrin gesehen. Ginevra leistete erschöpft, wie sie war, dem Ruf Folge und wurde in einen elenden, moderigen Kellerraum geführt, wohin Beppo die Bedauernswerte gleich bei den ersten An-

zeichen der Krankheit verbannt hatte. Aber sobald Gineuras Augen in der Dunkelheit zu unterscheiden vermochten, wandte sie sich entsetzt von dem Anblick der eiternden Wunden hinweg, die Hals und Körper der Sterbenden bedeckten und von keiner teilnehmenden Hand verbunden worden waren.

Die Kranke, so sehnlich sie zuvor nach Gineuras Anblick begehrt hatte, beachtete ihr Eintreten gar nicht, sondern wälzte sich nur immer hin und her und stöhnte um ein Glas Wasser. Erst als ihr verzehrender Durst gestillt war, schien sie die Herrin zu erkennen und begann hastig mit sich überstürzenden Worten: „Ehe es zu spät wird, sollt Ihr alles hören — Ihr wart das einzige Wesen, das mich mit Güte behandelt hat, — aber ich liebte Euch nicht, denn Ihr wart schön, und zwei Männer stritten sich, Euch zu besitzen — ich, ich wurde verachtet — mit Gold und schweren Diensten, ach, mit dem Heil meiner Seele mußte ich den Ring bezahlen, den mir Beppo vor dem Altare gab! Noch vorgestern, als ich schon das Fieber spürte, hat er mich geschlagen wie einen Hund, und es mir ins Gesicht gesagt, daß er nur warte, bis ich zur Hölle gefahren sei, um die Giovanna zu heiraten, die elende Dirne, die sich nicht scheut, den Mann einer anderen in ihre Netze zu ziehen. Und nun sitzen sie an meinem Bett den lieben langen Tag, verspotten mich und tun einander schön vor meinen Augen. — Seht Ihr, wie sie sich in den Armen halten und auf mich deuten? — Die Hochzeit sei vor der Türe, sagen sie — aber wartet nur, Laurella wird euch den Hochzeitssegen sprechen!“

Sie schüttelte die geballten Hände nach einer leeren Ecke des elenden Gelasses, auf die ihre Augen unverwandt geheftet waren.

Ginevra rief sie bei ihrem Namen an, um sie zur Besinnung zu bringen und an die letzten Dinge zu mahnen, aber die Sterbende achtete nicht auf sie, sondern fuhr fort, als spräche sie mit sich selbst: „Wenn ich nur schreiben könnte, ich hätte sie längst alle um den Kopf gebracht, meinen Beppo mit seinem sauberen Herrn — warum haben sie mich mit Füßen getreten, als ob es meine Schuld wäre, daß Ihr ihnen den Erben schuldig geblieben seid! Und Beppo, der keine Ruhe gab, bis ich ihm Euer Stelldichein verraten hatte, alles nur aus Liebe für mich, wie er sagte, damit Herr Baldassarre uns die Heirat gestatte — und wie er mir dann gram ward, als die Mitgift ausblieb und wir sahen, daß alle Versprechungen nur Lug und Trug waren —"

Hier stieß sie einen tiefen Seufzer aus und schloß ermattet die Augen.

Ginevra, die zwar den Sinn ihrer Worte nicht recht gefaßt hatte, aber schon in einer Welt von Ahnungen schwebte, war nahe zu ihr getreten und rief ängstlich: „Gute Laurella, ich verstehe dich ja nicht! Was war es mit dem Stelldichein?"

Und als jene stumm blieb, rüttelte sie sie bei den Schultern und rief fort und fort: „Laurella, Laurella, stirb mir nicht, ehe ich alles weiß! Laurella — nur noch ein Wort, ich sehe jetzt alles: Leonardo war treu und ihr habt mich betrogen."

Die Kranke ermunterte sich endlich wieder, nickte ungeduldig zu Ginevras immer wiederholten Fragen und, indem sie die fieberglänzenden Augen auf ihre junge Herrin heftete, stieß sie mühsam hervor: „Laßt mich — ich habe Wichtigeres — in der Nacht vor Eurer Vermählung — Ihr wißt noch, wie wir im Kirchlein von Sant' Andrea warteten, daß Herr Leonardo komme und Euch zum Weibe nehme — aber er kam nicht, — er konnte ja nicht kommen — denn er lag zu dieser Stunde mit gespaltenem Kopf und zwei Messerstichen im Leib auf dem Straßenpflaster. —"

Ginevra warf sich mit gellendem Aufschrei auf die Kniee und preßte ihren Kopf krampfhaft zwischen beiden Händen, um nichts zu sehen, noch zu hören, als schwebte das Leben ihres Geliebten noch in diesem Augenblick an einem Haar.

„Er hat nur halbe Arbeit gemacht, mein teurer Beppo," röchelte die Kranke, „o, hätte ich nur noch einen Tag zu leben, er sollte Euch diese Nacht und mir all meine Leiden bezahlen!"

Ginevra richtete sich in die Höhe, ihre Zähne schlugen aneinander, als sie die Sterbende mit tonloser Stimme fragte: „Hat Messer Cione von diesem Anschlag gewußt?"

Die Kranke schüttelte den Kopf, aber ihr Geist, der eine Zeitlang klar geblieben war, begann sich aufs neue zu umnachten, sie führte lange, unzusammenhängende Reden von einer Schrift, die Ginevra aufsetzen und in die geheime Büchse im Regierungspalast

legen solle, um der Signoria Anzeige von dem Verbrechen zu erstatten und sie beide gleichzeitig von ihren Tyrannen zu erlösen. Ihre ganz vom Fieber umsponnene Phantasie weilte mit Vorliebe auf der Vorstellung von den Martern, denen ihr treuloser Beppo bei einer peinlichen Untersuchung entgegenging, und von der gestörten Hochzeit mit der verhaßten Rivalin. Ihr Reden wurde immer undeutlicher, und zuletzt wiederholte sie nur fort und fort das letzte Wort, das sie gesprochen hatte, ohne einen Sinn damit zu verknüpfen, bis ihre Stimme murmelnd erlosch und sie ihren gequälten Geist aufgab.

Ginevra lehnte mit gebrochenen Knieen an der Wand und wartete, das Gesicht in die Hände verborgen, auf das Ende des qualvollen Kampfes.

Erst als der Engel des Friedens gekommen war, vor dem Gerechte und Ungerechte gleich sind, stieg sie, an allen Gliedern zitternd, aus der feuchten Höhle hervor. Die furchtbare Erschütterung hatte ihre letzte Kraft untergraben, und Schwindel umfing sie, während sie sich an dem modrigen Gemäuer zum Tageslicht hinauftastete, da sie ihr letztes Stündlein nahen fühlte.

Mit Grausen empfand sie den Fittich des Todes, der an ihr vorüberstreifte, eisige Kälte rieselte durch ihr Gebein, aber dem armen Herzen, das schon schwächer und schwächer schlug, war noch eine letzte hohe Freude zu teil geworden: Leonardo war ihr treu gewesen, Leonardo liebte sie vielleicht noch jetzt. Ihre Seele hatte schon keinen Raum mehr zur Empörung über die feige Tat der Agolanti, so ganz war sie er-

füllt von der heiligen Befriedigung, daß Leonardo von jeder Unehre gereinigt war.

In der Hauskapelle sank sie auf die Kniee, und ein heißer, wortloser Dank stieg zum Himmel empor, denn schon vermochte sie den Mund nicht mehr zu bewegen. Es war ihr Glaube, daß ein enteilender Geist durch gespannten Willen an den Geist eines abwesenden Freundes zu rühren vermöge, darum raffte sie jetzt die Kräfte ihrer Seele zu einem letzten mächtigen Aufschwung zusammen, um sie im Aushauchen dem Geliebten zuzusenden.

Mit erlöschendem Bewußtsein schleppte sie sich in ihr Schlafgemach, wo die Dienerinnen sie bald darauf entseelt auf dem Bette ausgestreckt fanden.

Nachdem man sie vergeblich mit Wasser besprengt und ihr mit starkriechenden Essenzen die Stirne gerieben hatte, kamen die bestürzten Hausgenossen endlich zu dem Schluß, daß jeder Lebensfunke erloschen und daß Ginevra bei ihrem Samariterwerk einem blitzartigen Pestanfall erlegen sei. Solcher Fälle hatten sich jüngst in der Stadt verschiedene ereignet, denn die Seuche, die an Ausbreitung zu verlieren begann, schien ihre Wut darum nur verdoppelt zu haben und würgte jetzt bisweilen wie ein Tiger ihre Beute im Sprung.

Messer Baldassarre, den dies jähe Ende mit Entsetzen erfüllte, gab Befehl, die Tote sogleich wegzutragen, dem widersprach jedoch Ricciardo, der in Tränen zerfloß, denn eigentlich hatte er nie aufgehört, Ginevra zu lieben, und er verlangte, sein Weib mit

allem Pomp, der in ruhigen Zeiten bei solchem Anlaß entfaltet wurde, zu bestatten.

Auch Messer Cione, der gerade nüchtern war, weinte heftig bei ihrer Bahre, faßte sich jedoch bald wieder und sagte: „Sie ist jetzt ein schöner Engel und wird es ihrer Mutter sagen, daß ich mein Versprechen gehalten und sie glücklich gemacht habe."

Am Abend kamen die Träger mit Fackeln und führten Ginevra in ihrem Hochzeitsschmuck hinweg nach der Domkirche, wo sie Tags zuvor auch Madonna Alessandra beigesetzt hatten.

Als sich das Trauergeleite mit Priestern und fackeltragenden Dienern in Bewegung setzte, näherte sich eine schwarzgekleidete Gestalt in gebrochener Haltung, und die Knechte der Agolanti konnten es nicht hindern, daß der junge Rondinelli im Trauergewand sich ihrem Zuge anschloß.

Je weiter sie schritten, desto mehr schwoll ihr Geleite, aus allen Straßenecken kamen ihnen Särge entgegen, die eilig ohne Schmuck und Lichter dahingeführt wurden und deren Träger sich dem prunkvollen Gefolge einreihten, um ein wenig von der Ehre dieses stattlichen Leichenbegängnisses mitzugenießen, daß es aussah, als feire der Tod einen großen Triumphzug, oder als dränge sich ganz Florenz hinter der blonden Ginevra her zu Grabe.

Allmählich verlöschten die Lichter, die am Hauptaltar bei Ginevras Bahre brannten, die Schar der Leidtragenden lichtete sich mehr und mehr, bis endlich nur noch eine einzige dunkle Gestalt im Chor der

Kirche kniete. Die Knechte der Agolanti warfen beim Abziehen mißtrauische Blicke auf diesen einsamen Beter, der weder wanken noch weichen wollte, bis endlich der Sakristan zu ihm trat und hörbar mit den Schlüsseln rasselte. Aber ein paar Worte, die der andere ihm zuflüsterte, und ein Goldstück, das in seiner Hand blinkte, bewogen ihn, sich mit einem tiefen Bückling ganz geräuschlos zurückzuziehen. Nach ein paar Schritten jedoch kehrte er wieder um und sagte dem großmütigen Geber: „Verzeiht meine Warnung, Herr Leonardo, tretet nicht zu nahe an die Särge, denn diese Leichen strömen einen tödlichen Pesthauch aus.“

Als aber der Angeredete ungeduldig mit der Hand winkte, entfernte er sich rasch durch eine Seitenpforte, die er leicht angelehnt ließ, nachdem er das Hauptportal der Kirche sorgfältig verschlossen hatte.

Als er verschwunden war, trat der stille Beter auf Ginevras Bahre zu, bei der nur noch wenige Kerzen brannten. Sein jugendliches Haupt war gebeugt, und er schwankte im Gehen wie ein Trunkener. Er zog das schwarze Bahrtuch herunter, hob ohne Mühe den Deckel vom Sarg und kniete neben der Toten nieder, der er mit durstigen, sehnsuchtsvollen Blicken in das bleiche Gesicht starrte.

„Ginevra!“ flüsterte er leise und wiederholte dann laut, daß es schauerlich von den kahlen Kirchenwänden zurückhallte: „Ginevra!“

Einen leichten Schauer überwindend bog er sich nieder und drückte einen langen, feierlichen Kuß auf ihre blutleeren Lippen. Dabei faßte er ihre gefalteten

Hände, die er gewaltsam löste, und zog ihr den Vermählungsring vom Finger.

„Siehst du,“ sagte er schmeichelnd, als ob er mit einer Lebenden spräche, „ich bin doch gekommen und lasse dich nicht mehr allein. Berge und Täler dachten sie zwischen uns zu schieben, dein armes Herz haben sie gebrochen und konnten es doch nicht hindern, daß wir jetzt vereint sind. Wie schön du noch bist! Auch die gräßliche Würgerin hat dich nicht zu zerstören gewagt. Mit sanfter Hand hat sie dir die Augen zugedrückt und mir deinen Reiz bewahrt. Und süß ist der Todestrank, den ich von deinen Lippen trinke.“

Und aufs neue sog er lange, gierige, inbrünstige Küsse von dem kalten Mund der Toten, Küsse, die ihn berauschten, denn er stammelte wie ein Trunkener: „O Pest, kein Balsam des Orients ist lieblicher als du! Süßer Duft meiner bleichen Blume! Töte schnell, laß mich an ihrem Busen sterben!“

Und überwältigt legte er den Kopf auf ihre Brust, indem er mit beiden Armen die Leiche umschlang. Da kam es ihm vor, als ob ihr Herz ganz leise klopfte. Er hielt den Atem an, um besser zu lauschen, aber seine Erregung war so groß, daß er sein eigenes Herz bis in den Hals schlagen hörte. Angstvoll griff er nach ihrem Pulse. Der stand still. Er riß das Kleid auf und legte die Hand auf ihr Herz. Nichts, es war nur die Täuschung gewesen, die jeder erlebt, der sich über einen Toten beugt.

Als ihm der flüchtige Hoffnungsstrahl erlosch, an dem er schon mit allen Fäden seiner Seele gehangen

hatte, warf sich Leonardo schluchzend auf die Kniee und brach in wilden Jammer aus, als sei ihm Ginevra erst jetzt gestorben.

„Grausamer, Unerbittlicher!“ schrie er, die geballten Hände gegen den Himmel erhoben. „Kannst du sie nicht auf eine Stunde mir zurückgeben, und darfst sie doch behalten, fort und fort behalten, in alle Ewigkeit? O! du nennst dich den Allgütigen und bist unbarmherziger als selbst der Mensch. Auch mein Todfeind hat mir doch ihren Anblick nicht ganz verwehrt, als Er sie noch in seinem Bann hielt, ich durfte noch die Luft atmen, die ihr süßer Hauch durchtränkt hatte, oft trug mir noch der Abendwind einen Ton ihrer Stimme zu. Nur bei dir, bei dir ist keine Gnade. Und auch du, Ginevra,“ wandte er sich vorwurfsvoll an die Leiche, „starr, kalt, fühllos schläfst du fort bei meinem Jammer. O, wenn ich so an deiner Stelle daläge, und du trätest nun zu mir und sprächest auch nur flüsternd meinen Namen, ich würde die Fesseln des Todes brechen, mein Wille würde zur Lebenswärme, mit der ich diese Glieder durchströmen wollte, um dich zu umfangen. Und stände ich schon dort oben vor dem Throne des Höchsten und hörte deine Stimme mich rufen, ich würde ihm meinen Anteil an Seligkeit vor die Füße werfen und würde sagen: Laß mich zurück zu ihr! — O, Ginevra, wo bist du jetzt? In welchem Himmelsglanz schwelgt dein Auge, daß du keinen Blick mehr hast für deinen unglückseligen Leonardo?“

Er kehrte sich ab von der leblosen Hülle und er-

hob die Arme zum Himmel, wie um die entflohene Seele zu sich herunterzuziehen. Sinnlose Worte stammelnd, die Arme schüttelnd und Ginevras Namen rufend verließ er endlich die Kirche und taumelte ziellos, bewußtlos in die verödeten Straßen hinaus, wo die Frühlingsnacht in den betäubenden Düften blühender Orangen schwelgte wie zum Hohn auf das arme, blutende Menschenherz.

* * *

Frische Nachtluft strömte zu der weit offenen Kirchtüre hinein, strich über den geöffneten Sarg und spielte mit Ginevras losgegangenen Haaren. Da löſten sich die Fesseln der Starrsucht, die sie eisern wie der Tod selbst umklammert hatten, schwaches Leben begann in der ausgestreckten Gestalt zu pulsieren, ihr Busen hob und senkte sich, und ein leiser Seufzer kam von ihren Lippen.

Noch eine kurze Weile und sie schlug die Augen auf, die dumpfe Schwere, die auf ihr gelastet, war gewichen, sie sah sich in einem weiten leeren Raum, in dem ein paar verglühende Kerzen flackerten.

Sie hatte ein dunkles Bewußtsein, daß sie gestorben war, und doch vermochte sie zu fühlen und zu denken. Sie versuchte sich zu bewegen, und es gelang. Dann richtete sie sich auf den Ellbogen gestützt empor und suchte mit weit geöffneten Augen die Dunkelheit zu durchdringen. Sie erkannte die Särge, die am Boden gereiht standen, um am nächsten Morgen in die Erde versenkt zu werden, und es schien ihr, als umfange sie

ein riesiges Grabgewölb. Ihre erste Bewegung war, sich in sich selbst zusammenzuschmiegen und das Gesicht zu verstecken wie ein Kind, das sich im Dunkeln fürchtet, aber nun stieß sie an die Wände ihres Sarges und sah über sich den zurückgeschobenen Deckel.

Von namenlosem Grauen erfaßt, erhob sie sich und stieg an allen Gliedern zitternd aus ihrer engen Ruhestätte hervor.

Lange Schatten, durch das schwankende Licht hervorgerufen, wankten an den Kirchenwänden hin und huschten an ihr vorüber. Sie fühlte, wie sich die Haare auf ihrem Kopf aufrichteten, und wußte nicht, wohin sich wenden: in der grausenvollen Einsamkeit fürchtete sie sich vor sich selbst. Jeden Augenblick, dachte sie, müßten sich auch die anderen Särge auftun, die Leichen heraussteigen, sie mit kalten Armen umfassen und in einem wahnsinnigen Reigen mit ihr durch die öden Kirchenräume wirbeln.

In sinnloser Angst stürzte sie vorwärts, aber der Weg, den sie wählte, war zu ihrem Heil, denn ohne es zu wissen hielt sie sich an die frische Luftströmung, die ihr entgegenwehte. Mit wankenden Knieen und Gliedern, in denen noch die Starre des Todes lag, eilte sie der kleinen Pforte zu, die Leonardo offen gelassen hatte, und trat auf den einsamen Domplatz heraus.

Der volle Mond stand am Himmel und beleuchtete fast taghell die Piazza und die umstehenden Gebäude. Ginevra raffte sich auf und mit einer Schnelligkeit, als säße ihr ein ganzes Gespensterheer im Nacken, flog sie dem nächsten Gäßchen zu, das sich vor ihr

auftat. Auf der raschen Flucht durch die stillen Straßen vermehrte sich noch ihre Furcht und trieb sie zu immer rasenderem Lauf; wer ihr begegnet wäre, hätte sie leicht für den Geist jener vom wilden Jäger verfolgten Jungfrau halten können, deren jammervolle Geschichte Meister Boccaccio in seinem „Decamerone" berichtet.

Aber niemand begegnete ihr, Straßen und Plätze waren ausgestorben, die Häuser lagen im Dunkeln, nur an einer Ecke balgten sich knurrend zwei Hunde um einen Zeuglappen, wohl das letzte Überbleibsel von den Kleidungsstücken eines Pestkranken, das von den Angehörigen auf die Straße geworfen worden war. Hoch über Florenz thronte der Tod und spannte über die ganze verstummte Stadt seine breiten schwarzen Flügel aus.

Ohne sich umzusehen, rannte Ginevra nahe an den Häusern hin und wagte nicht eher still zu halten, als bis sie mit laut pochendem Herzen vor der Türe ihres Gatten stand.

Auf ihr Klopfen regte sich lange nichts, endlich ging ein Fenster im oberen Stockwerk auf, und ein Kopf erschien vorsichtig, um mit einem lauten Aufschrei wieder zu verschwinden.

Aufs neue faßte Ginevra den Klopfer und begann mit der Kraft der Verzweiflung ihre Tür zu bearbeiten wie einen Amboß, sie wollte auch rufen, aber die Zunge klebte ihr am Gaumen, daß sie keinen Laut hervorbrachte.

Obwohl sich niemand blicken ließ, wurde es doch

innen lebendig, ein Diener rannte mit Licht in der Hand von Zimmer zu Zimmer, weckte die Schläfer und erzählte mit leichenblassem Gesicht und stockender Stimme, daß vor der Haustüre der Geist der toten Madonna Ginevra stehe und Einlaß begehre.

Die ersten, die diese Botschaft vernahmen, meinten, der Pförtner habe sich beim Leichenschmaus übernommen. Der aber horchte mit aufgehobenem Finger in solcher Herzensangst nach der Straße hinunter, daß auch die anderen still wurden und das Klopfen an der Haus-türe vernahmen.

Von Zimmer zu Zimmer flog die Kunde und trieb die ganze Familie aus den Betten. Alle drängten sich Gebete sprechend und Kreuze schlagend zusammen, wie eine Schafherde im Gewitter, und niemand wagte mehr ans Fenster zu treten und nach der Straße hinabzublicken, wo Madonna Ginevra in dem weißen Sterbegewand und dem goldenen Kränzlein, mit dem man sie vor wenigen Stunden in den Sarg gebettet, stehen sollte.

Zuletzt erschien auch Messer Baldassarre im langen Nachtkleid, ein Kruzifix in der einen und ein Licht in der anderen Hand. Mit leichenblassem Gesicht und schlotternden Knieen stellte er sich an die Spitze der Seinigen und hinter ihm her zog die ganze Familie in Prozession zitternd und betend nach der Haus-kapelle, wo Herr Ricciardo gelobte, hundert Messen für den Frieden der armen Seele lesen zu lassen, und erst als auf der Straße alles still geworden war, suchten die verstörten Hausgenossen ihre Betten wieder auf.

Um dieselbe Stunde wurde der alte Pförtner in dem Palast der Amieri durch lautes Pochen aus dem Schlafe geweckt. Er öffnete langsam das kleine Seitentor, woher der Lärm kam, aber als er die junge Herrin, die er vor wenigen Stunden selbst zu Grabe geleitet hatte, im weißen Leichengewand, mit aufgehobenen Händen und einem Gesicht, in dem alle Grauen des Todes lagen, draußen stehen sah, meinte er ein Blendwerk der Hölle vor sich zu haben, denn nimmermehr konnte er glauben, daß die Seele seiner frommen, tugendhaften Gebieterin dem dunkeln Sarg entstiegen sei und spukhaft auf der alten Stätte wie ein verdammter Geist umherschweife.

Mit einem Ruf des Schreckens warf er die Türe ins Schloß, rief seine Frau und erzählte ihr, was er gesehen hatte. Beide kamen überein, den Herrn zu wecken und ihm von dem entsetzlichen Gesicht Mitteilung zu machen.

Bebend stiegen die zwei alten Leute in Messer Ciones Schlafgemach hinauf, aber der alte Ritter hatte seinen Schmerz tief im Grunde des Bechers begraben und wäre jetzt durch die Posaune des jüngsten Gerichts nicht zu erwecken gewesen. Vergebens war alles Anrufen und Schütteln, Herr Cione stieß nur unartikulierte, grunzende Laute aus und ließ den Kopf, den man ihm mit Gewalt in die Höhe gerichtet hatte, schwer in die Kissen zurückfallen.

Und als die Alte, um bis zu seinem Bewußtsein durchzudringen, ihm den Namen seiner Tochter in die Ohren schrie, lallte er: „Ja, ja, sie ist ein Engel ge-

worden, — laßt mich in Frieden!" — und führte mit dem mühsam aufgehobenen Arm einen so kräftigen Schlag nach der Stelle, woher der Eingriff in seine Ruhe geschah, daß es die beiden Alten geraten fanden, sich zurückzuziehen, von ferneren fruchtlosen Versuchen abzustehen und die Verantwortung für den ganzen Vorfall selbst zu tragen.

Sie flüchteten sich in ihr Bett und sprachen noch viele Vaterunser für die Ruhe der armen Seele, bis sie endlich selbst entschliefen.

Nachdem Leonardo in seiner Betäubung lange, ohne zu wissen was er tat, noch wo er sich befand, in der nächtlichen Stadt umhergeirrt war, den Tod erwartend, den er glaubte von Ginevras Lippen getrunken zu haben, bog er endlich, von einem inneren Triebe geleitet, in die Straße ein, wo sein elterliches Haus stand. Da sah er eine weiße Gestalt regungslos auf der Türstufe sitzen, ein goldenes Kränzlein in den Haaren, die Flechten aufgelöst über den Schultern und das Gesicht im Mondschein geisterbleich.

Der starke Mann stand vor Schreck gelähmt, kaltes, körperliches Entsetzen rieselte durch seine Glieder und sträubte ihm die Haare auf dem Kopf.

„Ist das der Wahnsinn?" fragte er sich, an die Stirne greifend. „Ist das Bild aus meinem eigenen Geiste herausgetreten und hat die Gestalt des Lebens angenommen, daß ich ihm auf allen Schritten begegnen muß?"

Als Ginevra die Männergestalt sah, die zuerst vor ihrem Anblick zurückgeprallt war und nun in der grellen

Mondbeleuchtung mit weit aufgerissenen Augen zaudernd vor ihr stehen blieb, erhob sie sich wie schuldbewußt und wich mit ausgestreckten Händen scheu zurück.

„O bleibe, bleibe, entflieh mir nicht!“ rief der junge Mann, indem er sich aus dem Bann des Grausens loszuringen strebte und entschlossen herantrat, denn er glaubte seine letzte Stunde gekommen. — „Und wenn du ein Blendwerk der Hölle wärst, ich fürchte mich nicht vor dir, da du so teure Züge trägst.“

„Ich bin ja tot,“ sagte sie zögernd mit gesenktem Kopf, als gestehe sie ein Verbrechen ein, und drängte sich dabei immer weiter nach der Mauer zurück. — „Alle haben sich vor mir gefürchtet,“ setzte sie mit halberloschener Stimme hinzu, die klang, als sei ihr die Gewohnheit des Sprechens schon fremd geworden, — „sie wollten mich nirgends einlassen, aber ich tue niemand ein Leides und will gleich wieder gehen.“

„Ginevra!“ rief er, und sie horchte hoch auf bei diesem Ton, aber noch immer war ihr Blick fremd und irr.

„Nein, kein Trugbild,“ fuhr er mit schauerndem Entzücken fort, „dies ist meine Ginevra selbst — du kommst, weil ich dich rief — im Sarg hab' ich mich dir zum zweiten Male verlobt, und dein bin ich mit Leib und Seele. O fürchte nicht, daß mir dein Anblick schrecklich sei! Wohin du gehst, will ich dich begleiten und wo du seist, will ich bei dir sein.“

Da brach das Licht der Liebe durch die Umdüsterung ihres Geistes, und sie sank willig in die Arme, die sich ihr entgegenstreckten.

„O Leonardo!“ sagte sie und die Worte brachen gewaltsam wie ein Schluchzen aus ihrer Brust. — „Laß mich noch einmal den Kopf an deine Schulter legen — so lange, lange habe ich mich danach gesehnt — ich mußte dich noch einmal sehen, ich bin ja nur aufgestanden, um dir zu sagen — ach, fühle wie kalt ich bin. — Alle haben sich gefürchtet.“

Ihre stammelnde Rede ward unterbrochen durch heftige Küsse, die ihr den Mund verschlossen.

„Ich fürchte mich nicht,“ rief der Jüngling außer sich — „wenn dein Hauch Verwesung ist und dein Kuß Verdammnis, was sind Tod und Hölle, wenn ich bei dir bin? — Sieh', wie der feige Tyrann besiegt und winselnd um die Ecke schleicht! Fasse mich an — halte fest an mir, daß er dich nicht noch einmal hinwegführe.“

Er hob sie in den Armen auf und eilte mit der teuren, marmorkalten Last nach dem Hause, dessen Tür er durch einen Fußtritt sprengte, als ob ein Verfolger hinter ihnen wäre.

In einem Zimmer zu ebener Erde ließ er sie auf ein Ruhebett niedergleiten und warf sich daneben auf die Kniee, sie von neuem umschlungen haltend. Ginevra schmiegte sich schauernd an ihn und sog gierig Lebenswärme von seinen Lippen, während ihre kalten Hände wie halberstarrte Vögelein an seiner warmen Brust eine Zuflucht suchten. Sie wollte reden, aber die Stimme gehorchte nicht, und nur ein heftiges, krampfartiges Schluchzen machte ihrer Erschütterung Luft.

Der Jüngling ließ ihr keine Zeit, zur Besinnung

zu kommen; überwältigt von der schauerlichen Süße dieses Zusammenseins preßte er die vermeintliche Tote an seine klopfende Brust und stammelte unter heftigen Liebkosungen: „Weine nicht, Ginevra, ich bin ja dein, — du sollst nicht mehr allein in deinem kalten Bette schlafen! Ist es Sünde, daß ich diesen Mund küsse, auf den der Tod sein Siegel gedrückt hat, daß ich in diese starre Brust meine Lebensflamme ausströmen lasse? — Mag sie erlöschen, wenn sie dich nicht mehr wärmen kann. O Ginevra, dieser Augenblick wiegt mir die ganze Ewigkeit auf, die ich verscherze. Und wenn ich ihn mit Strafen der Hölle zahlen muß, der Preis soll mir nicht zu teuer sein für so viel Glück.“

Am Ende stammelte er nur noch unzusammenhängende, leidenschaftliche Worte, auf die Ginevra durch Tränen, Seufzer und Küsse antwortete. Das irdische Dasein zerfloß zu Nebel vor ihren entzückten Sinnen, sie wußten nicht mehr, ob sie dem Tode oder dem Leben angehörten, sie wußten nur, daß sie Selige waren. Und endlich lösten sich Ginevras Arme vom Hals ihres Geliebten, ihr Kopf sank ermattet an seiner Brust herunter, und sie entschlief. Leonardo bewegte noch zuweilen die Lippen, um ihren Namen zu flüstern, während der Schlummer auch seine Lider streifte und sein Haupt herniederzog, daß es auf dem ihren ruhte. Und die reine, florentinische Sternennacht wachte mit ihren glänzenden Augen über der Liebe, die die grausenvolle Schranke zwischen den Lebendigen und den Toten übersprungen hatte.

Erst die Morgensonne scheuchte aus Leonardos vom

Schlummer gestärkten Sinnen die schauerlich süßen Nachtgebilde und er erkannte, daß er keine Leiche auf den Knieen hielt, sondern blühendes junges Leben, das in seinen Armen erwarmt war und nun mit gleichem Pulsschlag ruhig lächelnd atmete. Er bettete die Schläferin sanft auf dem Lager, das er mit Tränen der Freude und frommer Rührung benetzte. Er brauchte sich nicht zu fragen, wie alles gekommen sei; von selber drängte sich die Erkenntnis in seine Seele, daß er es gewesen, der ohne sein Wissen Ginevra von dem gräßlichen Los der Lebendigbegrabenen gerettet hatte.

Den Rest des Hergangs erfuhr er aus ihrem eigenen Munde, als sie nach langem erquickendem Schlummer sich allmählich mit freudigem Staunen in der Wirklichkeit zurechtfand.

„Sind wir im Paradiese?“ waren ihre ersten Worte, als sie die Augen aufschlug und gleich aufs neue ihre Arme um Leonardos Hals verschränkte. Doch gern ließ sie sich nun überzeugen, daß warmes, lebendiges Blut in ihren Adern rann, und daß ihre Wonnen noch der Erde angehörten.

Sie saß auf dem Ruhebett Hand in Hand mit ihrem wiedergefundenen Freund, und kein Gedanke, jemals in die alten Fesseln zurückzukehren, kam in ihre Seele. An das Jahr ihrer Ehe dachte sie wie an einen schweren Traum, den ein seliger Morgen verblassen läßt, und wenn Leonardo die Arme um sie schlingend sagte: „Du bist jetzt meine Gefangene, weißt du das? Ich gebe dich nie, nie wieder frei,“ so nickte sie nur, als verstünde sich das von selbst.

Über die Ereignisse, durch die sie vor einem Jahre getrennt worden waren, hatten sich die Liebenden sehr bald verständigt.

Leonardo erzählte von seiner schweren Verwundung in jener Nacht, wo ihm das Schicksal den Kelch vom Mund gerissen, den er schon an die Lippen zu setzen glaubte. Erst nach seiner Genesung, die er vor allem Gianettas sorgsamer Pflege dankte, erfuhr er, daß Ginevra schon seit Wochen vermählt war. Ginevra vermählt und er in ihren Augen ein Treuloser, ein Feigling, nicht wert, daß sie Ruf und Freiheit, vielleicht das Leben gewagt hatte, um die Seinige zu werden! Wir schweigen von des Jünglings Wut und Verzweiflung, von all den sinnlosen Plänen, die er schmiedete, um zu ihr durchzudringen, ihre Bande zu zerreißen und sie mit sich fortzuführen oder zu ihren Füßen sein Leben auszuhauchen. Der alte Rondinelli, der mit heimlicher Sorge das scheue, wilde Wesen des Sohnes sah, beschloß diesem Treiben ein Ende zu machen und selbst mit Leonardo nach Livorno zu reisen, um ihn dort nach Frankreich einzuschiffen. Der Jüngling gehorchte und riß sich mit blutendem Herzen los; doch auch in diese Wunde goß die weise Gianetta einen kühlenden Balsam, indem sie ihm zusagte, ihn in seiner Abwesenheit vor Ginevra von der Schmach des Abfalls zu reinigen. Freilich fand es die kluge Matrone dann nach reiflicher Überlegung für Ginevras Ruhe und den Frieden aller geratener, ihr Versprechen zu vergessen und die Vergangenheit schlafen zu lassen. Noch bei der Abfahrt, als schon der Wind die Segel blähte,

rief ihm sein Vater nach, er solle sich nicht unterstehen, ohne Braut zurückzukehren, und gleich bei seiner Ankunft in Lyon sah er das schöne Mädchen, das ihm bestimmt war und dessen stille Augen ihn erwartet zu haben schienen. Aber all ihre sittsame Anmut vermochte nichts über das Herz, das noch ganz von Ginevras glänzenderem Bilde erfüllt war, er besorgte still die aufgetragenen Geschäfte und blieb ein wortkarger Gast in dem Haus, das ihn so freundlich aufgenommen hatte. Eine nagende Sehnsucht, die er zur Beschönigung vor sich selbst Heimweh nannte, die aber nichts anderes war als das unüberwindliche Verlangen, Ginevra wieder zu sehen oder doch von ihr zu hören, trieb ihn Tag und Nacht umher und ließ ihn in der Fremde keine Stunde froh werden, bis seines Vaters plötzlicher Tod ihn nach Florenz zurückrief. Er sah sie wieder, und ihre tiefe Bewegung bei seinem Anblick sagte ihm, was sein Herz längst geahnt hatte, daß er nicht vergessen war. Und obwohl er sich den Schwur getan hatte, ihren Frieden nicht zu stören, trieb es ihn doch unwiderstehlich in ihre Nähe, und er konnte es nicht lassen, ihr Haus zu umschwärmen, ob er vielleicht von weitem nur ihren Schattenriß oder den Saum ihres Gewandes erblicke.

Und so hatte er endlich den Tag zuvor von den Nachbarn die Schreckenskunde vernommen, daß Ginevra der Seuche erlegen sei.

Ginevra hatte ihrerseits nicht viel hinzuzufügen und zu erklären, da Leonardo nur allzu bereit war, sie von jeder Schuld freizusprechen. Das schwere Geheimnis, durch das sie die ganze Familie der Agolanti ins Ver-

derben stürzen konnte, behielt sie tief in ihrer Brust, indem sie Leonardo sein Leben lang über die Urheber jenes nächtlichen Überfalls im Dunkel ließ. Sie erklärte nur, daß sie sich durch die Grausamkeit, mit der man sie bei lebendigem Leib zu Grabe getragen und ihr dann die Rückkehr in das eigene Haus verwehrt habe, jeder Pflicht gegen die Agolanti entbunden fühle und nun auch wirklich für sie tot sein und bleiben wolle.

Gegen Abend aber schwand Ginevras Freudigkeit mehr und mehr, sie versank in Nachdenken, und ihre Augen füllten sich häufig mit Tränen. Auf Befragen gestand sie, daß der Gedanke an den Kummer und die Einsamkeit ihres Vaters, wenn er fortfahren müßte, sie für tot zu betrauern, ihr Glück auf ewig trüben würde. Leonardo war zwar der Meinung, ihr Vater würde sich mit der Zeit schon zu trösten wissen, gab aber schließlich ihren Bitten nach und versprach, den alten Ritter ins Geheimnis zu ziehen, doch nicht ohne daß ihm Ginevra zuvor durch einen heiligen Schwur gelobt hatte, sich durch keine Bitten, Drohungen noch Vorspiegelungen jemals wieder von seiner Seite reißen zu lassen.

Ein vertrauter Diener wurde mit der wunderbaren Botschaft zu Ginevras Vater geschickt. Des alten Mannes Staunen, Rührung und Freude kannten keine Grenzen. Er stieg sogleich zu Roß, um sein vom Tode erstandenes Kind wiederzusehen, und nahm nicht einmal Anstoß daran, daß er sie im Hause seines Todfeindes suchen mußte. Schon mehr als einmal hatte er im Laufe dieses Tags die Frage bei sich aufgeworfen, ob

nicht ohne die erzwungene Heirat mit Ricciardo sein Kind noch am Leben wäre.

Aber während der alte Ritter schluchzend seine wiedergeschenkte Tochter in den Armen hielt und von Zeit zu Zeit sanftmütige Blicke auf den jungen Leonardo warf, der ihm mit einfachen, männlichen Worten das ganze herzbewegende Ereignis erzählte, herrschte Schreck und Bestürzung unter den Agolanti.

Frau Fama war nämlich nicht müßig gewesen, die Gespenstererscheinung der vergangenen Nacht machte durch die ganze Stadt die Runde, die Diener der Agolanti tauschten mit dem Pförtner vom Palast der Amieri ihre nächtlichen Abenteuer aus, endlich hatte ein Nachbar der Rondinelli die weiße Gestalt vor Leonardos Türe sitzen sehen und war Zeuge gewesen, wie der junge Mann sie ins Haus trug; kurz, was Messer Cione, der von der mitternächtlichen Erscheinung nichts wußte, so sehr überrascht hatte, war den Agolanti längst kein Geheimnis mehr.

Als sich Messer Baldassarre nach vielen Überlegungen entschloß, mit dem alten Ritter über die Begebenheit Rücksprache zu nehmen, erfuhr er zu seinem maßlosen Erstaunen, daß Messer Cione schon seit mehreren Stunden bei dem jungen Rondinelli verweile.

Er versuchte noch zu vermitteln und auszugleichen, aber all seine Söhne und Anverwandte, Ricciardo an der Spitze, schlugen Lärm und beklagten sich bei der Signoria über den Schimpf, der ihnen widerfahren, und daß Ricciardos Schwiegervater selbst die Hand im Spiel habe.

Die Signoren ordneten eine strenge Untersuchung an, da fand es sich, daß Ginevras Gruft schon geschlossen war, denn der Küster hatte, um das Verschwinden der Leiche geheim zu halten, den leeren Sarg früh morgens eingemauert. Auch stand Ginevras Name in aller Form auf der Liste der in der Domkirche bestatteten Toten.

Den Klagen der Agolanti trat Leonardo entgegen, indem er erzählte, wie Ginevra wider ihren Willen zu der Heirat mit Messer Ricciardo gezwungen worden sei, wie man die Scheintote mit unwürdiger Eile eingesargt und davon getragen und ihr in kalter Nacht unbarmherzig die Rückkehr in das Haus des Gatten verwehrt habe.

Messer Cione, auf dessen alten Groll die Gegenwart Leonardos einen erstaunlich sänftigenden Einfluß übte, und der nun von Entrüstung über das Gebahren der Agolanti überfloß, schlug sich ganz auf die Seite des liebenden Paares, und die wunderbare Geschichte machte einen tiefen Eindruck auf die Väter der Stadt.

Es saßen damals im Magistrat von Florenz erleuchtete Köpfe, die besonders, wenn es die Sache eines Popolanen gegen einen Granden galt, nicht leicht um einen guten Einfall verlegen waren. Sie faßten also den Beschluß, „daß, sintemal durch den Tod jeder Ehebund gesetzlich aufgelöst werde, auf Grund der vorhandenen regelrechten Urkunden, welche Madonna Ginevras Ableben bezeugten, die Ehe mit Messer Ricciardo als erloschen zu betrachten sei, und daß in Ermangelung eines Gesetzes, welches das fernere Ver-

halten einer vom Tode Erstandenen bestimme, besagte Madonna Ginevra befugt und ermächtigt sei, nach Belieben und im Einverständnis mit ihrem Vater über ihre Hand zu verfügen."

Die Agolanti spien Feuer und Flammen, da aber der Wahrspruch der Signoria nicht anzutasten war und eine Gewalttat bei den herrschenden strengen Gesetzen als ein zu großes Wagnis erschien, mußten sie sich bequemen, die Schlappe einzustecken. Nach reiflichen Erwägungen entschlossen sie sich, den Grabstein, unter welchem der leere Sarg versenkt war, in der Familiengruft stehen zu lassen und die Tatsache von Madonna Ginevras frühem Ende vor Freund und Feind aufrecht zu halten. Dadurch gaben sie einerseits ihrem Familienstolz und ihrem Haß Ausdruck und zeigten sich zugleich doch dem Spruch der Signoria gehorsam.

Die blonde Ginevra wurde gleich den andern Tag in aller Form Rechtens dem jungen Rondinelli angetraut, und der Priester vernahm diesmal ein lautes, freudiges Ja von ihren Lippen.

Messer Cione söhnte sich in der Folge ganz mit dem neuen Schwiegersohn aus, und da seine Freundschaft für Messer Baldassarre durch die letzten Ereignisse einen schweren Stoß erlitten hatte, brachte er von nun an seine Abende meist in Gesellschaft des jungen Paares zu, das ihn durch den Anblick seines Glücks in der rosigsten Laune erhielt.

Und als er nach Jahresfrist einen kräftigen, kugelrunden, zappelnden Sprößling auf den Armen schwang, der ihm zu Ehren Cione getauft wurde, war seine Zu-

friedenheit vollkommen, und er vergaß ganz, daß er einst geschworen hatte, seine Tochter lieber tot als in den Armen eines Rondinelli zu sehen.

Seine Vergeßlichkeit ging mit der Zeit noch so weit, daß er, als ihm eines Tages zu Ohren gekommen war, Messer Ricciardo habe sein ganzes Erbe im Spiel vergeudet und noch seinen alten Vater in Schulden verwickelt, zu seiner Tochter sagte: „Siehst du, ich habe es dir ja immer gesagt, daß der Mensch ein Taugenichts ist und nie für dich paßte!"

Das alte stolze Geschlecht der Amieri sank mit Messer Cione in die Grube, aber von seinem herrlichen Palast sind noch Überreste vorhanden, die jedoch wer weiß wie bald der herrschenden Zerstörungswut zum Opfer fallen werden.*) Nicht lange, so erlosch auch der söhnereiche, weitverzweigte Stamm der Agolanti. Aber von Leonardo und Ginevra sproßte ein Geschlecht, das jahrhundertelang eine Zierde seiner Vaterstadt war und dessen Name noch heute in einer der Hauptstraßen von Florenz erhalten ist.

Noch lange Zeit nach den Ereignissen, die wir hier erzählt haben, zeigte man in Florenz das leere Grab der blonden Ginevra, und das Gäßchen, durch welches die Auferstandene in jener für sie so verhängnisvollen Nacht von der Domkirche nach dem Haus ihres ersten Gatten zurückgekehrt war, heißt bis auf heute die Via della Morte.

*) Ist unterdessen geschehen.

Die Humanisten

Ganz Florenz war in Bewegung, als an einem lachenden Apriltag des Jahres 1482 Graf Eberhard von Württemberg, genannt der Bärtige, mit einer stattlichen Zahl von Räten, Edlen und Knechten seinen Einzug hielt.

Zwar war es den Florentinern nicht ungewohnt, fremde Gäste in ihren Mauern zu beherbergen, wurde ja der glänzende Hofhalt des Mediceers fast nie von Besuchern leer, und dieser Reiterzug erregte die Aufmerksamkeit des schaulustigen Völkchens nur deshalb so stark, weil man wußte, daß er weit von jenseits der Alpen aus einem kalten, finstern Barbarenland komme, dessen Lage und Beschaffenheit sich tief im Nebel der geographischen Begriffe verlor. Die Menge stand viele Reihen tief in den geschmückten Straßen, durch welche die Reiter kommen mußten, denn es war denselben ein mächtiger Ruf vorangegangen, daß sie Cyklopen von ungeheuerlichem Ansehen seien, mit langen, feuerroten Haaren und lodernden Augen, deren Blick man nicht ertragen könne. Von dem Führer aber ging die Rede, er habe einen Bart, der zu beiden Seiten über den Bug des Pferdes niederwalle und das Tier wie mit einem Mantel verhülle.

Jetzt erschien der Zug in einer engen, von hohen

Palästen gebildeten Gasse, die sich in halber Länge zu einer dreieckigen Piazzetta erweiterte.

Vorüber zogen die wallenden städtischen Gonfalonen, die Bläser mit ihren langen, silbernen Trompeten, woran unter weißem Federbüschel das Wappen der Republik schwankte, und die lustigen Pfeifer mit der roten Lilie auf der Brust, — doch als nun an der Spitze der Reiter die kleine, hagere Gestalt des Grafen Eberhard in Sicht kam, dessen Bartwuchs zwar von stattlicher, doch nicht von unerhörter Länge war, da malte sich Enttäuschung auf den meisten Gesichtern.

„Das ist der Anführer der Barbaren — er ist ja kleiner als der Magnifico! — Und wie einfach er sich trägt!" hieß es im Volke, denn der erlauchte Lorenzo war mit den Herren vom Magistrat und vielen Edlen, alle reich in damaszierten Sammet gekleidet und mit den Insignien ihrer Würde geschmückt, dem fürstlichen Gaste vor das Stadttor entgegengeritten und führten ihn jetzt auf einem großen Umweg nach seiner Wohnung.

Nun drängten sich die weiter hinten Stehenden auch vor. — „Und nach Rom ziehen sie? Zum heiligen Vater? Sind sie denn Christen?" murmelte es durcheinander. — „Nein, die hätte ich mir viel merkwürdiger vorgestellt."

Das gleiche mochte das schöne Mädchen auf der rosenumrankten, mit Teppichen behängten Loggia denken, das zwischen zwei älteren Herren stand und den Zug aufmerksam musterte. Sie hatte dazu den allergünstigsten Standpunkt, da die langgestreckte Säulenhalle mit der schmalen Seite nach der Straße ging und mit

der Längsseite die Piazzetta, auf welcher sich der Zug zu stauen begann, einfaßte.

„Nun siehst du, Kind," sagte der betagtere von den beiden Herren, ein bartloser Mann mit regelmäßigen Zügen und dichten, noch schwarzen Augenbrauen, dem die Kapuze, welche zu seinem roten Lucco gehörte, vom Kopf geglitten war, daß das wallende Silberhaar frei floß — „siehst du, daß es Menschen sind wie wir, ohne Hörner und Klauen."

„Puh, was sie für Bärte haben," sagte das schöne Kind naserümpfend.

„Unseren Schönheitsbegriffen entspricht das allerdings nicht," antwortete der Vater mit gelassener Würde. Er sprach langsam und bewegte sich so schön, daß sein Lucco bei jeder Wendung des Körpers malerische Falten warf. — „Aber es sind sehr brave Leute. Betrachte dir den jungen Mann da vorn im schwarzen Habit — das scheint mein Freund, der gelehrte Kapnion zu sein, mit dem ich schon seit Jahren im Briefwechsel stehe, wenn ihn auch die Augen meines Leibes noch nie zuvor erblickt haben. Eine Leuchte der Wissenschaft, und würde es wahrlich verdienen, die Sonne Virgils seine Amme zu nennen."

„Er wird Euch wohl die Handschrift bringen, nach der Ihr so lange suchen ließt, Vater?"

„Wenn der kostbare Kodex noch vorhanden ist, so möchte er leichtlich einen andern Liebhaber gefunden haben," mischte sich der dritte, ein hagerer Mann, mit schmalem, vergilbtem Gesichte ein, der den enthaarten Schädel durch ein flachanliegendes, schwarzseidenes Mützchen geschützt hielt.

„Ich dürfte ihn darum nicht einmal schelten, Marcantonio," entgegnete der schöne Greis mit Sanftmut. „Ist es doch ein Wettkampf, in dem alle Waffen gelten."

„Die armen Leute!" rief das Mädchen in jugendlichem Mitgefühl, „es mag ihnen wohltun, sich an unserer freundlichen Sonne zu wärmen. Darum zogen sie auch immer so gerne von ihren schneebedeckten Alpen zu uns herunter. Es muß kalt sein, sehr kalt in diesem Germanien."

„Ja, es ist ein kaltes, unwirtliches Land," antwortete der Alte. „Und wenn ich denke, wie viele unserer glorreichen Väter noch dort gefangen liegen und in ihren dunkeln Burgen und feuchten Klöstern der Befreiung entgegenschmachten!" setzte er mit einem Seufzer hinzu.

Zum Verständnis unserer Leser sei es gesagt, daß der alte Herr mit diesen Vätern die römischen Autoren meinte, welche die Nacht des Mittelalters hindurch in sauberen Abschriften von den deutschen Mönchen erhalten und gehütet worden waren und jetzt, seit dem Wiederaufblühen der klassischen Studien, scharenweise in ihr Geburtsland zurückwanderten.

Aber während der Vater sich nach der Straße hinabbeugte und mit sehnsüchtigen Augen dem gelehrten Kapnion, vulgo Johann Reuchlin folgte, hing der Blick des Töchterleins an einem jugendlichen Reiter, der hinter dem Zuge zurückgeblieben war, um sein ungestümes Pferd zu bändigen, das sich stellte und auf dem Pflaster der Piazzetta Funken schlug. Er regierte das

heftige Tier nur mit der Linken, während er mit der freien rechten Hand einen starken Lorbeerzweig, den er unterwegs gepflückt hatte, über das Gesicht hielt, um sich vor der ungewohnten Sonne zu schützen, die blitzend auf seinem blanken Stahlgehenke und den Metallplatten seines ledernen Kollers spielte.

Als sein Auge das an eine Säule gelehnte, mit Rosenranken spielende Mädchen traf, senkte er langsam wie zum Gruße den Lorbeerzweig und ließ ein gebräuntes, angenehmes Gesicht, von blondem Kraushaar umrahmt, sehen. Da überkam das Mädchen der Mutwille, daß sie ein Rosenzweiglein brach und dem hübschen Barbaren zuwarf. Dieser erhob sich in den Bügeln, ließ den Lorbeer fallen und haschte geschickt das Röslein, worauf er sich dankend verneigte. Noch ein rascher Blick aus den blauen, leuchtenden Augen, und gleich darauf war der Reiter fast unter der Mähne des Rappen verschwunden, der unter seinem Schenkeldruck hoch aufstieg und ihn dann mit wenigen Sätzen dem Zuge nachtrug.

„Gar nicht übel für einen Barbaren," lächelte der alte Herr, der sich eben umgewandt hatte, wohlwollend, „was meinst du, Kind?"

Das Mädchen schwieg, sie hätte um alles in der Welt nicht gestehen mögen, wie sehr ihr der Reiter gefallen hatte, aber während sie alle drei von der Loggia zurücktraten, legte sie sich im stillen die Gewissensfrage vor, ob es wohl möglich sei, einen Barbaren zu lieben.

Das Volk hatte sich schon verlaufen, denn alles

drängte jubelnd und lärmend dem Zug zum Palaste des Medici nach, in dessen kühlem Hofraum zwischen antiken Marmorstatuen, plätschernden Brunnen und lebendigem Grün der Imbiß für die fremden Gäste bereitet war.

Doch als nach einer Viertelstunde das schöne Mädchen noch einmal flüchtig auf der Loggia erschien, wie um auf dem Pflaster, das schon wieder seine Alltagsmiene trug, nach den Spuren des jungen Reiters zu suchen, da sah sie an der Straßenecke den ungestümen Rappen des Weges zurückkommen, von einem Reitknecht am Zügel geführt, und gewahrte nicht ohne geheimes Wohlgefallen, daß ein Diener des Medici den fremden Knecht nach der Herberge zu den „Drei Mohren" wies, die auf der Piazzetta ihrer Loggia schräg gegenüber lag.

Der Wirt trat heraus, half das Tier zum Stalle bringen und führte dann den fremden Knecht in seine Schenke zu ebener Erde.

Dort schob der Schwabe die Mütze zurück, trocknete seine schweißbedeckte Stirne und öffnete das Wams ein wenig, dann ließ er einen Blick über die anwesenden Gäste gleiten und setzte sich schwer auf die alte Holzbank vor eines der kleinen Marmortischchen. Der Wirt machte sich gleich an ihn heran.

„Caldo, eh?" begann er zutraulich.

„Was, kalt!" rief der Kriegsknecht entrüstet. „Esel, sieht Er nicht, wie ich schwitze? Bring mir Wein!"

Alsbald stand ein mächtiger, mit Stroh umbundener Fiasco vor ihm. Er schenkte sich das rote Naß von

Chianti ein und stürzte ein Glas auf einen Zug hin-
unter. Dann bestellte er in seiner Muttersprache zu
essen, und auch dieser Befehl fand augenblicklich Folge.
Er freute sich, daß ihm die Sprache so wenig Schwierig-
keit bereite. Als er aber mit dem Essen fertig war
und sich, durch den Wein zur Geselligkeit angeregt,
mit dem Wirt in ein längeres Gespräch einlassen
wollte, da erkannte er zu seinem Verdruß, daß dieser
der schwäbischen Laute nicht Meister war.

Doch winkte der gefällige Florentiner ihm ver-
heißungsvoll zu und entfernte sich eilig, um in Bälde
mit einem wunderlichen Menschengebilde zurückzukommen,
lang und schwank wie ein Haselrohr, aber so gebrech-
lich, daß man fürchten mußte, es zerknicke bei der ersten
Berührung in der Mitte, wo es am schwächsten schien.
Dünnes rotes Haar, mit Weiß gemischt, hing schlaff
um ein fahles, bartloses Gesicht, eines jener Gesichter,
die nie zur Mannheit ausreifen, sondern in die späteren
Jahre eine welke Jugendlichkeit hinübernehmen. Jede
seiner Bewegungen war unnatürlich von den schmachten-
den Wendungen des mageren Halses zu dem gezierten
Gang, der im Tanzschritt ansetzte und den Boden
unter den Füßen zu verschmähen schien. Nur ein
paar blaue Augen, die ehrlich und wohlwollend aus
fast unbewimperten Lidern hervorsahen, versöhnten ein
wenig mit der dürftig-anspruchsvollen Erscheinung.

Dieses seltsame Wesen kam unter Verbeugungen
heran und fragte den Schwaben in schlechtem Deutsch,
was des Herrn Landsmanns Begehr sei, und es war
possierlich anzusehen, wie sich beim Sprechen seine El-

bogen zu einer flügelschlagenden Bewegung erhoben und das Gewand wedelte, als wollte die ganze luftige Gestalt zum Himmel entflattern.

Der Kriegsknecht sah den Roten verdutzt an, denn er wußte nicht, was er aus ihm machen sollte, und fuhr mit der Hand nach der Mütze, besann sich aber auf halbem Wege anders und kratzte sich nur am Kopf.

Er sei kein Herr, stotterte er verlegen, sondern nur der Peter von Lorch, im Dienst des Edlen Veit von Rechberg-Stauffeneck, eines der besten Ritter im Schwabenland. Die Erwähnung seines Herrn stärkte sein Selbstgefühl, denn er gewann nun die Kühnheit, auch den Roten nach Stamm und Namen zu fragen, wobei er jedoch geflissentlich die direkte Anrede vermied, um ihm weder zu viel noch zu wenig Ehre zu geben.

Er heiße Lucius Rufus, antwortete der andere mit seiner hohen und dünnen Stimme, die die ganze Erscheinung wunderbar vollendete, und sei Majordomus in dem schönen Palaste gegenüber. Auch er dürfe sich eines Gebieters rühmen, der hinter keinem Mann der Erde zurückstehe, denn ganz Florenz kenne den edlen Herrn Bernardo Rucellai als Urbild aller Bürgertugend und als den wahren Vater der Weisheit.

„So,“ entgegnete Peter mit breitem Lachen. „Ich habe wohl zuweilen unseren Pfarrer sagen hören, Vorsicht sei die Mutter der Weisheit, aber daß der Herr Rutschel ihr Vater ist, war mir nicht bekannt.“

Der Rote belächelte herablassend diesen Witz und setzte sich neben dem Landsmann nieder, während der Wirt eilig auch ihm ein Glas vollschenkte. Bald kamen

noch andere von den schwäbischen Kriegsknechten nach, die ihre Pferde gleichfalls im Stall der „Drei Mohren“ unterstellten und vom Wirt dienstbeflissen zu dem Paar am Marmortisch geführt wurden. Doch sie wußten sich schlecht in die Unterhaltung zu finden und sprachen in ihrer Verlegenheit umsomehr dem Weine zu, denn der Rote, dem es ein Vergnügen machte, seine barbarischen Landsleute zu verblüffen, flößte ihnen durch geschraubte, fremdländische Redensarten eine gewisse Scheu ein.

Soeben erzählte er, daß er aus Augsburg gebürtig sei — Augusta Vindelicorum — wie er erläuternd hinzusetzte, und wenn sein Stammbaum nicht verloren wäre, so ließe sich leichtlich nachweisen, daß er von einem gewissen Lucius Rufus abstamme, der Unterbefehlshaber im Heere des Kaisers Augustus gewesen und der die Stadt habe gründen helfen. Er selbst habe vormals den Beruf eines Haar- und Bartkünstlers in seiner Vaterstadt geübt und sei den Mitbürgern nur als der rote Lutz bekannt gewesen, denn die Nacht der Unwissenheit habe noch schwer auf ihm gelastet. Erst in Florenz habe er den Namen seines Ahnherrn wieder angenommen und sei „antik“ geworden.

„Was ist das?“ fragten alle wie aus einem Mund.

Der Rote leuchtete auf, denn er war jetzt ganz in seinem Fahrwasser, und er bemühte sich, seinen Zuhörern eine faßliche Erklärung des Wortes zu geben.

Das Antike, bedeutete er sie, sei die schöne Manier in Sprache und Gebärden, die von den Alten stamme und in Florenz zur Bildung und guten Sitte unentbehrlich sei. Dazu gehöre vor allem auch eine Haus-

einrichtung im Stile der alten Römer, und nun beschrieb er den sprachlos dasitzenden Kriegsknechten die Gastmähler seines Herrn, wobei die Geladenen mit bekränztem Haupt sich nicht zu Tische setzten, sondern legten, während er nach dem Takt der Musik das Essen auftrage und das Fleisch zerschneide; denn so verlange es der römische Brauch. Ehe das Mahl beginne, sprenge sein Herr eine Schale vom besten Wein auf den Boden, als Weiheguß für die alten Götter, die in Marmor herumstünden, und spreche einen lateinischen Vers dazu, und das alles, wenn es mit der schönen Art gemacht sei, nenne man antik.

Die Knechte stießen sich heimlich mit den Ellbogen an, und Peter sagte sich bekreuzend: „Straf mich Gott! Das ist ja heidnisch; seid ihr denn keine Christen?“

Lucius entgegnete mit nachsichtigem Lächeln: „Freilich; aber die heilige Jungfrau und den Bambino in Ehren, diese Gebete an die alten Götter gehören zum Ganzen, zum Stil und zur Einrichtung, mit einem Wort zum Antiken, und selbst der heilige Vater hält es nicht anders.“

Nun fuhr er in seiner Lebensgeschichte fort und erzählte, wie in seine Barbierstube häufig ein fahrender Schüler gekommen sei, der unter dem Seifenschaum lateinische Verse zu deklamieren pflegte, und wie er auf diese Weise ein schön Stück Latein und viele Verse aus einem Gedicht kennen gelernt habe, das von den Irrfahrten des Trojerhelden Äneas handle. Da sei die Wanderlust so mächtig in ihm geworden, daß er sein Handwerk an den Nagel hängte und in Diensten eines

Kaufmanns nach der Levante zog. Dort geriet er aber durch den Tod seines Herrn in großes Elend, so daß er wieder zu seinem früheren Handwerk greifen und viele Türkenbärte scheren mußte, bis ihm eines Tages ein welscher Bart unter die Hände kam, der einem edlen Florentiner angehörte. Dieser erkannte aus der blumenreichen, von Zitaten wimmelnden Sprache seines Barbiers, daß solch ein Mann zu etwas Höherem geboren sei, und nahm ihn von der Baderstube weg in seine Dienste. Der Florentiner war nach dem Fall von Konstantinopel in die Levante gekommen, um in kleinasiatischen und griechischen Klöstern auf alte Manuskripte zu fahnden, und da sich Lucius ebensowohl auf die türkische wie auf die fränkische Sprache verstand, mußte er bei diesen Unterhandlungen den Dolmetsch machen. Sein Herr richtete ihn mit der Zeit auf alte Klassiker ab, wie einen Falken auf den Reiherfang.

Als sie nun schon einige hundert Bände gesammelt hatten und mit der kostbaren Fracht die Rückreise nach dem Abendland antreten wollten, litten sie im Ägäischen Meere Schiffbruch und mußten es ansehen, daß all die kostbaren Bücher, die ein ganzes Vermögen verschlungen hatten, in den Wellen versanken.

Bettelarm kehrte der Florentiner in seine Heimat zurück und starb da an gebrochenem Herzen, hatte aber zuvor noch den getreuen Lucius bei Bernardo Rucellai, seinem besten Freunde, untergebracht.

Dies alles berichtete der Rothaarige seinen Zechgenossen mit manchen Ausschmückungen und großem Schwulst, zuweilen seine Rede mit einem lateinischen

Spruch durchflechtend. Auch machte er viel Rühmens von dem Ansehen und Reichtum seines Herrn und vor allem von den unermeßlichen Bücherschätzen, um deretwillen aus der ganzen Welt viel vornehme und gelehrte Männer im Hause Rucellai zusammenströmten, und er suchte dem stumpfsinnig dreinblickenden Peter den Wert solcher Sammlungen begreiflich zu machen.

Dem aber war der ungewohnte welsche Wein zu Kopf gestiegen, und die Ruhmredigkeit des Roten begann ihn zu verdrießen. Er schlug auf den Tisch und rief herausfordernd: „Und mein Herr ist doch noch ein viel größerer Herr, das sag' ich. Der schlägt mit der gepanzerten Faust einen Ochsen nieder und den stärksten Ritter hebt er aus dem Sattel, als ob es ein Strohmann wäre. Acht Wölfe hat er einmal an einem Tag erlegt, und die Dienste, die er dem Hause Württemberg bei der Mühlhäuser Fehde geleistet, wird ihm der Graf gewiß zeitlebens nicht vergessen. Und was den Reichtum betrifft, so brauche ich nur die Burg Stauffeneck zu nennen, mit Dörfern, Wäldern und Äckern, und die Herrschaften im Oberland, gar nicht zu reden von den kleineren Höfen und Weilern zwischen Staufen und Rechberg, die ihm zinspflichtig sind. Es lebt kein besserer Ritter im ganzen römischen Reich, und wer's nicht glaubt, der hat mit mir zu tun."

Die anderen Kriegsknechte ließen ein beistimmendes Murmeln vernehmen.

„Ich glaube es ja gern, ihr Herren," begütigte Lucius. „Aber seht: Andere Völker, andere Sitten!

wie der Lateiner sagt. Bei uns gilt der Mann mehr nach dem Kopf als nach der Faust, und eine schöne Bücherei hat größeren Wert, als Schlösser und Burgen. Da ist zum Beispiel Herr Marcantonio, der alte Ego meines Gebieters, nun, wer ihn sieht, der muß bekennen, daß die Göttin der Liebe nicht an seiner Wiege gestanden hat, und dennoch darf er um das schönste Mädchen von Florenz, um unsere Lucrezia werben, und meine alten Augen werden es noch erleben, daß Hymens Fackel ihnen den Brautgesang tönt. Das kommt daher, daß er vor ein paar Jahren ein Buch geschrieben hat, ein lateinisches Buch" — Lucius dämpfte seine Stimme zum Flüstern, als ob er sich in der Nähe des Allerheiligsten befände — „seit den großen Alten sei nichts Schöneres geschrieben, sagt Seine Magnifizenz, der erlauchte Lorenzo, der nicht nur ein Kenner ist, sondern auch selber den Pelikan besteigt."

Er sah sich im Kreise nach Beifall um, fand aber nur gleichgültige Gesichter.

„Bücher," sagte Peter wegwerfend, „die wachsen bei uns wie Unkraut, aber wir fragen nichts danach, denn das ist für die Klerisei, nicht für Kriegsleute. Mein eigener Herr hat eine großmächtige Truhe voll von dem Zeug in seinem Keller stehen und hat sich in seinem Leben noch nicht nach ihr gebückt."

Der Rothaarige stieß einen Laut der Überraschung oder des Zweifels aus.

„Ich weiß, was ich sage!" rief Peter, sich erhitzend, „ich habe sie selbst gesehen, denn ich bin einmal, es ist schon lange her, in unseren Burgkeller auf Schloß

Stauffeneck heimlich eingestiegen. Ich hatte einen störrischen Hengst im Burghof getummelt, daß er und ich von Schweiß troffen, denn es war ein heißer Sommertag. Da bemerkte ich nicht weit von dem großen runden Turm ein Loch im Boden, durch das man in den Keller hinabsehen konnte, und der Quaderstein an dieser Stelle war losgebröckelt, denn es ist ein gar altes Gemäuer. Ich, nicht faul, hebe den Stein aus und drücke mich durch die Öffnung hinunter. Es war ein übler Weg, wie ihr euch denken könnt, und ich kam halb geschunden auf dem feuchten Boden an, aber ich hoffte einen tüchtigen Schluck zu tun, denn mir schien's, als sei hier der Weg zum großen Faß. Aber ich befand mich in einem engen Bretterverschlag und konnte nur durch die Latten nach den schönen Wein- und Mostfässern hinüberschielen. Durch einen engen Gang aber kam ich in ein anderes ausgemauertes Gelaß und stieß dort auf eine große eiserne Truhe. Da fiel mir ein, was ich einmal gehört hatte, daß in diesem Gewölbe der Klosterschatz von Sankt Blasien vergraben sei, und ich sah mich um, ob nicht auch in einer Ecke der Hund mit den feurigen Augen sitze, der die Truhe hüten soll. Aber da war nichts Lebendiges außer mir. Also, ich gehe hin und hebe den Deckel auf, und was glaubt ihr, daß ich drinnen fand? Vergoldete Altarleuchter und silberne Becher? — Ja, wisch dir den Mund ab! Lauter verschimmeltes Schweinsleder mit Krakelfüßen darauf und mit farbigen Bildchen am Rand. Ich, wieder zugeklappt und nicht gemuckst von dem Fund, denn wer hätte auch etwas davon ge-

habt? Ja, wären es harte Taler gewesen! Dort muß die Bescherung noch liegen, und es hat kein Hahn danach gekräht bis auf den heutigen Tag. Was das Ungeziefer übrig läßt, das frißt der Schimmel. Unser Junker weiß gar nichts davon, der Unrat stammt noch aus des Herren selig Zeit, der hatte es mit den Mönchen."

Hier aber ward Peter unterbrochen durch eine Stimme, scharf und schneidend wie ein Peitschenhieb, die seinen Namen rief. Er stolperte eilig die Treppe hinauf in das Zimmer seines jungen Herrn, der eben vom Gastmahl des Mediceers zurückkam, denn er wußte, daß es nicht rätlich war, den Gestrengen auch nur eine Minute warten zu lassen. Als er dessen Befehl entgegengenommen hatte und zu dem neuen Freund zurückkehren wollte, war dieser schon davongeeilt, um seinem Gebieter von dem merkwürdigen Bücherfund des neuen Gegenüber zu berichten.

Der junge Ritter stand am Fenster und blickte unruhig nach der säulengetragenen, ganz von kleinen schwefelgelben Schlingröschen umrankten Halle hinüber, wo ihm beim Einritt jene flüchtige reizende Erscheinung aufgetaucht war. Er gedachte eines Auftrags, den ihm seine jugendliche Landesmutter auf die Reise mitgegeben hatte. Wenn ihr Herr Veit eine rechte Freude machen wolle, hatte sie gesagt, so möge er von Italien, wo es der schönen Mädchen viele gebe, die schönste, die er finde, nach Hause bringen als seine eheliche Wirtin, damit Frau Barbara auch in ihrem Residenzschloß zu Stuttgart die Laute der geliebten Muttersprache vernehme.

Veit, der in Gräfin Barbara das Muster der Frauen verehrte, hatte seit dem ersten Schritt auf italienischem Boden keinen anderen Gedanken mehr, als ein Weib zu finden, das der anmutigen Gebieterin gleiche. Aber je länger er suchte, desto schwieriger fand er die Wahl. Von einer stolzen Visconti, die ihm beim Einzug in Verona mit ihrem fürstlichen Brautgeleite wie die Königin von Saba begegnet war, bis herab zu der anmutigen Spinnerin in Holzschuhen, die es ihm auf den Apenninen angetan hatte, wollte sein Herz gar nicht mehr zur Ruhe kommen, und er bekannte seinen Reisegefährten, daß er Muselmann werden und einen ganzen Harem nach Hause bringen müßte, um den Auftrag seiner Herrin richtig zu vollziehen.

Doch in Florenz ereilte ihn sein Geschick, denn seit ihm Bernardo Rucellais Tochter jenes Röslein zugeworfen hatte, war ihm alles weitere Schauen leid und widrig geworden, er hätte am liebsten die Augen schließen mögen, um dieses Bild durch keine anderen Bilder mehr verwischen zu lassen. Er fand, daß sie der Gräfin gleiche, nur war ihr Wuchs höher und schlanker, und ein Liebreiz ging von ihr aus, der in des Junkers Augen alles übertraf, was er bis jetzt gesehen hatte. Er brauchte sich nicht zu fragen, ob Lucrezia Rucellai auch wirklich die Schönste sei, denn sie war gleich bei dem ersten Blick für ihn die Einzige geworden. Ihren Namen hatte er durch einen der Florentiner Herrn, die den Zug geleiteten, erfahren, aber mehr wußte er nicht von ihr, und jetzt fühlte er sich zum ersten Male etwas verzagt, wenn er bedachte,

daß die Besitzer dieses Kleinods doch wohl schwerlich auf einen wildfremden Landfahrer gewartet hatten, um es loszuschlagen.

Die kleine Entfernung von seinem Fenster zu ihrem Hause bedeutete also wohl eine unüberschreitbare Kluft, und dennoch lächelte der junge Mann leise vor sich hin, während seine Phantasie eine bunte Brücke in den Farben des Regenbogens hinüber baute.

Da ging drüben am Hause, das mit der Loggia verbunden war, die Türe auf, und heraus trat zu Veits froher Überraschung Johann Reuchlin, Graf Eberhards jugendlicher Geheimschreiber, geleitet von jenem schönen würdevollen Greis im Silberhaar, den Junker Veit neben dem Mädchen erblickt hatte, und er sah, daß die beiden sich auf der Schwelle herzlich wie alte Freunde verabschiedeten.

Veit sprang mit klirrenden Sporen ungestüm die Treppe hinab, um den Geheimschreiber an der Straßenecke zu stellen und über die Bewohner jenes Hauses zu befragen.

Da erfuhr er, daß der würdevolle alte Herr Bernardo Rucellai heiße, ein Stern des Humanismus sei, durch Familienbande dem Herrscherhaus verknüpft und zugleich naher Anverwandter jenes berühmten Marcantonio Rucellai, den die gelehrte Welt als den glänzendsten neulateinischen Autor verehre.

„Leider mußte ich dem alten Herrn eine schmerzliche Enttäuschung bereiten,“ fuhr der Geheimschreiber fort. „Er hatte gehofft, ich würde ihm ein einzig vorhandenes Manuskript zur Stelle schaffen, einen uralten Cicero, auf den die Rucellai seit dreißig Jahren fahnden.

Doch meine Bemühungen waren vergeblich, und nun schmerzt es mich, daß der alte Herr wohl im stillen denken mag, ich habe den kostbaren Kodex auf die Seite gebracht, denn leider, Junker, gibt es unter Gelehrten weder Treu noch Glauben, sobald ein alter Autor auf dem Spiele steht."

Der Junker hörte diesen Erklärungen nur mit halbem Ohre zu, denn ganz anderes lag ihm am Herzen als der alte Herr mit seinen literarischen Nöten.

„Habt Ihr auch seine Familie kennen gelernt, Herr Geheimschreiber?" fragte er zögernd.

„Herrn Marcantonios Bekanntschaft ist mir auf morgen versprochen," entgegnete Reuchlin nicht ohne eine kleine Bosheit, fuhr aber, als er die unbefriedigte Miene seines Reisegenossen sah, gleich gutmütig fort: „Für Euch hat wohl der Autor der ‚Facetien' mindere Anziehungskraft als Herrn Bernardos schwarzäugiges Töchterlein. Nun, diese werdet ihr morgen bei dem Lanzenrennen sehen, das Seine Magnifizenz zu Ehren unseres Herrn veranstaltet. Ich höre soeben, daß Fräulein Lucrezia den Sieger krönen soll. Wenn also Euer bewährter Ruhm Euch treu bleibt, so werdet Ihr meine Wenigkeit morgen nicht mehr zu beneiden brauchen. Und nun, verzeiht, ich muß noch zu unserem Herrn, der mich hier schlecht entbehren kann. Gute Nacht, Herr Ritter, und mögen Euch die Sterne günstig sein."

Mit diesen Worten ging der Geheimschreiber eiligst von dannen.

* * *

— Das glänzende Kampfspiel war zu Ende, und Herr Bernardo hatte sein bewundertes Töchterlein zu Pferd durch die gaffende Menge nach Hause begleitet. Ihr reiches Festkleid lag schon wieder im Schrein, und Lucrezia war in die einfache Haustracht geschlüpft, die ihr nicht minder lieblich stand. Der Tag war nicht erschöpfend gewesen, denn die Sonne hatte sich wie aus Mitleid mit den eisenbeschwerten Reitern während des Turniers verborgen gehalten, dennoch brannten Lucrezias Wangen, und ihre Augen strahlten einen Glanz aus, vor dem sie im Spiegel selber erschrak. Eine Stimme lag ihr in den Ohren, die sie heute zum ersten Male gehört hatte, aber nie wieder vergessen zu können glaubte, deren Klang sie noch in der Einsamkeit wie mit körperlicher Gegenwart umschwebte.

„Möchte es nicht das letzte Mal sein, daß meine Augen Euch erblicken!“ murmelte sie vor sich hin, und suchte den fremdartigen Ton der Stimme nachzuahmen, die diese Worte gesprochen hatte. Sie mußte sich dabei ein bräunliches, wohlgeformtes Gesicht vorstellen, das unter dem hohen Helm mit Rehgeweih zuversichtlich zu ihr aufblickte. Sie hörte wieder das Stampfen und Wiehern der Pferde, sah das funkelnde Waffengewühl und den Staub der Arena und folgte unverwandt jenem Helme mit Rehgeweih, der blitzartig da und dort auftauchte, alle anderen Helmzeichen weit überragend. Es waren schlankere, schönere Gestalten auf dem Kampfplatz als dieser Fremdling und Halbbarbar, dessen herkulischer Kraft auch von den eigenen Landsleuten keiner ganz gewachsen war, aber die Menge

schien den blonden Deutschen vor allen anderen zu bevorzugen, denn sie grüßte sein Erscheinen immer mit hellem Jubel. Lucrezia wußte selber nicht, warum ihre Augen suchend umherliefen, sobald das Rehgeweih verschwand, und wie es kam, daß sie keinem Gang mit rechter Aufmerksamkeit folgen konnte, an dem der Träger dieses Zeichens nicht beteiligt war. Wenn er als Sieger vor ihr erschien und seine Augen fest auf die ihrigen heftend leise sagte: „Nicht zum letzten Male, Madonna!“ so wünschte sie ihn beklemmt und unruhig weit hinweg, sobald er sich aber vom Kampfplatz entfernte, hatte das ganze Schauspiel seinen Reiz verloren. Für die Artigkeiten ihrer Landsleute, die wie immer mit übertriebenen Huldigungen nicht kargten, hatte sie heute nur eine Regung der Ungeduld, weil ihr dadurch der Magnet ihrer Augen entzogen ward.

Als nun endlich der letzte Gang, das große und nicht gefahrlose Lanzenrennen begann und sie auch den Rechberger wieder in die Schranken reiten sah, siegesgewiß den Hals seines starken Tieres klopfend, da wartete sie mit solcher Unruhe auf die Entscheidung, als wäre sie selbst als letzter und höchster Kampfpreis gesetzt. Sie hatte keinen Sinn für all den Aufwand von Waffenkunst, der vor ihren Augen entfaltet wurde, sie nahm keinen Teil an der brennenden Frage, ob die Barbaren ihren Landsleuten an Stärke überlegen seien, und ob die Florentiner wiederum jene an Gewandtheit überträfen, es beschäftigte sie nicht einmal, daß der fremde Graf mit der dunklen Kleidung und dem ernsten Gesicht sich diesmal selbst mit einem der

Florentiner Herren maß; sie verfolgte immer das Rehgeweih und den Schild mit den züngelnden Rechbergischen Löwen. Sie meinte noch in der Erinnerung die Gewalt der Stöße, das Splittern der Schäfte, das grausame Aufeinanderprallen der Pferde zu vernehmen und das ängstliche Klopfen ihres eigenen Herzens, bis der Herold als Sieger den blonden Deutschen mit dem unaussprechlichen Namen verkündete und die Bühne von dem Jauchzen, Stampfen und Tücherschwenken der Menge wankte. Ihre Blicke hatten sich umflort und ihre Hände gezittert, als sie ein Kränzlein lebendiger Rosen mit goldenen Blättern an der Lanzenspitze des Junkers befestigte, und es war ihr, als habe sie mit diesem Kränzlein das eigene Ich hinweggegeben. Er aber lächelte siegesfroh, blickte ihr mit den guten blauen Augen fest ins Gesicht und sagte mit seinem fremden Akzent: „Madonna, ich hoffe, Euch wiederzusehen."

Ein Florentiner hätte sich schwungvoller und zierlicher ausgedrückt, aber die stete Wiederholung der schlichten Worte, als ob der Sprecher nichts zu denken noch zu sagen vermöge als nur das eine, den Wunsch sie wiederzusehen, hatte sie erschüttert und erschreckte sie zugleich mit der Ahnung, daß diese unwiderstehlich starken Arme nun auch sie ergreifen und nicht wieder freigeben würden. Doch während sie sich gegen diesen Zwang zu wehren suchte, freute sie sich selbst im stillen, daß heute abend der unaussprechliche Name des Fremdlings in aller Munde war, als ob sie selber an seinem Triumph einen Teil hätte.

Gleichzeitig ereignete sich der seltsame Fall, daß

des Vaters Gedanken nicht minder lebhaft mit dem anziehenden Fremdling beschäftigt waren, als die der Tochter; freilich aus sehr verschiedenem Grund. Seit er die Nachricht von jenen vergrabenen Bücherschätzen auf Schloß Stauffeneck erhalten hatte, war in Bernardos Seele die fast abenteuerlich kühne Hoffnung aufgekeimt, daß der verschwundene Kodex vielleicht mit in jener Truhe liege. Es war zuerst nur eine Eingebung des roten Lutz gewesen, die der Gebieter selbst belächelte; aber in langer Nacht hatte er die Ortsnamen, die fest in seinem Gedächtnis hafteten, mit den Angaben über den letzten Verbleib des Manuskriptes verglichen, und zu seiner eigenen Überraschung stimmten sie wunderbar. In seinen schlaflosen Grübeleien hatte er noch dem Zweifel Raum gegönnt, aber am Morgen, als die freudigen Lichtfluten durch das Fenster strömten, öffnete er sein Herz der frohen Überzeugung, daß es der Schatten des großen Römers selber sei, der aus dem Munde eines barbarischen Kriegsknechts um Erlösung flehe.

Herr Bernardo war vor allen Dingen Humanist, und die Leidenschaft für das klassische Altertum erstickte in ihm jede andere menschliche Empfindung. Darum konnte auch Lucrezia kein Herz zu ihrem Vater fassen, obwohl sie nie ein ungütiges Wort von ihm zu hören bekam, aber er schien ihr glatt und kühl wie ein Aal, und wenn er einmal zärtlich wurde, so hatte sie den Eindruck, als sei es ihm nur um die wohltönenden Reden zu tun, die leicht und elegant von seinen Lippen strömten.

In seinem Studierzimmer saßen an den Winter-

abenden die Mitglieder der platonischen Akademie unter einer Marmorbüste Ciceros beisammen, der Herr Bernardos stärkster Heiliger war und dem er ein ewiges Lämpchen unterhielt wie sein Freund Marsilio Ficino dem Plato. Jahraus jahrein arbeiteten die besten Meister der Goldschmiedekunst an seinem berühmten, den antiken Mustern nachgebildeten Tafelgeschirr; er selbst trug im Hause statt des Florentiner Lucco eine römische Toga und bewegte sich mit dem Anstand, der diesem Gewande entsprach. Er redete niemals mit Heftigkeit, noch ließ er je eine Erregung des Gemütes blicken, so daß er zu jeder Stunde an jene römischen Senatoren gemahnte, die in ihren kurulischen Stühlen sitzend das Herannahen des Galliers erwarteten. Sein Sprechen war so gewählt, daß er nie einen Satz unvollendet ließ, und daß jede seiner abgerundeten Perioden für eine vollkommene Stilübung gelten konnte. Im Latein, das dazumal die höhere Umgangssprache war, legte er sich lieber den Zwang auf, seinen Gesprächsstoff zu beschränken, als ein Wort zu gebrauchen, welches nicht durch die Autorität Ciceros gedeckt war. Und diesem Manne, der so hoch und sicher im Leben stand, dessen Söhne die ersten Ehrenposten des Staates bekleideten, fehlte nur eines zur Zufriedenheit, dieses eine aber fehlte ihm so sehr, daß es ihm fast die anderen Güter entwertete, nämlich jener uralte, ciceronianische Kodex, dessen Trugbild ihm soeben aufs neue zwischen den Händen zerronnen war.

Dieser Kodex hatte im Haus der Rucellai schon eine schicksalsschwere Rolle gespielt. Zuerst war es

Donato Rucellai, Bernardos älterer Bruder gewesen, der vor mehr als dreißig Jahren bei einem Besuch auf der Insel Reichenau den kostbaren Fund getan. Der damalige Abt befand sich häufig in Geldverlegenheiten und wäre gerne bereit gewesen, das Buch zu verkaufen, aber er tat, als er das Entzücken des Entdeckers sah, eine so ungeheure Forderung, daß der Italiener mit leeren Händen abziehen mußte, denn eine Abschrift zu nehmen wurde ihm nicht gestattet.

Doch sein Verzicht ließ Herrn Donato keine Ruhe. Er verkaufte ein Landgut, legte die Summe bei einem deutschen Bankhaus nieder und begab sich wieder auf die Fahrt. Unterdessen hatte aber das Manuskript den Besitzer gewechselt, da es pfandweise in ein württembergisches Kloster übergegangen war. Landfremd, der Sprache nur zur Not kundig, und im ärmlichsten Aufzug, um keinem Wegelagerer zur Beute zu fallen, verfolgte der weichliche Humanist unter schweren Mühen und Entbehrungen die Spuren seines Schatzes, die ihn bis tief in den Schwarzwald führten.

Dort stand unter endlosen finstern Tannenwäldern, die dem lichtgewohnten Sohne des Südens wie die Pfade der Unterwelt erschienen, das ehrwürdige Kloster Hirsau, — dessen Name aber in italienischem Munde ein wenig anders klang. In dieser Abtei war Donato zum letzten Male gesehen worden, denn ein anderer italienischer Manuskriptensammler hatte ihn dort getroffen, als der Unermüdliche eben im Begriffe stand, nach einem Klösterlein des heiligen Blasius im Osten des Landes, nicht gar weit von der alten Staufenfeste,

aufzubrechen, wohin ein Hirsauer Bruder den kostbaren Codex verschleppt haben sollte.

Dies war die letzte Kunde, die von Donato Rucellai nach Florenz drang, und der edle Gelehrte war nie in seine Heimat zurückgekehrt. Nachfragen wurden angestellt, aber sie brachten nur zu Tage, daß jenes Klösterlein, welches Donatos letztes Reiseziel gewesen, durch eine Feuersbrunst vom Boden verschwunden sei. Es war damals viel Krieg und Fehde in schwäbischen Landen, wobei man es mit Menschenleben nicht sehr genau nahm, und von dem Tiefbetrauerten wurde niemals wieder eine Spur gefunden.

Jahrelang war nun auch der Codex verschollen, und die Familie der Rucellai hatte vor Ciceros irrem Geist Ruhe. Da kam vor nunmehr sieben Jahren ein reisender Kaufmann nach Florenz und berichtete, im suevischen Lande habe man eine uralte Handschrift aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert entdeckt, welche allem Anschein nach der von den Rucellai gesuchte Cicero sei. Ein Kleriker sei sein jetziger Besitzer; derselbe verlange einen so hohen Preis für das einzig vorhandene Manuskript, daß er es im Lande nicht losschlagen könne und daß er deshalb in Italien einen Käufer suche.

Wie der Keim einer Seuche, der jahrelang verschlossen gelegen, plötzlich wieder an die Luft treten und aufs neue die Ansteckung bewirken kann, so ging es hier. Das Gift der Bibliomanie kroch in Herrn Bernardos Adern und entzündete jetzt in ihm jenes fieberhafte Verlangen nach Ciceros liber jocularis, dem

sein unglücklicher Bruder zum Opfer gefallen war. Sein Anverwandter, Marcantonio Rucellai, der damals noch ein unberühmtes Dasein führte, erbot sich, das Buch durch einen tüchtigen Agenten, den er für den Ankauf und das Kopieren alter Manuskripte in den alemannischen Landen geworben hatte, zur Stelle zu schaffen. Doch nach Jahresfrist kehrte der Agent mit dürftiger Ausbeute nach Florenz zurück, denn die Zeit der großen Bücherfunde war vorüber, und die Nachricht jenes Reisenden hatte sich, wie Marcantonio seinem Blutsfreund berichten mußte, einfach als Fopperei erwiesen.

Aber der ciceronianische Kodex umspann den edlen Bernardo bereits mit einem dämonischen Zauber, und auch die ungesühnten Manen seines Bruders, dessen Gebeine vielleicht unbestattet auf fremder Erde lagen, drängten sich wieder klagend vor seinen Geist.

Auf Reuchlin stützten sich nunmehr seine Hoffnungen, aber ach, seit Donatos Verschwinden waren dreißig Jahre verflossen, und der weise Kapnion gehörte einer andern Generation an als die deutschen Gelehrten, die einst dem edlen Florentiner auf seiner Reise mit Rat und Tat beigestanden hatten. Wie sollte man nach so langer Zeit noch von einem verschollenen fremden Wanderer und von einem längst niedergebrannten Klösterlein, dessen Lage ungewiß und dessen Name kein seltener war, Nachricht erlangen? Bernardo begriff es wohl, aber dennoch konnte seine Phantasie von dem liebgewordenen Gegenstand nicht mehr lassen, und erregt durch die wieder aufgerührten Erinnerungen

knüpfte er an die Prahlereien des alemannischen Knechtes alsobald den neuen Hoffnungsfaden an.

Die folgenschwere Mitteilung war ihm gestern erst nach Weggang seines Besuches gemacht worden, und so lag es ihm sehr am Herzen, den neuen Freund so rasch wie möglich ins Vertrauen zu ziehen und für die Förderung seiner Absichten zu gewinnen. Doch Reuchlin war während des Kampfspiels durch seine Dolmetscherpflichten so sehr in Anspruch genommen, daß er für die sehnsüchtigen Blicke Bernardos kein Verständnis hatte, und erst als die Herrschaften sich zum Aufbruch rüsteten, war es dem alten Herrn noch rasch gelungen, sich mit seinem Anliegen an den Geheimschreiber heranzudrängen.

Zu Hause trat er gleich an sein Fenster und starrte mit den brünstigen Augen eines Liebhabers nach den geschlossenen Läden gegenüber. Die niedergehende Sonne setzte den ganzen Himmel in Flammen, und Bernardo Rucellai erblickte eine selige Vision, schön wie der Ruhm und die Unsterblichkeit; die farbendurchglühten Abendwolken zeigten ihm in purpurnen, dunkelvioletten und goldenen Lettern die Schrift: M. T. Ciceronis liber jocularis nunc primum repertus et in lucem editus.

Aus seiner Verzückung schreckte ihn Hufschlag auf dem Pflaster, und das Herz begann ihm zu klopfen wie einem Mägdlein beim Herannahen des Geliebten. Es war aber nicht Junker Veit von Rechberg, der sein Pferd um die Ecke lenkte, sondern der erlauchte Lorenzo selbst, und in der muntersten Laune wie es schien,

denn er winkte schon von weitem herauf mit einem feinen Lächeln, das ein schalkhaftes Geheimnis barg. Die ganze Dienerschaft steckte die Köpfe zusammen, als gleich darauf der alte Herr mit der Miene würdig verhaltener Neugier seinen erhabenen Besucher, der nicht aufhörte zu lächeln, die Treppe herauf nach seinem Studierzimmer führte. Auch Lucrezia sah den Herrscher eintreten, der ihr Pate war, denn sie stand gleichfalls am Fenster und blickte in den brennenden Abendhimmel, aber für sie hatte das magische Farbenspiel eine andere Bedeutung als für ihren Vater: in den Umrissen der segelnden Goldwölkchen meinte sie ein blondes, germanisches Haupt zu erkennen. Ahnung sagte ihr, daß etwas Außergewöhnliches im Anzug war, und etwas, das sie selbst betraf. Sie wollte sich zur Ruhe zwingen und zur gewohnten Beschäftigung, aber keine Arbeit glückte, sie war unfähig selbst zu der geringsten Verrichtung und mußte sich, von Zimmer zu Zimmer irrend, dem qualvollen Zustand dieser rastlosen Muße ergeben.

Endlich brach Lorenzo auf, und der Vater geleitete ihn bis vor die Schwelle des Hauses. In sein Arbeitszimmer zurückgekehrt, schloß sich Bernardo ein und schritt lange gegen seine Gewohnheit aufgeregt hin und her. Nach geraumer Zeit kam er endlich heraus, ging in den Büchersaal, und Lucrezia sah von der halboffenen Türe aus, wie er in der Dämmerung ein in karmosinroten Sammet gebundenes Buch vom Schranke nahm. Er schlug auf gut Glück auf und trat dann an das Fenster, um bei dem schwindenden Tageslicht die Stelle

zu entziffern, die sein Finger bezeichnete. Jetzt wußte Lucrezia, daß der Vater eine schwere Entscheidung seinem Virgil anheimgestellt hatte.

Bei Tische jedoch zeigte Bernardo sein gewöhnliches undurchdringliches Gesicht und die olympische Ruhe, die ihm stets ein so großes Übergewicht über die Umgebung verlieh. Er scherzte mit Lucius, der die Bedienung der Tafel überwachte, und sprach so schön und gewählt wie immer, während seine Tochter keinen Bissen genoß. Endlich nach einer qualvoll langen Stunde wurde unter den üblichen Förmlichkeiten die Tafel aufgehoben, und nachdem der Vater noch langsam und wohlbedacht die zu der Gesundheitspflege nötigen tausend Schritte abgeschritten hatte, ließ er die Tochter in sein Studierzimmer rufen, das die schwebende Ampel jetzt freundlich erleuchtete, während die Fenster und Innenläden gegen Nachtluft und Zanzaren verschlossen waren.

Dort empfing sie die Mitteilung, daß der fremde Graf ihr die Ehre angetan habe, durch Seine Magnifizenz um ihre Hand für jenen jungen Ritter zu werben, der bei den Kampfspielen so große Ehren gewonnen habe.

Lucrezia saß auf einem kleinen Schemel zu Füßen des Vaters und rang nach Atem, während er ruhig fortfuhr, ihr die Vorteile dieser Heirat und die ehrenvolle Stellung, der sie am Hofe der Gräfin Barbara entgegenging, zu erklären.

„Ich will dir nicht verhehlen, daß mich die Werbung erschüttert hat," sprach er, langsam die Worte

wägend, „denn ich hatte anderes mit dir im Sinne. Aber es gibt höhere Pflichten als die des Blutes. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist dieser junge Barbar der jetzige Besitzer der Handschrift, nach der wir seit dreißig Jahren suchen. Ich will nicht davon reden, was dieser Fund für mich bedeutet, noch daß dein Oheim sein Leben dafür gelassen hat. Aber denke an die Wissenschaft und die ganze Gesittung unserer Tage. Ein Cicero! Sein liber jocularis! Denke, was es heißen will, diesen Genius, den wir in der Ruhe, im Zorn, in der Begeisterung bewundert haben, jetzt auch im feinen attischen Scherz, in der munteren Weinlaune kennen zu lernen! Nicht mehr als feurigen Redner oder als Philosophen, nein als geselligen Tischnachbarn, mit Cajus und Titius über Alltagsgegenstände plaudernd, doch voll köstlichen Salzes, voll feiner Worte und Wörtchen!" Herr Bernardo schloß die Augen und machte ein Gesicht, als ob er Kaviar auf der Zunge zergehen lasse.

„Ich brauche nichts weiter zu sagen, du bist unterrichtet genug, um zu wissen, was auf dem Spiele steht. Der Schatz ist reif, wenn wir ihn nicht heben, so versinkt er vielleicht auf ewig in den Schoß der Erde. Ein Cicero!"

Längst war sein etwas gekünsteltes Sprechen in den Ton wahrer Empfindung übergegangen. Jetzt riß ihm der Faden entzwei, er schlug die Augen zum Himmel und wiederholte mit inniger Andacht: „Liber jocularis! Liber jocularis!" indes zwei Tränen langsam über das ehrwürdige Gesicht niederrannen.

Lucrezia schwieg noch immer. Die Entscheidung war so jählings über sie gekommen, daß sie völlig überwältigt war. Erst nach einer langen Pause sagte sie stockend: „Habt Ihr Eure Zusage gegeben?“

„Er wird sie sich morgen holen. Sie ist an eine Bedingung geknüpft, die du errätst. Er kläre das dunkle Ende deines Oheims auf und bringe mir den Kodex. Am Tage, wo Ciceros liber jocularis unversehrt vor meinen Augen liegt, wird er dein Gatte, es sei ihm geschworen.“

Jetzt erst bemerkte er, daß seine Tochter sich in die Fensternische geflüchtet hatte und heftig schluchzend ihren Kopf an den geschlossenen Laden drückte.

Er trat zu ihr, streichelte ihren schwarzen Scheitel und suchte sie zu trösten, indem er ihr wiederholt erzählte, welch warme Fürsprache der erlauchte Lorenzo für den Junker eingelegt habe, und daß der deutsche Graf ihr ein zweiter Vater sein wolle. Auch legte er kein geringes Gewicht auf die Herkunft des Jünglings, der, wie er der Tochter erzählte, eines Stammes sei mit jenem gewaltigen Schwabengeschlecht, das Italien seine großen Kaiser gegeben habe.

„Soll ich dir noch mehr vertrauen?“ fuhr er flüsternd fort. „Du weißt, ich verachte den Aberglauben, aber es gibt ein Orakel, das mich nie getäuscht, das mich immer recht beraten hat. Und siehe, wunderbar! Derselbe Götterspruch, der in Latium an den König Latinus erging, hat heute auch mir geboten, den Fremdling zum Eidam zu nehmen.“

So endigte das Gespräch zwischen Bernardo und

seiner Tochter. Diese stand noch lange am offenen Fenster ihres Schlafgemachs und blickte in die duftatmende Frühlingsnacht mit der unermeßlichen Sternenfülle, unter der die ersten Leuchtkäferchen schwirrten. Sie dachte ängstlich an jenes kalte, finstere Barbarenland, wo es weder eine rechte Sonne gab, noch rechte Sterne, geschweige denn die goldenen Leuchtkäferchen, die flatternden irdischen Sterne. Träne um Träne rann, ohne daß sie es beachtete, über ihre Sammetwangen. Der junge Fremdling schien ihr jetzt bei weitem nicht mehr so hübsch wie zuvor, sie fand sogar, daß er mit seinem starkgliedrigen, schweren Wuchs und den barbarischen Stößen, denen niemand standhielt, neben den eleganten Florentinern einem Wilden geglichen habe. Auch däuchte es ihr grausam und unbarmherzig, daß der eigene Vater ihre blühende Jugend gegen ein altes Pergament verhandelte, und doch war der Entschluß, sich dem harten Gebot kindlich zu unterwerfen, nicht ohne stille innere Befriedigung. Sie trocknete ergeben ihre Tränen ab und suchte den Schlummer, um nicht am anderen Tage ein übernächtiges Gesicht zu zeigen, denn wie viel sie auch an dem barbarischen Werber mäkeln mochte, er sollte seinerseits an ihrer Erscheinung keinen Tadel finden.

Junker Veit gehörte zu den glücklichen Naturen, denen es der Herr im Schlafe gibt. Mit seinem munteren Sinn, seiner anerkannten Tapferkeit, seiner männlichen Gestalt war er überall eines günstigen Eindrucks gewiß. Nie hatte er sich noch über den Ausgang eines Unternehmens Sorge gemacht und so fand er es

nicht mehr als billig, daß ihm auch jetzt die reife Frucht nur so in den Schoß fiel.

Als Reuchlin ihm die Vermutungen und Wünsche klar gemacht, die sich an seine Person knüpften, hatte er es frischweg gewagt, den Grafen, der selbst in einer italienischen Heirat sein Glück gefunden, um Vermittlung anzugehen, und der Graf hatte mit väterlicher Güte durch den erlauchten Lorenzo den überraschenden Antrag gestellt: die junge Lucrezia um den alten Tullius.

Veit zeigte vor dem Grafen so große Zuversicht, daß darüber die Stimme des Zweifels in seinem eigenen Inneren verstummte. Im stillen aber pflog er mit sich selber Rat und zwang sein Gedächtnis zu ungeheurer Anstrengung, um jeden Punkt hervorzusuchen, der zu Bernardos Begehren stimmte. Nur das unaufgeklärte Ende des älteren Rucellai schuf ihm Bedenken, des Manuskriptes glaubte er sicher zu sein. Doch wenn er erst an Ort und Stelle war, wollte er schon den unsichtbaren Faden finden, der sich von dem einen zum anderen spann. Denn daß es im Grunde doch vermessen war, dem Zufall so unerhörte Güte zuzutrauen, das zu denken fiel ihm gar nicht ein.

Über Sankt Blasien konnte er genaue Auskunft geben, denn es war einst ein Schirmkloster seines Vaters gewesen, und ein Zweig der Familie Rechberg hatte dort ehedem die Grablege gehabt. Nicht gar weit von Stauffeneck, dem Witwensitz seiner Mutter, war die Stelle, wo einst das Kloster stand, jetzt waren längst die Trümmer abgetragen, und der Pflug ging

über den Ort. Zur Zeit des Städtekrieges nämlich, während sein Vater mit dem Grafen Ulrich von Württemberg vor Eßlingen zog, hatten die raublustigen Gmünder, die es mit den Städtern hielten, auf rechbergischem Grund und Boden viel Schabernack verübt und auch jenes wehrlose Klösterlein überfallen und niedergebrannt. Der Prior von Sankt Blasien, ein alter gebrechlicher Mann, hatte sich nach dem nahen Stauffeneck geflüchtet, wo er aber infolge des Schrecks und der erhaltenen Verletzungen starb. Die Truhe, welche Peter gesehen hatte, mochte also wohl die von dem Prior gerettete Klosterbibliothek enthalten, denn der Junker entsann sich gut, daß er einst als kleiner Junge von einer Magd gehört hatte, im Burgkeller sei der Schatz von Sankt Blasien vergraben, den ein schwarzer Hund mit feurigen Augen hüte.

Noch eine andere Erinnerung aber, weit unheimlicher und schauerlicher als diese, tauchte ihm zugleich aus seiner Kinderzeit auf. Im Örtchen Salach am Fuße von Stauffeneck war außerhalb der Kirchhofmauer ein kleiner Hügel, wohl durch Anhäufung von Scherben und allerlei Unrat entstanden, aber seit langer Zeit mit üppigstem Grün bekleidet, und unter dieser Erhöhung, so flüsterte man im Volke, sei der „schwarze Mann" begraben. Dorfkinder mieden den Ort, obwohl hier immer die ersten Primeln blühten und zur Veilchenzeit ein wunderbarer Duft von der Stelle ausging. Auch Veit hatte es in seinen Knabenjahren, wenn er nach Stauffeneck kam, als keine geringe Leistung betrachtet, in der Dunkelheit allein an dieser Kirchhofecke

vorüberzugehen, und er tat es nur mit zugedrückten Augen und beschleunigtem Schritt.

Wer der schwarze Mann war, wußte er nicht, denn nach Kinderart war es ihm nie eingefallen, sich um Dinge zu kümmern, die so weit vor seiner Zeit lagen, nur ging im Dorf die halbverschollene Sage, derselbe sei ein schrecklicher Zauberer und Schatzgräber gewesen. Auch spielten zuweilen die älteren Leute auf irgend einen schauerlichen Vorfall an, der mit dem „Schwarzen" zusammenhing.

Diesen Nekromanten hatte nun die Phantasie der Schloßkinder mit dem Schatz im Kellergewölbe in Verbindung gebracht, und sie pflegten sich zu erzählen, daß nächtlicherweile der schwarze Mann aus seinem Hügel steige und nach dem Burgverlies schleiche, um dort den Schatz zu heben, der ihm auch im Grab keine Ruhe lasse, daß er aber jedesmal von dem Hund mit den feurigen Augen zurückgetrieben werde. Oder war es doch nicht die eigene Einbildungskraft gewesen, welche jene beiden Gegenstände so eng in seiner Vorstellung verwob? Hatte er vielleicht einmal erzählen hören, dieser Schatzgräber habe nach dem Klostergut von Sankt Blasien gestrebt und sei darüber ums Leben gekommen? Hier wurden seine Erinnerungen so dunkel und ungewiß, daß dem angestrengten Gedächtnis mit aller Mühe nichts weiter abzuringen war.

Als der Junker sich festgesetztermaßen in Reuchlins Gesellschaft bei Herrn Bernardo einfand, traf er dort nebst den Söhnen und anderen Verwandten des Hauses auch den unvermeidlichen Marcantonio, der ihn mit

dem kalten Blick stillen Hohnes maß. Junker Veit hatte zwar nach den deutschen Begriffen von dazumal eine für seinen Stand ausreichende Bildung genossen, konnte sich auch zur Not im Lateinischen ausdrücken, aber bei all der Gelehrsamkeit, welche die Florentiner Herren zu seinen Ehren verpufften, wurde ihm heiß und kalt, und er war herzlich froh, sich unter die Fittiche des Geheimschreibers ducken zu können, besonders gegen den berühmten Marcantonio, der sich ein Vergnügen daraus machte, ihn in gefährliche Satzbildungen zu verstricken und vor dem künftigen Schwäher zu Fall zu bringen. Doch Reuchlin war dem Italiener völlig gewachsen, und der Gelehrte fing mit dem funkelnden Schwert seines Geistes manchen Hieb auf, der dem Kriegsmann gegolten hatte, wofür ihm dieser erst viele Jahre später, da Reuchlin von den Dunkelmännern seiner Heimat umlagert war, den schuldigen Dank und Gegendienst entrichten konnte.

Allgemach kamen die Verhandlungen nach langem Hin- und Widerreden, das den Florentinern einen aufrichtigen Genuß gewährte, zu gedeihlichem Abschluß, und der Heiratskontrakt wurde Punkt für Punkt zu Papier gebracht. Jetzt erschien auch das Fräulein morgenfrisch und züchtig erglühend ohne eine Spur der nächtlichen Tränen, und Herr Bernardo trat in die Mitte der Anwesenden, die Tochter an der einen, den Junker an der anderen Hand, und hielt, nachdem die Ringe getauscht waren, eine schöne lateinische Verlobungsrede über das Wesen der Treue, die mit dem Tode des Regulus begann und mit der Zerstörung von

Karthago endigte. Glückwünsche wurden nach antikem Muster getauscht, und auch Marcantonio stattete den seinigen ab, ohne durch eine Miene zu verraten, daß ihm der lästige Zwischenfall einen altgehegten Wunsch durchkreuzte.

Indes die breiten Wogen der Dialektik, jetzt völlig zum Selbstzweck entfesselt, das Gemach durchrauschten, stand Junker Veit neben seiner Verlobten in einer Fensternische, von dem mächtigen Teppichvorhang halb verdeckt, und suchte sich mit ihr durch Blicke und leisen Druck der Hand zu verständigen, bei welcher Sprache er der Hilfe des gelehrten Kapnion wohl entraten mochte. Wie Lucrezia diese Zeichensprache aufnahm, konnte man nicht sehen, denn sie hielt ihr Köpfchen von der Gesellschaft abgewandt, aber wenn die Miene des jungen Mannes ein Spiegel der ihrigen war, so konnte es kein unfreundliches Gesicht sein, was sie ihm zeigte.

Da trat Herr Bernardo dazwischen und legte mit anmutiger Hoheit seine Hand auf des Junkers Schulter.

„Es ist Zeit zu scheiden," sagte er. „Fahre wohl, mein Sohn, die Götter schenken dir günstigen Vogelflug, und dich geleite der Gott der Wanderer an seinem sicheren Stabe."

„In die Unterwelt; Amen!" setzte Marcantonio leise hinzu.

Beim nächsten Morgengrauen, während Graf Eberhard mit Rossen und Mannen der ewigen Stadt entgegenzog, lenkte Junker Veit sein Pferd durch die Porta San Gallo der nordischen Heimat zu.

* * *

Längst waren die Leuchtkäfer verglommen und die Nachtigallen verstummt, der Hochsommer war eingezogen mit seiner weißglühenden Sonne und seinem endlosen Zikadengeschmetter, aber noch war keine Kunde von Junker Veit gekommen. Im Hause der Rucellai hatte man geglaubt, daß der rasche Werber in spätestens zwei Monaten zurück sein würde, und Lucrezia hatte im Vorgefühl des nahen Abschieds die Plätze ihrer Kindheit durchstreift und tränenden Auges allen Freundinnen Lebewohl gesagt. Sonst war alles sich gleich geblieben, nach wie vor brannte das Lämpchen bei Ciceros Büste, nach wie vor sprach Herr Bernardo im Stil der römischen Redner, und Lucius Rufus mühte sich treulich, es ihm nachzutun. Wie sonst verbrachte der berühmte Marcantonio seine Abende im Palaste Rucellai oder in der Loggia, die jetzt von übermächtigem Orangen- und Zitronenduft erfüllt war. Bernardo hatte sich eine Karte von Germanien zu verschaffen gewußt, an der sie zu dreien studierten, um die Lage des Landes Württemberg festzustellen; da sie aber nicht wußten, ob sie dasselbe in Nord, Süd, Ost oder West zu suchen hatten, standen sie bald wieder von ihren geographischen Forschungen ab. Diesen Umstand benützte Marcantonio, um dem Kinde von den germanischen Landen, die auch der Vater nur aus der Beschreibung des Tacitus kannte, ein höchst abschreckendes Bild zu entwerfen, und von den Bewohnern sagte er, sie seien ein wildes, dem Trunke ergebenes Volk, wozu aber Bernardo die Bemerkung fügte, daß die Frauen dort in hohen Ehren gehalten würden.

Im übrigen führten sie zusammen ein einförmiges Leben, denn der alte Herr öffnete den Mund nur, um sich selber reden zu hören, und Marcantonio, so witzig mit der Feder, war ein dürftiger und trockener Gesellschafter.

Als sich nun die Frist, die dem Mädchen anfangs so erwünscht war, wider Erwarten mehr und mehr in die Länge zog, ertappte sie sich zuweilen auf dem Gedanken: „Er bleibt aber lange aus,“ — was auch Marcantonio dem Vater gegenüber auf seine Weise aussprach mit den Worten: „Er zeigt wenig Eile, dein junger Barbar.“

Bernardo war nicht aus seiner Gemessenheit zu bringen.

„Ich habe ihm längere Frist zugestanden, als er zum knappen Hin- und Herreiten braucht. Auch kann ihm ja ein Unfall zugestoßen sein.“

Bei diesen Worten erbleichte Lucrezia und empfand etwas wie einen Stich am Herzen. Sie beugte sich über die Loggia hinaus und wandte die Augen ängstlich nach der Richtung, in der sie das Land Germanien vermutete. Von nun an blickte sie oft nach Norden und eilte zum Fenster, so oft die Piazzetta von Hufschlag dröhnte. Selbst wenn einmal ein Windzug von den Alpen her die glühende Hitze kühlte, so dachte sie stets daran, daß diese Lüftchen denselben Weg gewandert seien, auf welchem auch der blonde Reitersmann kommen mußte.

Doch erfuhr niemand, was in ihr vorging, als der rote Lutz, der sie von Kindesbeinen kannte und von

dem sie sich jetzt insgeheim die Anfangsgründe der deutschen Sprache beibringen ließ. Er war zwar wegen seiner Schwülstigkeit nicht der berufenste Lehrer, hatte auch in zwanzigjähriger Abwesenheit vom Vaterland das Deutsche zum Teil vergessen, aber mit Beharrlichkeit brachte sie es so weit, die Namen der Dinge aus einem Wust von Torheit herauszuschälen und sich ins Gedächtnis zu prägen. Es war nur ein schwacher Anfang, aber er sollte dem Verlobten ihren guten Willen zeigen, und sie freute sich königlich darauf, ihn in den Lauten seiner Muttersprache zu begrüßen.

Unterdessen war in der ganzen Stadt die seltsame Verlobung Lucrezias bekannt geworden, und auch am mediceischen Hofe wurde viel darüber gescherzt, daß die junge Florentinerin den alten Römer aus der Gefangenschaft loskaufen müsse. Doch, obwohl man allgemein bedauerte, ein so schönes Mädchen aus Florenz zu verlieren, war niemand, der Herrn Bernardo getadelt hätte, denn so hoch stand das Ansehen des römischen Autors, daß man wohl begriff, wie der Vater sein eigen Fleisch und Blut nicht zu kostbar hielt für diesen Tausch.

Nur Marcantonio sah den alten Freund mit immer vorwurfsvolleren Augen an. Als sich gar der Hochsommer zu Ende neigte, suchte er allmählich durch leises Wühlen den Glauben Bernardos an die Rückkehr des barbarischen Bräutigams zu erschüttern, indem er ihm vorrechnete, daß eine Frist wie die verstrichene genügt hätte, das goldene Vlies herbeizu-

schaffen, geschweige einen alten Kodex aus dem eigenen Keller.

Doch Bernardo runzelte nur die olympischen Brauen ein wenig.

„Der Verfasser der „Facetiae“ darf sich etwas bei mir erlauben. Aber treibe keinen Mißbrauch mit dem Recht an meine Liebe, das dein unvergleichliches literarisches Verdienst dir erworben hat. Kann der Fremdling die Bedingung nicht erfüllen, so sendet er mir den Ring zurück, und alsdann magst du deine Werbung erneuen.“

Auch gemeinsame Freunde, die sich auf Marcantonios Bitten bei Bernardo bemühten, erhielten keine andere Antwort als: „Ein Rucellai hält, was er verspricht. Was hülfe uns das Studium der Alten, wenn wir uns nicht ihre Tugenden zu eigen machten!“

Der alte Herr war mittlerweile mit seinem Töchterlein auf ein kleines Landgut im Val d'Ema gezogen, das eigentlich Marcantonio gehörte, aber wegen seiner reizenden schattigen Lage und der Nähe der Stadt schon seit Jahren der Familie zum Sommersitz diente. Dort las er zum vierzehnten Male das berühmte Buch seines Verwandten und ergötzte sich an der geistigen Fülle, die aus den toten Lettern sprudelte und von der dem Verfasser im Umgang so wenig anzumerken war. Unter diesem Einfluß verwandelte sich ganz allmählich der Wunsch, seine Tochter durch die Hand eines solchen Mannes glücklich zu machen, in ihm zur Überzeugung, daß der deutsche Junker doch nicht zurückkehren werde, und endlich ließ er sich von Marcantonio

das Versprechen entreißen, daß, wenn binnen eines Monats noch immer keine Nachricht von dem Fremdling gekommen sei, er der Heirat seines bewunderten Freundes mit Lucrezia kein Hindernis mehr in den Weg stellen werde.

Noch ein Monat! Dem Gelehrten schien es, als habe dieser Zeitraum die zehnfache Zahl der Tage, die sonst zu einem Monat gehörten. Nicht daß er gefürchtet hätte, der deutsche Junker werde unterdessen mit dem alten Manuskript zurückkehren und den Preis einfordern, er wußte ja und er allein, daß dies unmöglich war. Aber das Ziel seiner Wünsche rückte abermals in die Ferne, und doch war ihm die Hand der schönen Lucrezia schon versprochen am Tag, wo seine berühmten Facetien das Licht erblickt hatten, und wenn auch die schwarzen Augen des Mädchens kein jugendliches Feuer mehr in seinen Adern entzündeten, so fand er es doch süß, die Hand der schönsten Erbin einzig seinem Ruhme zu danken.

Damals, nach Erscheinen seines Buches, war der gemessene Bernardo wie außer sich zu ihm gestürzt, hatte sich an seine Brust geworfen, ihn den Stolz der Familie und seinen künftigen Eidam genannt.

Ach, diese Facetien! Wäre nur nicht mit dem Ruhm eine so widerliche Erinnerung verknüpft gewesen! Jahrelang hatte Marcantonio sie in den fernsten Winkel seines Gedächtnisses zurückgedrängt und sie am Ende fast vergessen. Seit dem Besuch der Deutschen in Florenz und dem erneuten Forschen nach dem ciceronianischen Kodex war sie plötzlich aus ihrem Winkel

hervorgekrochen und blickte ihm jetzt ängstlich ins Gesicht, mit heimlicher Schamröte auf den Wangen.

Er hatte lange gehofft, das unsichtbare Schandmal, das an seinem literarischen Triumph hing, durch nachfolgende Triumphe zu verlöschen. Der Ruhm, dachte er, werde seinem Geiste Nahrung geben und ihn zu einer Reihe großer Schöpfungen befähigen. Diese Hoffnung blieb unerfüllt. Wie die Aloe nur einmal blüht, so hatte Marcantonio in den „Facetiae“ seine literarische Kraft erschöpft; so wenigstens sagten seine Freunde.

Es war indes kein Wunder, wenn man diese Fülle glänzender Einfälle und ihre unnachahmliche klassische Form bedachte. Ein Reichtum an Geist, den bisher niemand bei dem ledernen Gelehrten gesucht hatte. Cicero selbst hätte sich dieses Buches nicht zu schämen gebraucht.

Es war eine schwere Wahl gewesen, vor die sich Marcantonio gestellt sah, als vor nunmehr sechs Jahren sein Agent aus Deutschland zurückkehrte und ihm mit den anderen Bücherschätzen auch jenen langgesuchten ciceronianischen Kodex überbrachte, nach welchem Bernardos Sinnen stand.

Sollte er sich mit dem Ruhm des Finders begnügen und noch dazu das Buch seinem Freunde ausliefern? Es war seine redliche Absicht gewesen, aber da begann er zu lesen und blieb gefangen. Er stieß auf so überraschende Sprachwendungen, zugleich einfach, treffend und wohllautend, daß er nicht umhin konnte, die eine und die andere seiner eben begonnenen

literarischen Arbeit einzuverleiben. Bald riß es ihn weiter, Ciceros Gedanken, Ciceros Worte drängten sich ihm in die Feder, und so entstand jene Perle der neulateinischen Literatur, welche die gelehrte Welt unter dem Titel „M. Antonii Oricellaris Facetiae“ bewunderte. Sein Leben lang verzehrt von ohnmächtigem Ehrgeiz, war er endlich unter die Fittiche des Adlers gekrochen und hatte sich von ihm nach dem ersehnten Ziele, einem Stuhl in der platonischen Akademie, tragen lassen.

Bei der Erinnerung an den Ursprung seines Ruhmes warf Marcantonio einen scheuen Blick nach dem Kamin, wo dazumal Ciceros liber jocularis in Rauch und Flammen aufgegangen war. Es ängstigte ihn, als sei ein Brandmal davon zurückgeblieben.

* * *

Sonnenlose Schwüle hatte den ganzen Tag über der Landschaft gelastet, daß selbst das Laub der Bäume schlaffer hing und die ganze Natur unter dem Bann des Scirocco siechte. Kaum daß da und dort ein Vogel schüchtern die Stimme erhob und gleich wieder verstummte, wie erschreckt von dem unheimlich brütenden Schweigen.

Bernardo, der trotz seiner Jahre dem Glutstrom mannhaft standhielt, war den ganzen Tag tätig gewesen, um ein paar jungen Landleuten für das morgige Fest einen Schäferchor einzuüben, zu dem er selbst die Verse verfaßt hatte. Als jedoch der Abend dämmerte, ohne der Welt Erlösung zu bringen, da gab auch er sich überwunden und wankte mit schweiß-

triefender Stirne in sein schwüles Schlafgemach. Seine Tochter hatte sich schon lange zurückgezogen, die Diener schnarchten, im Hause war alles still, nur der Bräutigam machte mit Lucius einen letzten Gang durch die Räume, wo morgen die Hochzeitsgäste bewirtet werden sollten. Nachdem alles besorgt war, schlich Lucius leise vor sich hinmurmelnd in den dämmernden Garten hinunter, der sich in Terrassen gegen die Talsohle zu senkte. Er hatte auf das Beispiel seines Gebieters hin den kühnen Plan gefaßt, für das morgige Fest einen „Triumph der Liebe" zu dichten, den er selbst in der Maske des Götterboten vorzutragen gedachte. Schon seit mehreren Tagen mühte er sich im Schweiße seines Angesichts, aber die Muse setzte ihm einen so hartnäckigen Widerstand entgegen, daß er der Verzweiflung nahe war.

Jetzt verwünschte er den Scirocco, der ihm das Hirn zerrütte, haderte mit dem traubenschweren Rebenspalier, das ihm schwül über dem Kopfe hing, und scharrte mit den Füßen im Sand, als könnte er hier die fehlenden Reime ausgraben, wie eine Henne ihr Futter. Endlich flüchtete er sich auf einen freien Rasenplatz in der Nähe des Parktores, wo in zierlichem, von Wasserrosen überwuchertem Becken ein Springquell plätscherte. Eine dunkle Wolkenbank hatte sich am Rande des Horizonts gesammelt und ließ, langsam heranschiebend, die abendliche Dämmerung noch düsterer erscheinen. Lucius schwang sich kühn auf den Schoß einer steinernen Najade und ließ seine Stirn von dem fallenden Wasserstaub benetzen, indes er fingernd auf

dem Rand des Wasserbeckens den Takt schlug. Dabei kam ihm der Hufschlag eines trabenden Pferdes vom Tal herauf wunderbar zu Hilfe, und er brachte nun wirklich eine geistige Geburt zu stande, die einige Ähnlichkeit mit dem Anfang eines freien Hymnus besaß.

In seinem Feuer beachtete er nicht, daß der Hufschlag immer näher kam, bis er durch die Gitterstäbe eine Reitergestalt auf dem breiten Lorbeergang erblickte, der außerhalb des Gartentores die Besitzung Marcantonios mit der Landstraße verband.

Sah er ein rächendes Gespenst oder war es wirklich der Junker Veit von Rechberg, der sich jetzt vom Pferde schwang und an das Gartentor pochte?

In heiligem Schreck, als hätte er sich durch seine dichterischen Mühen an dem Bruch der Verlobung mitschuldig gemacht, rannte Lucius in das Haus zurück, laut nach Herrn Bernardo rufend. Dort taumelte er gegen Marcantonio, dem bei der Schreckenskunde einen Augenblick gleichfalls die Knie versagten. Aber schnell besonnen legte der Florentiner dem Rothaarigen die Hand auf den Mund und zog ihn aus dem Bereich der Schlafgemächer.

„Den Mund gehalten, Deutscher!“ herrschte er ihn an. „Und kein Geräusch im Hause! Das Fräulein und Herr Bernardo dürfen heute nacht nicht mehr gestört werden. Du kommst mit mir und führst das Pferd ganz stille in den Stall. Und ich will nicht hoffen, daß ein Deutscher an seinem Herrn zum Verräter wird.“

Lucius war so verblüfft von diesem Ton, daß er

gar nicht wußte, wie ihm geschah. Nein wahrlich, er haßte ja den Verrat mehr als den Schlund der Hölle und hatte auch nicht die geringste Lust, in dem Kampf, der jetzt notwendig entbrennen mußte, Partei zu nehmen. Er war dem Junker zugetan, aber nur um des Fräuleins willen, nicht weil er ein Deutscher war, denn Lucius fühlte sich ganz als Florentiner. An Marcantonio dagegen war er gewohnt, mit Ehrfurcht emporzublicken, und vor allen Dingen durfte er es mit dem Manne nicht verderben, der im Haus Rucellai Regen und Sonnenschein machte. Er gönnte das Fräulein dem einen und hätte sie doch dem andern nicht gern entrissen gesehen. Aber mochte Herrn Bernardos Weisheit morgen die verschlungenen Fäden entwirren, er hatte kein Amt, als zu schweigen und zu gehorchen. Gedemütigt folgte er Marcantonio, der an das Tor eilte, um den Ankömmling zu begrüßen. Lucius empfing schweigend die Zügel und führte das dampfende Pferd nach dem Stall.

„Ihr kommt spät, Herr Ritter," begann der Florentiner, „aber Ihr seid nicht minder willkommen."

„Doch nicht zu spät?" stammelte Veit erschrocken.

„Für heute wohl," entgegnete Marcantonio ausweichend, „denn Herr Bernardo und seine Tochter sind schon zur Ruhe."

„Denkt Ihr, daß ich Eile hatte, edler Herr?" rief der Junker. „Ihr dürft es glauben. In Mailand ließ ich meine Knechte zurück, weil sie nicht schnell genug vorwärts kamen, in Bologna überholte ich den voraus-

gesandten Boten, aber Ihr müßt wissen, daß die Erlangung des Kodex —"

„Ihr habt also den Kodex wirklich?" unterbrach der Florentiner mit heimlichem Spott.

„Hier," sagte Veit lächelnd und legte die Hand auf seine Brust, wo sich ein Gegenstand wie eine Pergamentrolle abzeichnete.

Marcantonio empfand ein gewisses Unbehagen, obwohl er sich nichts anderes vorstellen konnte, als der Ritter habe durch irgendwelchen deutschen Gelehrten eine mehr oder minder geschickte Fälschung anfertigen lassen.

Doch ganz anders erschrak er, als ihm nun der Jüngling, gerührt durch seine lebhaften Glückwünsche, bekannte, daß er gar nicht die Urschrift bringe, die vor Jahren nach Italien verkauft worden sei, sondern nur eine sauber geschriebene Kopie.

Marcantonio wurde bleich wie der Tod, und um seine Bestürzung zu verbergen, ließ er sich von dem Ankömmling die ganze Jagd auf den Kodex ausführlich erzählen.

„Ihr müßt wissen," begann der Junker seinen Bericht, „daß ich bei meiner unerwarteten Rückkehr auf Schloß Stauffeneck zu meinem Schrecken die Truhe leer fand, denn der Schatz war schon vor mehreren Jahren durch einen Zufall zu Tage getreten. Meine Mutter hatte ihm wenig Beachtung geschenkt und die Bücher dem Gemeindepfarrer überlassen, mit Ausnahme eines einzigen, das ein auf dem Schloß herbergender Mönch sich zum Geschenk erbat. Natürlich war es mein erstes,

den Gemeindegeistlichen aufzusuchen, und von ihm erfuhr ich — Heil .und Unheil in einem Atem — daß die weggeschenkte Handschrift wirklich der ciceronianische Kodex war.

„Der Pfarrherr entsann sich dieses Umstandes genau, denn an den Titel des Buches knüpfte sich eine schauerliche Erinnerung, die er damals auf Schloß Stauffeneck zum besten gegeben und die er jetzt auch mir mit aller Breite wiederholte.

„Vor ungefähr dreißig Jahren nämlich, da er eben erst als ganz junger Mann zu der Gemeinde versetzt worden, sei im Dorfe das Gerücht ausgekommen, ein fremder Zauberer und Schatzgräber habe sich in den Ort geschlichen und treibe in den nahen Ruinen des etliche Wochen vorher niedergebrannten Blasiusklösterleins sein Wesen. Der Schwarzwälder Führer, welcher den Unhold begleitete, habe selber die Anzeige gemacht, daß der fremde schwarze Mann, der ihm schon unterwegs unheimliche Dinge von einem Zauberbuch gesprochen, die Brandstätte durchwühle und wie außer sich in unverständlicher Sprache wilde Beschwörungen murmle. Die Bauern seien mit Knütteln und Heugabeln an den Ort gerannt, der Pfarrer hinterher, um den übelangekommenen Fremdling, in welchem er nach den Aussagen des Führers einen wandernden Büchermaulwurf vermutete, mit seinem eigenen Leib zu decken. Doch sei der Fremde, ein hagerer Mann mit schwarzem Bart und Haar, von den Stichen und Hieben der wütenden Bauern, die seine Gebärden und Sprache für Zauberformeln hielten, schon so unmenschlich zugerichtet

gewesen, daß die Hilfe zu spät kam. Es sei ihm zwar gelungen, den Schwerverwundeten lebend den Händen seiner Peiniger zu entreißen, aber noch desselben Tages habe der Unbekannte in dem Asyl der Pfarrei den Geist aufgegeben, ohne mehr seinen Namen und Herkunft nennen zu können. Aber noch im Todeskampf habe der Unglückliche von einem Manuskript gesprochen, das er im Kloster holen gesollt, ja, das letzte vernehmbare Wort, das er zu sprechen vermocht, sei der Name jenes Buches gewesen, der sich ihm, dem armen ungelehrten Dorfpfarrer, auf ewig in die Seele geprägt habe."

Der Junker hielt ein wenig inne, um Atem zu schöpfen, und betrachtete teilnehmend seinen Wirt, dessen verstörtes Aussehen er der Erschütterung über das schreckliche Ende seines Verwandten zuschrieb.

„Der Pfarrer wollte das Opfer christlich bestatten," fuhr er fort, „doch die erregte, abergläubische Gemeinde ließ es nicht zu, und die Leiche mußte an der Kirchhofecke bei Vagabunden und Selbstmördern eingescharrt werden. Ich will hoffen, daß die Nähe seines Schatzes dem unglücklichen Märtyrer nie den Schlummer gestört hat, wie wir es uns einst in kindischer Einbildung vorstellten. Denn solltet Ihr nach dem allem noch zweifeln, daß der so grausam Erschlagene wirklich Euer edler Verwandter war, so habe ich aus den Händen des Pfarrers den einzigen Wertgegenstand des Toten, seinen Siegelring, erhalten, der die eckigen Querbalken Eures Wappens trägt und der, wie ich gewiß bin, alle Zweifel beseitigen wird.

„Nun werdet Ihr fragen, wie es kommt, daß ein so schweres Verbrechen keinen Richter fand in schwäbischen Landen. Aber, Herr, es herrschte damals wegen des Städtekriegs, der besonders in den östlichen Gauen raste, ein trauriger, rechtloser Zustand, bei dem auch das Leben der Landeskinder keinen Heller galt; wer hätte da um einen erschlagenen, namenlosen Fremdling viel Aufhebens gemacht? Mein Vater kehrte aus der städtischen Fehde nur als Leiche zurück, die Vormünder kümmerten sich nicht um die Gerichtsbarkeit, und jetzt ist die Übeltat verjährt; wie sollte man nach so langer Zeit noch die Schuldigen ausfindig machen?

„Aber ich brauche Euch nicht zu sagen, wie mir das Geschick des unglücklichen Mannes zu Herzen geht und wie es mich drängt, die schwere Missetat, die auf meinem Grund und Boden begangen worden ist, zu sühnen. Der Pfarrer ist unterdessen angewiesen, täglich eine Messe für die Seele des Ermordeten zu lesen, und wenn ich zurück sein werde, soll es meine erste Aufgabe sein, dem edlen Märtyrer, den ich alsdann meinen Oheim nennen darf, eine würdige Ruhestätte zu bereiten. Eine Kapelle soll sich an dem Ort erheben, wo die gräßliche Tat geschah, und ich will mit meinem jungen Weibe täglich an der Gruft des Ermordeten beten."

Hier machte der Junker abermals eine Pause, denn von dem langen Ritt und dem vielen Sprechen klebte ihm die Zunge am Gaumen.

Marcantonio hatte den Bericht bald mit entsetzten, bald mit bedauernden Gesten begleitet, innerlich aber

zollte er dem Los seines Anverwandten wenig Teilnahme, denn ihm selber stand das Wasser jetzt am Halse. Doch trotz seiner Angst und Wut vergaß er die Pflichten des Wirtes und die sprichwörtliche florentinische Artigkeit nicht.

Er ließ sich mit dem späten Gast unter einem bunten Sommerdach nieder und schickte den in der Ferne wartenden Lucius nach Erfrischungen aus, mit dem nachdrücklichen Gebot, die Schläfer nicht zu stören, denn er möge es dem alten Herrn wohl gönnen, daß er für heute wenigstens von dieser gräßlichen Geschichte nichts mehr erfahre.

Der Junker begann mit gedämpfter Stimme aufs neue: „Nun war ein Teil meiner Sendung erfüllt, aber der zweite schwierigere lag noch vor mir: die Wiedererlangung des Kodex. Solltet Ihr es glauben, Herr, daß niemand, nicht einmal der Pfarrer, mir den Namen jenes Mönches angeben konnte, der damals auf Schloß Stauffeneck geherbergt hatte und wahrscheinlich durch die Erzählung des Pfarrers veranlaßt worden war, sich das Manuskript von meiner Mutter auszubitten. Auf Stauffeneck kannte man ihn nur unter dem Namen Bruder Einhand, denn der Mönch war früher kaiserlicher Dienstmann gewesen und hatte bei einem Treffen seine linke Hand eingebüßt. Wie ich dennoch seinen wahren Namen und jetzigen Aufenthalt erkundete, das, Herr Marcantonio, ist eine viel zu lange Geschichte, als daß ich Euch noch heute nacht damit ermüden dürfte. Es genüge, zu sagen, daß ich vor acht Tagen der schwarzen Muttergottes von Einsiedeln

meine Aufwartung machte, bei der ich gewiß sein durfte, meinen Mann zu finden. Ich täuschte mich nicht, aber der Einhändige hatte die Frechheit, den Empfang des Kodex zu leugnen, und erst da ich ihn hart in die Enge trieb, bekannte er, die Handschrift schon vor etlichen Jahren an einen italienischen Bücheragenten verkauft zu haben.

„Zu meiner Schande muß ich es bekennen, daß mich bei diesem abermaligen Zusammensturz meiner Hoffnungen die christliche Geduld völlig verließ, und es wäre fast zu einem Bruch des Klosterfriedens gekommen, denn ich schüttelte den Kuttenmann derb und ließ erst von ihm ab, als er mir den wehrlosen Stummel seiner Linken entgegenstreckte. Doch meine Fäuste hatten das Pfäfflein mürbe gemacht, es fragte jetzt kleinlaut, ob ich, da die Urschrift doch nicht mehr zu haben sei, mich mit einer sauberen, wortgetreuen Kopie zufrieden geben wolle, für die eine Entschädigung an das Kloster zu entrichten wäre. Ihr könnt Euch denken, wie begierig ich ja sagte, ich ließ mir das Manuskript einhändigen, das der Schelm vor Verkauf der Urschrift angefertigt hatte, also den welschen Agenten hintergehend, der den Kodex als einzig vorhandenes Exemplar erstand. Meine Zweifel an der Echtheit des Textes widerlegte der gelehrte Prior und schwur bei seinem wundertätigen Gnadenbild, daß er die Handschrift zurücknehmen und den Kaufschilling dreifach erstatten wolle, wenn die Florentiner gelehrten Herren den Inhalt nicht für echt erkennten. So ward der Kodex mein, ich warf mich zu Pferde, und hier bin ich in so kurzer Zeit, als je

ein Reisender den Gotthardpaß überschritten hat. Meine große Eile gestattete mir nicht mehr, das Gutachten deutscher Gelehrter einzuholen, aber ich zähle auf die Einsicht und Billigkeit der Florentiner Akademie, vor allem auch auf meinen gnädigen, hocherleuchteten Gönner, den Herrn Lorenzo Medici."

Marcantonio wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne. Er erkannte mit furchtbarer Klarheit, daß sein Ruf, seine Ehre, sein Dasein, alles, alles zusammenbrach, wenn er nicht ebenso rasch und kühn wie verschlagen handelte. Er betrachtete den jungen Mann mit verstohlenen Blicken, die einem Todesurteil gleichkamen, und überlegte im Weiterschreiten, wie er sich am besten seines ahnungslosen Todfeindes entledige. Die Akademie! Lorenzo! Mehr brauchte er nicht zu denken, um jede Gewissensregung im Keim zu ersticken.

Schnell erwog sein findiger Geist alle Möglichkeiten mit ihrem Für und Wider. Daß der Jüngling allein gekommen, war schon ein günstiger Umstand, Herrn Bernardos früher Schlummer bot eine andere sichere Handhabe zu Marcantonios Rettung.

Es galt vor allem, den Junkherrn aus der Nähe des Wohnhauses zu entfernen, und dann — Zeit gewonnen, alles gewonnen, dachte Marcantonio, indem er den ermüdeten Gast unter einem Rebendach nach dem Olivenwäldchen führte, das sich einen sanften Hügel hinanzog und in den Bezirk des Gutes mit eingeschlossen war. Sie hatten einen hohen Brückenbogen zu überschreiten, der über einen tief eingebetteten, jetzt fast vertrockneten Wildbach weg die beiden Hälften

des Gutes verband, deren eine Seite mit dem Wohnhaus und dem Garten zu Terrassen geebnet war, während die andere als Olivenhain mit angrenzenden Ackerfeldern und Wiesengrund die ursprüngliche hügelige Gestalt beibehalten hatte. Dort stand auf einem Vorsprung in gleicher Höhe mit der Villa, aber durch den Wildbach auf die Entfernung eines Steinwurfs von derselben getrennt, ein ehemaliges Bauernhäuschen, das einmal bei Gelegenheit eines ländlichen Festes von Marcantonio mit einem hölzernen Anbau versehen worden war und jetzt zuweilen bei Überfüllung des Wohnhauses einem überzähligen Gast als Nachtherberge diente. Deshalb war in dem einzigen Zimmer des oberen Stockes immer ein Lager bereit, eine Strohmatte deckte den Boden, eine andere bildete den Fenstervorhang gegen die Sonnenglut. Die unteren Räume waren früher Ställe gewesen und wurden jetzt nebst dem hölzernen Schuppen als offene Heuböden benutzt, so viel sich in der anbrechenden Dunkelheit erkennen ließ.

In dieses Häuschen, dessen Außenseite ganz von wilden Rosen umwuchert war, führte Marcantonio seinen späten Gast unter vielen Entschuldigungen, daß er ihm für heute kein besseres Quartier anbieten könne.

Er entzündete ein zierliches Kettenlämpchen auf dem Tisch und öffnete die Türe, die nach der hölzernen Veranda führte, um frischere Luft einzulassen, aber draußen schien es ihm nicht minder schwül als innen. Er wollte dem Fremdling noch ein Mahl aufnötigen, aber dieser lehnte alles ab und bat nur um ein Glas Wasser für seinen immer brennenderen Durst.

Da ließ es sich Marcantonio nicht nehmen, selbst nach dem Trunk zu gehen. Veit untersuchte währenddessen nach seiner Gewohnheit den neuen Raum, er warf das Schwert zu Boden und trat auf die hölzerne Veranda hinaus, die unter seinem Tritt erbebte und einen Regen zerflatternder Rosenblätter auf ihn niedersandte. Unter seinen Füßen fiel der Abhang felsig und steil wohl zwanzig Schuh tief nach dem Wildbach hinunter, der Marcantonios Anwesen in zwei Teile zerriß. Drüben dunkelte das Wohnhaus in unklaren Umrissen, nur einen kleinen, steinernen Balkon, dem seinigen fast gegenüber, konnte er noch mit Deutlichkeit erkennen. Ob wohl hinter dieser Türe die Geliebte schlief? Es freute ihn, diesen Gedanken sich auszumalen und wie sie morgen früh an der steinernen Balustrade lehnen werde. Er warf eine Kußhand hinüber, dann schob er die Strohmatte von dem einzigen Fenster zurück und öffnete auch dieses, um sich zeitig durch die Sonne wecken zu lassen. Hier stand auf einem bemoosten Felsenhang über des Junkers Haupte eine hohe finstere Zypresse wie ein schwarzer Riesenfinger, der ihn warnend fortzuwinken schien.

Jetzt kam Marcantonio mit einer Kanne Wein und zwei silbernen Bechern zurück. Er schwenkte die Becher mit Malvasier aus, den er auf die Veranda sprengte, und trank dem Junker auf das Glück seiner Ehe zu, aber er selbst nippte nur, während Veit den Wein auf einen Zug hinunterstürzte, und durch den raschen Trunk nur durstiger geworden, noch einen zweiten Becher leeren mußte. Beim Schein der Lampe fiel ihm auf, wie

bleich sein Wirt war: er schien jählings gealtert, und seine Brust keuchte. Kein Wunder, denn die Schwüle in dem Gemach war fast erstickend. Veit eilte wieder auf die Veranda hinaus und drückte seinen blonden Krauskopf trunken und liebeselig gegen das kühle Laubgeschlinge.

Marcantonio folgte ihm und sagte mit einer Anwandlung von Mitleid: „Wie wäre es, Herr Ritter, wenn Ihr mir noch heute den Kodex zeigtet, damit ich Euch gleich morgen mit meinem schwachen Urteil zur Seite stehen kann?"

„Verzeiht," war des Junkers unumwundene Antwort, „ich habe geschworen, ihn durch niemand berühren zu lassen, ehe ich ihn in Herrn Bernardos eigene Hände gebe. Des Tages ruht er sicher auf meiner Brust, bei Nacht lege ich ihn unter mein Kopfkissen," fügte er lachend hinzu.

Marcantonio Rucellai war ein reinlicher Mann und liebte es nicht, seine Hände mit Blut zu beflecken. Er würde auch gerne des Jünglings Leben geschont haben, hätte er nur eine andere Möglichkeit gesehen, ihn unschädlich zu machen. Er bebte innerlich vor der Tat zurück, ja, er wäre bereit gewesen, das Manuskript mit dem Opfer seines Vermögens zu erkaufen, aber er sah wohl, daß an einen gütlichen Ausweg nicht zu denken war.

Er schüttelte seinem Gast die Hand.

„Einen langen, festen Schlaf und süße Träume unter meinem Dach," wünschte er und entfernte sich, indem er die Türe nach der Treppe angelehnt ließ.

Veit wurde es plötzlich zu Mut, als ob tausend kleine Flämmchen über seinen Körper huschten. Er riß das Wams auf, zog die Papierrolle heraus, die ihn jetzt belästigte, und warf sie achtlos auf den Tisch. Seine Gedanken verwirrten sich, das Zimmer ging mit ihm im Kreise, und er mußte sich mit wankenden Knieen an den Pfosten der Verandatüre klammern. Sonderbar, daß zwei armselige Becher Wein eine so berauschende Wirkung auf ihn übten! Junker Veit war sich doch bewußt, auch beim Glase seinen Mann zu stellen.

„Aber freilich, dieser Griechenwein, der unter Florentinischer Sonne reift, ist auch ein anderer Held als unser zahmes Neckargewächs," dachte er. „Ein Glück, daß sie mich nicht so sehen kann."

Und erschrocken zog er sich in das Innere des Zimmers zurück, als wäre zu fürchten, daß die Augen der Geliebten ihn noch durch die Dunkelheit in so unwürdigem Zustand erblicken könnten.

Er tastete sich nach dem Lager, auf das er, angekleidet wie er war, niedersank. Doch nach einiger Zeit hob er mühsam den Kopf, denn es kam ihm vor, als ob die Türe geknarrt habe und die Strohmatte knistere.

Da erblickte er eine Gestalt, die ihn trotz seiner Müdigkeit zum Lächeln reizte. Lucius Rufus war auf den Zehenspitzen hereingeschlichen, seinen schmächtigen Leib mit dem langen dünnen Halse im Gehen einziehend und wieder ausreckend, wie jene Raupe, die man Spanner nennt. Jetzt stand er vor dem Lager.

„Was willst du, Lutz?“ fragte der Jüngling in schläfrigem Tone.

„Ah, Herr Ritter, Ihr seid noch nicht in Orpheus' Armen?“ flüsterte der Rote. „Ich kam, um zu sehen, ob Ihr nichts bedürfet.“

Dabei horchte er mit vorgeneigtem Ohr nach dem Wäldchen hinaus.

„Nichts, ich danke dir,“ sagte Veit mühsam. Die Anstrengung des Sprechens riß ihn ein wenig aus der Betäubung. Er richtete sich auf.

„Was macht dein Fräulein, Lutz? Hat sie zuweilen meiner gedacht, während ich ferne war?“

„O Herr, sie seufzte nach Euch wie die getreue Helena!“

Veit rüttelte aufs neue an den Fesseln des Schlummers, die ihn schon wieder umstricken wollten.

„Die getreue Helena?“ sagte er befremdet.

„Ja, Herr, wie die getreue Helena, da sie dem abwesenden Gatten Ulysses das Strumpfgewand wob. Von ihr habt Ihr nichts zu besorgen.“

Veit war zu müde, um zu lächeln, er sank nur beruhigt mit dem Kopf aufs Kissen zurück.

„Hört Ihr mich, Herr Ritter?“ begann Lucius ängstlich aufs neue. „Das Fräulein will Euch wohl, aber die Luft hier ist Euch nicht ganz gesund, denn schon mancher Fremdling fiel in des Verderbens Schlingen, statt in den Schoß der Liebe.“

Lucius hätte gerne den Jüngling durch einen versteckten Wink gewarnt, ohne sich selber bloßzustellen, denn Marcantonios übergroße Beflissenheit gegen den

ahnungslosen Nebenbuhler schien ihm unnatürlich und gefährlich. Aber Veits Schlaftrunkenheit und seine eigene schwülstige Redeweise, die er bei Gefahr seines Lebens nicht zu ändern vermocht hätte, hinderten ihn, sich verständlich zu machen.

„Was willst du sagen?“ gähnte Veit.

„Daß Ihr umlauert seid von der tausendköpfigen Mitra des Verrats,“ flüsterte der Rote keuchend. „Herr, man hat Euch liebevoll und gastfrei aufgenommen, aber mir fällt dabei ein, was der lateinische Poet sagt — wie sagt doch der lateinische Poet? Hm, es fällt mir jetzt nicht ein — aber es würde sehr gut hierher passen.“

„Laß den lateinischen Poeten, guter Lutz,“ murmelte Veit. „Wenn du mir etwas zu sagen hast, so tu' es, aber ohne Zitate und Schnörkelwerk, denn ich bin müde.“

„Herr, möchtet Ihr Euch wach halten, — ach, da nickt er schon wieder. Herr Ritter, trennt Euch nicht von Eurem Schwert! — Er hört mich nicht!“

Lucius bückte sich und suchte in heftiger Beängstigung nach des Jünglings Schwert, das er an seine Seite legte, ohne ihn durch seinen flüsternden Zuruf mehr erwecken zu können. Er sah sich ratlos um. Vom Haine her meinte er Geräusch zu hören. Er lauschte.

„Nein, es ist alles still. Aber mir ist so bange. Was bin ich doch für ein Hasenfuß! Und der schöne Anfang meines Gedichtes ist auch weggeblasen. Was mische ich mich denn in fremde Angelegenheiten!“

Er wollte sich zurückziehen, da fiel sein Blick auf

den Tisch. Hier lag die Schriftrolle, das goldene Vlies, das dem Hause Rucellai unerhörte Opfer gekostet hatte. Er konnte es nicht lassen, liebkosend mit den Fingern darüber zu fahren, der klassische Kitzel siegte über seine Furchtsamkeit, er hielt die Rolle gegen das Licht und betrachtete ehrfurchtsvoll die Schnüre, womit sie umwunden war.

Plötzlich fuhr er zusammen, er hörte ein leises Wehen und Schleichen auf der Treppe und dann einen deutlichen Schritt. Darauf wurde es ganz still, als ob der späte Schleicher an seinem eigenen Geräusch erschrocken sei und den Atem verhalte. Dem Roten sträubten sich die Haare auf dem Kopf. Jetzt schlich es wieder und noch leiser als zuvor, aber es war schon viel höher oben auf der Treppe. Da stürzte Lucius, ohne noch einmal nach dem preisgegebenen Schläfer zu blicken, in sinnloser Angst auf das offene Fenster zu, schwang sich hinaus und kletterte behend und leise wie ein Eichhorn auf das Dach des Schuppens und von da auf den Waldboden hinab. Es war völlig dunkel, Lucius kam erst ein wenig zur Besinnung, als er auf seiner raschen Flucht mit Heftigkeit gegen einen knorrigen Olivenstamm rannte. Sein Herz klopfte so laut, daß er fast taub war gegen äußeres Geräusch. „Es ist ja nichts," dachte er, „nur meine eigene Einbildung. Wäre doch die Nacht schon vorbei!"

Jetzt bemerkte er auch, daß er noch immer die Schriftrolle in der Hand hielt; er nahm sie zitternd und leise Gebete sprechend mit sich auf seine Kammer.

Der Junker erwachte nicht, als sich die Gestalt

seines Wirtes leise und vorsichtig zu der offenen Türe hereinschob. Marcantonio trug ein blankes, langes Messer in der Hand und ließ einen raschen Blick durch das ganze Gemach gleiten. Seine Züge zeigten in dem blassen Licht des Lämpchens den Ausdruck erbarmungsloser Entschlossenheit.

Er näherte sich leise dem Kopfende des Lagers, das dem Eingang abgekehrt war, und schob vorsichtig die linke Hand unter das Kissen, indem er zugleich mit der Rechten das Messer über dem Schläfer gezückt hielt, um bei der leisesten Bewegung zuzustoßen. Doch Junker Veit lag wie ein Toter, nur die Flut und Ebbe seines halbentblößten Busens verkündete Leben in der ausgestreckten Gestalt.

„Das Pulver tut seine Schuldigkeit," sagte sich Marcantonio, „aber wo hat er den Kodex?"

Er wagte es sogar, ihm die Hand unter das Wams zu schieben, nachdem er leise das Schwert entfernt hatte, aber er zog sie leer hervor.

Der Zorn über die vergebliche Mühe verscheuchte das aufkeimende Mitleid mit dem ahnungslos Schlummernden.

„Junger Tor," sagte er grimmig, „Gott weiß, ich verlangte nicht nach deinem Leben, auch nicht um Lucrezias willen, hättest du nur das Buch gutwillig hergegeben! Aber du hast es selbst gewollt."

Er zog einen Strohwisch aus dem Busen, entzündete ihn an der Lampe, nachdem er leise die Matte am Fenster wieder herabgelassen hatte, und schob ihn unter die Lagerstatt.

„So bin ich rein von Blut," murmelte er zufrieden. „Fahre nun in Flammen gen Himmel, samt deinem Cicero!"

Leises Knistern in dem von der Sommerhitze spröden Strohteppich sagte ihm, daß das Feuer schon sein Werk begann. Er zog sich rasch zurück, verschloß die Türe von außen und warf noch im Vorübereilen einen glimmenden Strohhalm auf gut Glück in den Heuschuppen.

„Zur Sühne für den armen Donato," murmelte er, „den das Barbarenvolk wie einen Hund erschlagen hat."

Als er am Fuß des Hügels stand, sah er von oben schon den Qualm zum Himmel steigen, und der Brandgeruch drang ihm in die Nase.

„Der Olivenhain wird verloren sein," sagte er sich und empfand es fast als eine Beruhigung seines Gewissens, daß er sein eigenes Gut zugleich dem Verderben preisgab.

„Es ist am besten so," dachte er noch, indem er nach Hause schlich. „Morgen wird es heißen, daß er in der Trunkenheit die Lampe umgestoßen habe."

* * *

Zu derselben Stunde stöhnte Lucrezia unter dem Bann eines schweren Alpdrückens auf ihrem Lager. Sie war stets ein gehorsames Kind gewesen und hatte ihre Ehre dareingesetzt, des Vaters Befehl willig nachzukommen, als er sie mit dem deutschen Junker verlobte. Daß ihr das leicht geworden, hatte sie sich zum

besonderen Verdienst angerechnet und nicht geahnt, wie schwer ein väterliches Gebot fallen kann, wenn es dem eigenen Herzen widerspricht. Als sie nun vor wenigen Tagen die Wendung ihrer Zukunft erfuhr, da hatte sie wohl schüchterne Berufung auf ein früheres Versprechen gewagt, war aber von dem Vater nachdrücklichst bedeutet worden, daß sie dem Geschick und ihm für diesen Tausch zu ganz besonderem Danke verpflichtet sei.

Bernardo hatte seine Kinder stets in strenger Zucht gehalten, und Lucrezia fürchtete seinen lächelnden Ernst und die glatte Unbeugsamkeit mehr, als wenn er ein Wüterich gewesen wäre. Also hatte sie auch diesmal ihr Köpfchen geneigt, aber nicht in willigem Gehorsam, sondern erschrocken und wehrlos wie ein Lamm, das zum Schlachthaus geführt wird. Sie fühlte wohl in ihrem Grausen vor dem gelehrten Bräutigam, der mit dem pergamentenen Schädel selber einem alten Kodex glich, etwas wie ein heiliges Naturrecht durch, aber wie sich auflehnen, sie allein, ohne Hilfe, gegen den Druck einer eisernen Welt? Ja, wenn der blonde Fremde zurückkehrte und sie wieder in seine starken Arme faßte, dann würde sie keine Furcht mehr kennen. Sie mußte sich ihn denken, wie er etwas breitspurig herankam mit dem schweren Reitertritt und dem ehrlich leuchtenden Blick seiner blauen Augen. Ach, damals hatte sie nicht gewußt, wie glücklich er sie machte. Jetzt würde sie sich selig preisen, wenn sie nur mit ihm ziehen dürfte in jene finsteren, sonnenlosen Wälder, wo die Gebeine ihres Oheims moderten, und dort in einer Höhle mit ihm leben. Doch Tag für Tag sah

sie das Geschick näher heranrücken und klammerte sich der fliehenden Zeit ans Gewand, die sie erbarmungslos dem Entsetzlichen entgegentrug.

Überwältigt von Kummer und Scirocco hatte sie sich in dem schwülen Zimmer zur Ruhe gelegt, das auch durch die weitgeöffnete Balkontüre keine Luft empfing. Aus den Stallungen stiegen schwere Dünste auf, mischten sich mit dem Geruch welkender Blumen im Garten und vermehrten ihre Betäubung. Das häusliche Getriebe war verstummt, der dunkle Himmel, der durch die Balkontüre zu ihr niedersah, hatte keinen Stern, und es deuchte ihr, als sehe sie einen finsteren Magier mit großen dunklen Fittichen, die sich im Fluge nicht bewegten, geräuschlos über den Himmel hinziehen; es war der menschgewordene Scirocco, der wie durch bösen Blick die Natur lähmte und sie willenlos erschlafft in seine feuchten widerlichen Arme zwang. Nun streckte er diese Arme auch gegen sie aus, und jetzt erkannte sie, daß er Marcantonios Züge trug. Sie stöhnte unter seinem Druck, aber ihre kraftlosen Glieder konnten ihn nicht zurückstoßen. Da klang Veits Stimme in ihre umschläferten Ohren, so hatte sie ihn schon oft zu vernehmen geglaubt, aber heute vernahm sie ihn wirklich, nur vermochten die ersehnten Laute sie nicht aus dem Zauberschlaf des Glutwindes zu erwecken, sondern mischten sich in das Spiel, das ihre Träume trieben. Die Stimme, die einen Augenblick näher gekommen war, verlor sich wieder in der Ferne, der Retter fand nicht den Weg zu ihr, er ließ sich zur Seite locken, sie sah ihn ferner und ferner hinschwinden,

aber sie konnte weder rufen noch die Arme nach ihm ausbreiten.

Mit Anstrengung öffnete sie die schweren Lider und sah im Waldhäuschen drüben ein rötliches Licht. Aber gleich begann die Phantasie ihr Spiel von neuem und verwob auch dieses Licht in ihren Traum. Da fuhr mit einem Male eine zischende Feuerschlange nieder, die sie auch mit geschlossenen Lidern wahrnahm, und fast gleichzeitig ein übergewaltiger Donnerschlag, der das ganze Haus in seinen Grundmauern rüttelte. Das Mädchen sprang mit beiden Füßen aus dem Bette, der Donner war das große Erlösungswort gewesen, das den Bann des Scirocco sprengte. Denn jetzt kam auch Leben in die Natur, die Lüfte rangen sich los, die Welt atmete befreit auf, während neue Blitze folgten. Im Hause schlugen Türen und Fenster, mehrere Stimmen wurden zugleich laut, die Pferde wieherten in den Ställen.

Die Jungfrau griff nach einem Gewand, das sie hastig umwarf, und trat ohne Furcht auf den Balkon, um dem prächtigen Gewitter zuzusehen, das in wilden Blitzen niederging, sich aber schon ein wenig entfernt hatte. Seltsam, drüben im Waldhäuschen brannte noch immer das rote Licht, aber es schien größer geworden, ja, es wuchs von Sekunde zu Sekunde. Jetzt tauchten andere Lichter daneben auf, feurige Zungen leckten empor und ließen auf Augenblicke die Umrisse des Häuschens aus der Dunkelheit hervortreten. Das Mädchen starrte lautlos auf das überraschende Schauspiel, denn nun erhellte sich das Häuschen auch von

innen, und in dem roten Glutmeer, das langsam aufstieg, sah sie eine dunkle menschliche Gestalt. Wie ein Blitz trat es vor ihren Geist, daß sie soeben geträumt hatte, der Geliebte werde von dem Zauberer im Waldhäuschen gefangen gehalten.

„Guido!“ schrie sie mit durchdringender Stimme, die weit in die schlafende Landschaft hinaushallte, und streckte die Arme aus, als könnte sie ihn durch den leeren Raum herziehen. Die Gestalt war plötzlich näher gerückt, sie stand wie in freier Luft, aber ganz von roten Flammen umzüngelt. Aufs neue schrie sie: „Guido! Guido!“ aber jetzt wurde ein polterndes Krachen vernehmbar, das ganze Flammengerüste versank auf einmal in schwarze Nacht, und dichter Qualm verhüllte die Stätte.

Länger ertrug es Lucrezia nicht; ohne ihrer bloßen Füße zu achten, flog sie die Treppe hinab und durch das geöffnete Haustor ins Freie. Auf sandigem Weg eilte sie den Abhang hinunter nach dem Wildbach, dessen tiefeingerissenes Ufer von einem dichten Rohrwald bedeckt war. Sie brach durch das Gezweig, obgleich ihr der Wind den Rauch entgegentrug. Aber oben leckten noch wilde Gluten, die sich jetzt mehr nach abwärts wandten, und bei dem Feuerschein erkannte Lucrezia eine dunkle Gestalt am andern Rande des Flußbetts. Sie arbeitete sich hinüber, mehrmals strauchelnd, weil das trockene Steingeröll ihre zarten Füße verletzte und ihnen keinen festen Halt bot. Sie erkannte jetzt den Junker, der am Boden lag, ja, sie hätte ihn auch mit geschlossenen Augen erkannt, denn sie fühlte

seine Gegenwart, und ihre Schüchternheit überwindend schlang sie beide Arme um ihn und suchte ihn emporzurichten. Doch er seufzte nur und schien nicht bei Besinnung zu sein. Da tauchte sie den Zipfel ihres Gewandes in den schwachen Wasserfaden, der noch inmitten des vertrockneten Bettes hinschlich, und netzte ihm die rauchgeschwärzte Stirn.

Er erholte sich und nannte ihren Namen.

„Ich sah dich stehen und winken," stammelte er, „da sprang ich herab und verdanke dir mein Leben." Er versuchte aufzustehen, aber ein heftiger Schmerz bewies ihm, daß eine Kniescheibe zerschmettert und an kein Gehen zu denken war. Mittlerweile wurde der Qualm immer dichter und drohte beide zu ersticken. Mit röchelnder Stimme beschwor er sie, ihn zu verlassen und sich zu retten, aber sie schüttelte den Kopf, und nachdem sie mehrmals mit äußerster Anstrengung versucht hatte, den schweren Mann in ihren Armen aufzuheben, setzte sie sich ergeben nieder, zog seinen Kopf auf ihren Schoß und sagte zärtlich: „So sterben wir zusammen."

Aber der Himmel hatte Erbarmen mit dem jungen Paar, denn der Wind drehte sich und jagte die Flammen mit dem größten Teil des Rauches hügelabwärts und seitlich gegen das Olivendickicht hinüber.

Endlich wurde es im Garten lebendig. Windlichter tauchten auf, man hörte die Stimmen der Diener, und nun gelang es Lucrezia mit allem Aufwand ihrer vom Rauch belästigten Lungen Hilfe herbeizurufen. Zwei erstaunte, noch halb verschlafene Knechte schleppten den

fremden Jüngling, den ihre junge Herrin liebevoll mit den Armen unterstützte, die Uferböschung hinauf in den Garten. Dort aber außer dem Bereich des Qualmes mußten sie ihn niederlegen und sich nach einer Tragbahre entfernen, da der Verletzte bei der Fortbewegung zu große Qualen litt. Der Lärm wuchs, die Bauern eilten mit Äxten und Hacken nach dem Olivenhain, um den begonnenen Waldbrand einzuschränken, aber der Wind wehte stark, und die Bäume standen so dicht, daß die Waldung preisgegeben werden mußte. Die Leute stellten alle Rettungsversuche ein und trösteten sich mit der Hoffnung, daß das Feuer, wenn es das Ackerland und die Wiesengräben erreiche, ohne Nahrung in sich zusammensinken werde.

Inzwischen prasselten die Flammen lustig weiter, ein Knistern, Knattern und Knallen ging durch den Hain wie über ein Schlachtfeld. Das Feuer warf seinen Schein weit über den Garten und beleuchtete die Gestalt des jungen Mädchens, die sich aufs neue neben dem halb ohnmächtigen Fremdling niedergeworfen hatte und sein Haupt mit ihren Händen stützte. Sie betrachtete ihn liebevoll. Sein sonst so schönes blondes Kraushaar war ganz versengt und sein Gesicht von Rauch geschwärzt, sonst schien er außer der gebrochenen Kniescheibe keinen Schaden davongetragen zu haben, aber er litt heftige Schmerzen, und der Kopf, der auf Lucrezias Knien lag, war so schwer wie Blei.

Endlich erschien auch Herr Bernardo in all dem Tumult ohne Übereilung in weißem Überwurf mit schönem würdigem Schritt. Er betrachtete überrascht

die Gruppe am Boden, hatte aber Schönheitsgefühl genug, im stillen einen Maler herbeizuwünschen, damit er das wild-anmutige, von rotem Schein umzuckte Bild festhalte; die Jungfrau im weißen Gewande wie eine Pietà mit ihren entblößten Armen den Verwundeten stützend und umschlingend, mit dem kleinen elfenbeinweißen Fuß, der sich fest gegen den Sandboden stemmte, um der schweren Last eine Stütze zu geben, und dem langen schwarzen Haar, das wie ein dunkler Strom am Boden floß.

Doch aus diesem Kunstgenuß riß ihn eine schreckliche Ahnung.

„Und der Kodex!“ rief er plötzlich.

„Hier auf meiner Brust,“ murmelte Veit, den der Angstschrei Bernardos aus der Halbohnmacht weckte, und er betastete mit den Händen sein Wams.

„Nein, er ist nicht hier — o mein Gott — ich habe ihn oben gelassen.“ —

Was jetzt geschah, blieb allen Anwesenden als etwas Unerhörtes auf ewig ins Gedächtnis geprägt: Herr Bernardo vergaß plötzlich Haltung und Römerwürde, er fuhr sich mit den Händen in die Haare, zerbiß seine Fäuste und umschlang den Stamm eines jungen Bäumchens, das er verzweifelt rüttelte, indem er in einem fort schrie: „Verbrannt! — Verbrannt! — Verbrannt!“ bis sein wildes Geheul in einem tonlosen Krächzen endigte.

Als er sich des Jammers gesättigt hatte, kehrte ihm noch einmal die Hoffnung zurück, denn für so tückisch wollte er die Götter nicht halten.

„Das Haus steht noch, nur die Veranda ist zertrümmert. Das Buch muß noch zu retten sein. Kommt alle her, Simone, Gasparino, Giacomo und du braver Pasquale! Wer mich liebt, der hole das Buch aus den Flammen, ich mache ihn zum reichen Mann. Aber eilt, rettet!"

Niemand rührte sich; als einzige Antwort streckte eine Flamme ihre breite rote Zunge zu dem seitlichen Fenster heraus, vermutlich, weil die als Vorhang dienende Strohmatte sich jetzt auch entzündet hatte.

Der Junker war zusammengezuckt und reckte sich aus, als wollte er sich erheben, aber er sank mit jammervollem Stöhnen wieder zurück, und Lucrezia hielt ihn ängstlich fest, ihn mit mütterlichen Liebesworten wie ein krankes Kind beschwichtigend. Die Umstehenden, obwohl sie nur Bauersleute waren, blickten mit inniger Rührung auf das schöne junge Paar, nur Bernardo hatte keine Regung des Mitleids übrig. Er erkannte jetzt die unerbittlich-unversöhnlichen Mächte, die dem Sterblichen den Kelch von der lechzenden Lippe reißen, aber er hatte seine Fassung wiedergefunden. Mit dem Saum seiner Toga verhüllte er den Kopf, denn die Knechte sollten seine Tränen nicht sehen.

Nun erschien eine schlotternde, gebrochene Gestalt auf dem Brandplatz, der gute Lucius, dem die Augen weit aus den Höhlen standen und trotz der leckenden Hitze die Zähne klapperten.

„Ist es wahr, daß er verbrannt ist?" fragte er mit heiserem Ton, der sich kaum hervorgetraute.

„Verbrannt!" bestätigte Bernardo mit dumpfer

Trauer und streckte, ohne sich zu enthüllen, die Rechte nach seinem Diener aus, um eine mitfühlende Hand zu drücken. Aber nichts Lebendiges kam ihm entgegen, Lucius hatte jetzt die Gruppe am Boden erspäht und staunte einen Augenblick mit aufgerissenen Augen. Doch im nächsten Moment lag er auf den Knien und küßte dem Junker die Hände und die sporenbeschwerten Reiterstiefel.

„Er ist gerettet!" jauchzte er. „O Herr, blickt doch her, hier liegt er ja, er ist in Sicherheit."

Bernardo enthüllte einen Augenblick sein Gesicht und sagte dann mit einem Ton, der für den deutschen Junker nichts Schmeichelhaftes hatte: „Der da?" — Und in Gedanken setzte er hinzu: „Möchten doch zehn solcher Barbaren brennen, wenn nur der Kodex gerettet wäre!"

Aber Lucius verstand seinen Herrn auch ohne Worte. Er schnellte in die Höhe und sagte: „O Herr, ich habe, was Euch trösten wird." Damit rannte er eilig fort und stand schon nach zwei Minuten wieder da.

„Hier ist der Kodex," stammelte er schluchzend, „ich, ich habe ihn für Euch gerettet."

Bernardo war überwältigt und stumm. Wie ein Kindlein wiegte er die Schriftrolle am Busen. Jetzt im Glück erwachte auch die Menschlichkeit, er trat zu dem Junker, drückte ihm die Hand und beglückwünschte ihn herzlich zu seiner Rückkehr und Rettung aus der Gefahr.

„Wir müssen nun vor allen Dingen an Eure Verletzung denken. Und was ich versprochen habe, das halte ich."

Er ließ ein heiteres Auge über die Stätte der Zerstörung schweifen, sandte noch einen Dankesblick zum Himmel und entfernte sich, den geretteten Kodex ans Herz drückend.

Die Diener hoben unter Lucrezias Anleitung den verletzten Fremdling auf die Bahre und trugen ihn vorsichtig ins Haus. Unterwegs teilten sie sich murmelnd ihre Verwunderung darüber mit, daß Herr Marcantonio von dem fürchterlichen Donnerschlag und dem darauffolgenden Feuerlärm nicht erwacht sei; das mußte ein gesunder Schlaf sein.

„Man hört es doch immer am Schlag, wenn der Blitz gezündet hat," sagte ein alter Bauer. „Es war grausig, und wenn der Wind sich dreht und die Funken ins Röhricht wirft, so ist auch das Wohnhaus in Gefahr. Ein Glück, daß es endlich zu regnen beginnt."

Noch hatten sie das Wohnhaus nicht erreicht, so goß der Regen schon in Strömen nieder mit so jäher, unwiderstehlicher Gewalt, als ob aus den geöffneten Himmelsfenstern eine Riesenbadewanne ausgeschüttet würde.

* * *

Die herbstliche Mittagssonne blickte auf ein völlig verwandeltes Bild. Das zierliche Rosenhäuschen stand schwarz und nackt in seinen Grundmauern da, und der schattige Hain war in einen häßlichen, dunklen Schutthaufen voll nasser Asche verwandelt, aus dem nur einzelne verkohlte Olivenstämme in grotesken Stellungen herausragten. Weithin lag alles Land versengt, das Wiesengrün war völlig ausgedörrt in dem Gluthauch,

und die hohen Rohre niedergebrochen von der Gewalt des Regens. In dem steinigen Bette des Wildbachs schoß ein trüber reißender Strom herunter, der entwurzelte Bäumchen und zertrümmertes Lattenwerk mitführte und sich tief unten im Tale mit den geschwollenen Wassern der Ema vereinigte. Die Bauern und Tagelöhner des Herrn Marcantonio standen teils müßig auf der Brandstätte, teils wühlten sie in dem Trümmerhaufen des Waldhäuschens, aus dem sie den Leuchter und die geschmolzenen Becher und Kannen zum Vorschein brachten.

Kopfschüttelnd betrachteten sie die mächtige alte Zypresse, die gar nicht so nah bei dem Häuschen stand, wie es dem Junker gestern geschienen hatte und die von oben bis unten zerspalten war. Also hatte der Blitz doch nicht in das Waldhaus geschlagen, und wie der Funke dorthin überspringen konnte, das war und blieb den guten Landleuten ein Rätsel.

Um diese Stunde trat Herr Bernardo bleich und übernächtig, aber ernst wie ein Totenrichter in das Gemach, wo Marcantonio noch zu Bette lag, von Frost geschüttelt, mit einem nassen Tuch um die Stirn und mit klappernden Zähnen, denn von der wilden Energie der vergangenen Stunden war nichts übrig geblieben, als eine jämmerliche Angst. Der Schuldige hatte, als er den Lärm vernahm, nicht mehr gewagt, an die Stätte seiner Tat zurückzukehren, und wußte, obwohl er schlaflos auf jedes Geräusch horchte, wenig von den Vorgängen der Nacht. Er hatte nicht einmal den Mut, seine Leute auszufragen, und entschuldigte

sich der Umgebung gegenüber mit einem Fieberanfall infolge der Aufregung.

Dies nahm die Dienerschaft nicht wunder, denn man war gewohnt, den Herrn bei allen außerordentlichen Anlässen sehr schonungsbedürftig zu sehen. Aber Bernardo blickte tiefer, er hatte bereits den Kodex gelesen.

„Ich will nicht fragen, Marcantonio, wie heute nacht der Brand auskam," begann er, und nur an einem leisen Zittern der Stimme war seine tiefe Erregung zu erkennen. „Es ist ein Glück, daß der Blitz dich vor Verdacht sicherstellt; ich aber habe das Feuer schon gesehen, ehe das Gewitter begann."

Marcantonio richtete sich im Bette auf und sah ihn höhnisch an.

„Dein junger Barbar war betrunken wie ein echter Deutscher und ließ sein Licht brennen."

„Gut," entgegnete Bernardo ruhig. „Was heute nacht geschah, ist Nebensache. Aber ein Mord ist begangen worden, der schwerer in die Schale fällt, als ein geopfertes Menschenleben."

„Ich verstehe dich nicht," sagte Marcantonio mit finsterem Trotz.

„Du verstehst mich wohl. Wer einen Blick in diese Schrift wirft," — er zog den Kodex aus dem Busen — „der muß mich verstehen. Dies ist ein Cicero."

Marcantonio sagte kein Wort und vermied den Blick seines Richters. Erst nach langer Pause murmelte er: „Bedenke, ich bin auch ein Rucellai."

„Ich habe es bedacht," antwortete Bernardo.

„Stundenlang bin ich mit mir zu Rate gegangen und habe mich gefragt, was ein Römer an meiner Stelle getan hätte. Brutus ließ seine Söhne schlachten, aber er hätte sie nicht entehrt. Geh, ich hasse dich mehr als den Judas Ischariot. Meine Augen sollen dich nie wiedersehen. Marcantonius, Mörder des großen Cicero, lebe, und wenn du kannst, so trage noch fernerhin deinen ehrlosen Ruhm. Ich aber bringe mit blutendem Herzen der Ehre meines Hauses und der Würde des Gelehrtenstandes, den dein Schandfleck nicht mit besudeln soll, das schwerste Opfer meines Lebens.“

Er trat an die Türe und ließ sich von Lucius, der außen wartete, ein glimmendes Kohlenbecken reichen, das er zu Marcantonios herzlicher Erleichterung auf den Tisch stellte. Nun löste er langsam die durch den Märtyrertod seines Bruders geheiligten Blätter und übergab sie Stück für Stück der Flamme.

„Fahr wohl, liber jocularis,“ rief er mit ausbrechendem Schmerz. „Fahrt wohl, ihr goldenen Scherze, die dieser Stümper nicht einmal richtig auszunützen verstand. Ja, die Barbaren vom Schwarzwald hatten recht, dies ist ein Zauberbuch gewesen. O Marcantonio, hättest du es doch besser abgeschrieben, so wäre es uns wenigstens nicht ganz geraubt.“

Endlich verglomm der letzte Funke, und das Becken war hoch angefüllt mit verkohlten Papierresten. Da wandte sich Bernardo ab und mit der Haltung eines Mannes, der größer ist als sein Schicksal, schritt er aus der Türe. — —

Unter den Strahlen einer milden Septembersonne

zog Lucrezias Brautgeleite durch das nördliche Tor von Florenz die Bologneser Straße hinauf. Die Hochzeit war mit einem auch den prunkliebenden Florentinern ungewohnten Pompe gefeiert worden, denn der große Mediceer hatte selbst die Ordnung des Festes übernommen und sein Patenkind zur Kirche geleitet, um zugleich in dem fremden Ritter seinen neuen Freund Eberhard zu ehren. Kein Mißton trübte das Fest, wenn auch Bernardos gelehrte Freunde den Untergang der kostbaren Handschrift bei dem Brand des Waldhäuschens schmerzlich beklagten. Lucius Rufus hatte sein Gedicht doch noch fertig gebracht und es mit etwas veränderten Reimen den veränderten Umständen angepaßt.

Bis Bologna ging der festliche Zug; dort nahm die Braut unter reichlichen Tränen, die aber über ein von Glück strahlendes Gesicht floßen, auf ewig von ihren Landsleuten Abschied. In einfachem Reisegewand ritt das schöne Paar, nur von wenigen Knechten begleitet, seine Straße weiter. Junker Veit hatte sein junges Weib auf dem Glauben gelassen, daß sie mit ihm in ein finsteres Barbarenland ziehe, und freute sich ihrer froh enttäuschten Miene, wenn er ihr die segensreichen Fluren seiner Heimat mit den gewaltigen Lärchen- und Fichtenwäldern zeigen würde, nicht so schön zwar wie die Pinien und Zypressen ihres Sonnenlandes, aber noch schön genug für ein Auge, das liebt.

Der Abend versammelte inzwischen die Florentiner Freunde noch zu einer kleinen Nachfeier in den mediceischen Gärten. Man gedachte mit Wehmut des hochherzigen Donato, der als Opfer der Wissenschaft im

wilden Lande gefallen war, und der greise Marsilio Ficino pries in einer schönen Rede die Großmut seines Freundes Bernardo, der mit antiker Treue sein Wort gehalten, nachdem der Neid der Götter den bedungenen Preis zerstört hatte.

„Es mag dir nun wohl ein wenig schwer ums Herz sein in deinem einsamen Hause, alter Freund," sagte der große Lorenzo, indem er Herrn Bernardo teilnehmend die Hand reichte.

Bernardo blinzelte mit den Augen, sei es, daß er eine Träne zerdrückte, oder daß die untergehende Sonne ihn belästigte.

„Meine Tochter ist nur ein flüchtiges Scheingebilde," antwortete er fest. „Sprechen wir von einem Ding der Wesenheit. Was sagt Ew. Magnifizenz von der Phädra des Seneca?"

Der heilige Sebastian

Ich Fra Anastasio, Laienbruder von San Marco, der in der Welt einst einen hochgefeierten Namen trug, habe diese Blätter geschrieben, mir selbst zur Erkenntnis, denen, die nach mir leben, zur Aufklärung über ein dunkles Geschick, das als ein Rätsel und eine halbvergessene Sage ihnen von den Vorangegangenen überliefert ist.

Wer diese Beichte liest, wird einen Mann finden, der, ohne schlimmer zu sein als andere, Schweres verbrochen und noch Schwereres gelitten hat, der, zu schwach für seine Leidenschaften und die gewaltig ringende Zeit, ein Spielball der Starken wurde, die ihn auf ihrem Wege fanden. Aber er hat auch bitterer gebüßt, als alle, die mit ihm fehlten, indem er sein Höchstes, den schöpferischen Funken, den ihm Gott verliehen, als demütiges Opfer darbrachte.

So will ich denn noch einmal demjenigen, der einst der Maler Gaetano gewesen, fest in die Augen blicken, ehe seine vergängliche Form zerfällt und er aufgeht im Schoße dessen, vor dem alles Leben nur rinnendes Wasser ist, bestimmt, in schwankendem Schein seine ewigen Gedanken zu spiegeln.

* * *

Im Sabinergebirge, auf einem Landgut des Herrn Latino Orsini, habe ich das Licht erblickt. Meine Mutter,

eine freigegebene Sklavin aus der Levante, war zur Wartung und Pflege des kleinen Fabrizio, des Jüngstgeborenen, in das Haus genommen worden, und im darauffolgenden Jahre kam ich zur Welt. Herr Latino gab meiner Mutter später eine gesicherte und ehrenvolle Stellung, indem er sie mit dem Verwalter des Gutes vermählte, einem braven, einfachen Manne, der mich stets mit einer Art scheuer Hochachtung behandelte, obwohl er sich in der Folge zu meinem leiblichen Vater bekannte. Doch die große Fürsorge, die ich von Herrn Latino zu seinen Lebzeiten und noch darüber hinaus erfuhr, legte mir und anderen schon früh den Gedanken nahe, daß er selbst der Urheber meiner Tage gewesen, und daß nur die Rücksicht auf seine stolze, eifersüchtige Gemahlin ihn verhindert habe, mich als Miterben und Träger seines Namens anzuerkennen. Denn ich durfte die Familie überallhin begleiten, genoß die gleiche Erziehung wie die Söhne des Hauses, und Herr Latino duldete nicht, daß dem kleinen Mohrenjungen, den er seinen Kindern zum Gespielen gegeben hatte, irgend schlecht begegnet wurde.

Dennoch war meine Kindheit freudenarm, denn der Kummer über mein Äußeres nagte mir an der Seele. Frühzeitig bemerkte ich, daß die Blicke der Menschen widerwillig auf mir ruhten, ich hatte ja von meiner afrikanischen Mutter die dunkle Hautfarbe und das allzu krause Haar geerbt und war zudem nicht ganz gerade gewachsen. Der kleine Fabrizio dagegen, der mir den Jahren nach am nächsten stand, war mit seinem Cherubsgesicht und dem geringelten Goldhaar der Ab-

gott aller, die ihn sahen, und nur meine angeborene heiße Liebe für die Schönheit konnte mich vor dem bittersten Neid bewahren. Ich, der ich im Gefühl meiner Häßlichkeit allen Menschen unwirsch begegnete und keiner Seele etwas zuliebe tat, gab mich zu seinem freiwilligen Sklaven her und ertrug von ihm Gewalttätigkeiten, die ich dem älteren Bruder mit wütenden Püffen heimzahlte. So wurde ich der erste, der in den Knaben den verhängnisvollen Glauben pflanzte, daß einem Götterliebling alles erlaubt sei.

Nur einen Punkt gab es, wo meine Eigenliebe auch ihm den Vorrang nicht gönnte, und dieser Ehrgeiz wäre uns beiden fast verderblich geworden. Da ich nicht zur Liebe geschaffen war, glühte ich danach, den Menschen Achtung abzuringen, und ich wollte meinen von Geburt schwächlichen Körper durch Ausdauer und Anstrengung jeder Art zwingen, es den Kräftigen, Wohlgebauten gleichzutun. Als ich daher eines Tages beim Baden Fabrizio den tiefen und reißenden Strom durchschwimmen sah, stürzte ich mich unbesonnen nach und wurde von der Strömung fortgerissen. Ich schrie um Hilfe, Fabrizio erfaßte mich, wurde nachgezogen und wir versanken beide.

Als ich zum Bewußtsein kam, fand ich mich gerettet am Ufer, aber neben mir lag Fabrizio triefend, bleich und ohne Atem auf dem Rasen, und über ihn geworfen ein struppiger, wild aussehender Bauer, die Schenkel in zottiges Ziegenfell gekleidet, der ihn durch Reiben und Schütteln ins Leben zu rufen suchte. Noch steht mir dieses Bild vor der Seele, durch das fahle

Grün der Oliven leuchtete der tiefblaue Himmel, die Todeswasser rauschten anmutig fort, und ich empfand zum ersten Male das erbarmungslose Lächeln der Natur bei der menschlichen Verzweiflung. Ich wälzte mich wie ein Rasender unter den blühenden Gräsern, zersetzte mein Gesicht in den starkduftenden Thymiansträuchern und wußte nicht, wie schnell genug das kaum gerettete Leben wieder von mir werfen. Mit Mühe verhinderten mich die Landleute, mir den Kopf an dem Felsgestein zu zerschmettern, indem sie mir in die Ohren schrien, daß der schöne Knabe wieder zu atmen beginne.

Den Eltern blieb der Vorfall verborgen, wir beide aber konnten fortan nicht eine Stunde mehr ohne einander leben. Er schenkte mir sein bestes Spielzeug und teilte jeden Leckerbissen mit mir, ich vergalt ihm mit grenzenloser Dankbarkeit, mit völliger Weggabe meines Ichs und klammerte mich an ihn, wie ein Enterbter, Ausgestoßener sich an das einzige Wesen klammert, von dem er Liebe erfahren hat.

Aber dieses Glück brachte mir nur neue Schmerzen, denn ich verlangte für meine Hingabe Erwiderung, Fabrizio hingegen war flatterhaften Gemüts und machte jeden, der ihm schmeichelte, zum Freund. Wenn ich klagte und schalt, so schüttelte er seine schönen langen Haare und entsprang. Was mich aber mit den Jahren am meisten schmerzte und zu heftiger Eifersucht trieb, war die Entdeckung, daß er sich die Mädchen anzusehen begann und daß er einer jugendlichen Bauernschönheit seine besonderen Huldigungen darbrachte.

Unterdessen aber reifte in meinem eigenen Innern eine Kraft heran, die mir für alle knabenhaften Nöte und selbstgeschaffenen Leiden Trost verhieß. Ich hatte schon in frühester Kindheit den Drang gezeigt, die Gegenstände, die mir unter die Augen kamen, nachzubilden, indem ich sie teils in Holz ausschnitzte, teils mit Kohlenstückchen an den Boden malte. Da ich zu Jahren kam, wuchs das Talent mit mir, und ich erlangte ohne jede Anleitung die Fertigkeit, Gestalten meiner Umgebung so leibhaft an die Wand zu bannen, daß sie für jeden auf den ersten Blick kenntlich waren. Am liebsten formte ich Fabrizios reizende Züge, und diese Tätigkeit stillte ein wenig meine eifersüchtige Leidenschaft für das schöne Urbild.

Herr Latino sah mein ausgesprochenes Talent nicht ungern und beschloß, mich ganz der Kunst zu widmen, als dem einzigen Beruf, bei dem auch ein unehrlich Geborener zu Reichtum und Ansehen gelangen könne. Er gab mich einem tüchtigen Meister in die Lehre, und ich zeigte, sobald mein Ehrgeiz in sein natürliches Bette geleitet war, einen solchen Fleiß, daß ich schon in wenig Jahren von meinem Lehrer nichts mehr zu lernen hatte. In der Darstellung des menschlichen Körpers übertraf ich ihn sogar bei weitem, und alles, was aus meinem Pinsel floß, hatte nach dem Urteil der Kenner einen besonderen Zauber warmer Fleischfarbe, den ich der Meisterin Natur, nicht meinem Meister verdankte. Ein glänzender Horizont von Ruhm und Glück tat sich vor meinen Augen auf und versöhnte mich sogar mit meiner Mißgestalt. Allein, je mehr ich mir Beifall erwarb,

umso höher stieg in meinen Augen die einzige Naturgabe, die durch keinen Fleiß zu gewinnen ist: körperliche Schönheit.

Auch fehlte es auf meinem Wege nicht an Kampf und Schmerzen, denn meine Ideale wichen weit ab von denen meines Meisters, der noch zu der strengen alten Schule gehörte und mich nur Gewandfiguren aus der heiligen Geschichte malen lassen wollte, dagegen ich mit allen Sinnen nach der Antike und ihrer keuschen Nacktheit strebte. Die abgezehrten, gequälten Heiligengestalten, an denen er mich zu malen zwang, wurden mir je länger je mehr zuwider, und bald schien meinem ungeduldigen Geist das Joch, unter dem ich seufzte, unleidlich.

Als ich eben hoffte, daß es mir durch Herrn Latinos Güte beschieden sein sollte, eine eigene Werkstätte zu eröffnen, nahm mir der Tod den natürlichen Beschützer hinweg. Der älteste Sohn, der jetzt das Haupt der Familie geworden war, an Stolz und Habsucht das Ebenbild der Mutter, enthielt mir unter allerlei Ausflüchten das gestiftete Legat vor. Nun hieß es aufs neue ausharren, ich malte auf Befehl meines Meisters mit Zähneknirschen einen von ihm entworfenen Johannes, der ganz Haar und Knochen war und den der Meister nachmals, da mein Ruhm begann, für hohen Preis verkaufte.

Gerade zu jener Zeit, als das unterdrückte Feuer des Altertums immer stärker in mir brannte, begab sich jenes denkwürdige Ereignis, daß beim Umgraben eines Grundstücks an der Via Appia ein antiker Marmor-

sarkophag mit Namensinschrift gefunden wurde, der die wohlerhaltene Leiche eines wunderschönen jungen Mädchens barg. Die ganze Stadt geriet in Bewegung, alles strömte zum Kapitol, wo der Fund zur Schau stand, die Künstlerschaft vollends war in Ekstase. Denn die Leiche war schöner als alles, was man je in Fleisch und Blut gesehen hatte, und so frisch, als ob noch ein Rest von Leben zurückgeblieben sei, unwillens sich von so viel Schönheit zu trennen.

Wer nur den Pinsel zu führen wußte, eiferte die göttlichen Züge festzuhalten, und keiner war so von Sinnen, wie ich selber. Diese Julia, Tochter des Claudius, die nach tausendjährigem Schlummer aus dem Boden der Erde herausgestiegen war, — mir schien's, als ob sie mir viel näher angehöre als den anderen, durch ein geheimnisvolles Band mit mir verbunden sei. Und während die Kunstgenossen in wortloser Ehrfurcht den Sarkophag umstanden, glücklich, nur die Umrisse des herrlichen Kopfes zu zeichnen, stieg ein frevelhafter Gedanke in mir auf. Ich wußte mir bei Nacht den Eintritt in die wohlbewachte Halle der Konservatoren zu verschaffen, wo der Sarkophag aufgedeckt unter freiem Himmel stand. Ich hob mit zitternder Hand das Tuch auf, das den Leichnam verhüllte. Der volle Mond, der hoch über dem kapitolinischen Hügel schwebte, begünstigte mein Vorhaben, denn er beleuchtete hell das marmorweiße Gesicht und die schwarzen, kunstreich geflochtenen Haare. Doch dies war mir nicht genug, ich wollte den antiken Leib in

seiner nackten Herrlichkeit schauen, damit der Geist des Altertums ganz in meine Seele einzöge.

Ich suchte zuerst vorsichtig die Hüllen zu lösen, aber es gelang mir nicht, denn ich wagte den Körper nicht zu berühren, der ganz von ihnen umwunden war. So zog ich meinen Dolch hervor und zerschnitt den Gewandstoff. Mit Schauern entzückter Ehrfurcht stand ich vor dem jungfräulichen Leib, den eine kunstvolle Einbalsamierung so frisch wie im Augenblick des Todes erhalten hatte. Nie hat die Phantasie eines Bildhauers etwas Vollkommeneres geträumt als diese römische Julia, die von den Göttern im ersten Jugendreiz hinweggenommen worden war, um nach mehr als tausend Jahren, noch immer sechzehnjährig, in kaum entfalteter Blüte mir, dem entzückten Gläubigen, die göttliche Schönheit des Altertums zu enthüllen.

Als sei mir eine Religion geoffenbart worden, deren heilige Lehre ich bewahren und der Welt verkünden müsse, zog ich Papier und Stift hervor und zeichnete die Tote. Dann stand ich von meinen Knien auf; mir war's, als müsse ich nun ein feierliches Gelübde ablegen, wodurch ich mich auf immer zum Priester dieser neuen Offenbarung weihte. Ich legte, obwohl grausend, meine Hände auf ihre Hände, die starr waren wie die eines Bildes, ich fühlte, daß ich mich losriß von der Gnade meines Erlösers, die Zunge sträubte sich, aber eine dämonische Gewalt öffnete mir den Mund, zwang mich wider Willen laut die Worte zu sprechen: „Dir, Julia, Tochter des Claudius, gelobe ich meine Seele!"

Meine Stimme widerhallte so seltsam von der leeren Säulenhalle, daß es war, als habe ein Fremder gesprochen, und zugleich trug der Nachtwind von dem nahen Forum Romanum das klagende „Kiuh, Kiuh“ der Eulen, die dort nisteten, herüber. Da packte mich das Grausen, ich steckte mein Blatt, das den Raub enthielt, hastig zu mir und stürzte ins Freie. Aber beim Zurückblicken meinte ich auf den Stufen von Araceli eine verhüllte Gestalt sitzen zu sehen, die mir mit weißen Schleiern winkte, und zugleich streifte eine Fledermaus mit ihren weichen schwarzen Flügeln mein Gesicht. Das genügte, um mein schwankendes Gleichgewicht vollends umzuwerfen, ich kam mit Fieber nach Hause und lag tagelang krank an schweren Delirien.

Herrgott, vergib mir meine Sünde, ich wußte nicht, was ich tat. Ich war damals kein Christ, obwohl Herr Latino mich nebst seinen Söhnen aufs sorgfältigste in den Lehren unserer heiligen Kirche hatte unterrichten lassen. Aber die Namen der Venus und Minerva waren mir geläufiger als die der allerheiligsten Jungfrau und unseres Herrn Jesu; die Schrift kannte ich fast gar nicht, desto besser die Gesänge Virgils, denn die Taten des Äneas waren unsere Kinderspiele gewesen. Doch ich sollte ihn noch erkennen lernen, den man nicht ungestraft abschwört: einem Schatten hatte ich mich verlobt, und er hat es wahr gemacht, denn mein Leben ist mir selbst darüber zum Schatten geworden.

Schon damals rächte sich die Sünde, denn es kam ein unruhiges, verstörtes Wesen über mich. So oft

der Mond sich wieder füllte, trieb es mich ruhelos die Nächte auf den Monte Pincio hinaus, dort sollte die Leiche auf päpstlichen Befehl heimlich verscharrt worden sein, denn der Frevel jener Nacht war sogleich ruchbar geworden, wenn auch sein Urheber unentdeckt blieb, und auf dem Kapitol war von nun an nur noch der leere Sarkophag zu sehen. Ich strebte dann mit dem Geiste den Boden der Erde zu durchdringen, um die Stelle zu finden, wo der süße Leib begraben war, ich träumte mir das schöne Mädchen erwachend und in meine Arme. Ich lebte eine lange, leidenschaftliche Liebesgeschichte mit ihr durch, die Glut, die jener nächtliche Anblick in mir entzündet hatte, bemächtigte sich leise fortbrennend meiner ganzen Seele und wühlte dumpf in meinen Sinnen, bewahrte mich aber zugleich vor anderen Verirrungen. Meine Studien vernachlässigte ich nicht, mit meinem wenigen Geld wußte ich mir heimlich ein weibliches Modell zu verschaffen und ich malte mehr aus meiner entzündeten Phantasie als nach der vorhandenen Natur ein Bild, das ich das Erwachen der Venus nannte und das mir zuerst die Kühnheit gab, mich für einen Maler zu halten. Beim Untergang der alten Götterwelt — das war die Fabel, die mir bei dem Gemälde vorschwebte — war die Göttin der Schönheit in das Meer zurückgekehrt und hatte sich in ihrer Muschel zum Schlummer niedergelegt. Über tausend Jahre hat sie an einer Korallenbank im Weltmeer geschlafen, von Tritonen gehütet. Da regen sich plötzlich die Lüfte, Zephyre mit aufgeblasenen Backen kommen über das Meer daher und fächeln die Wellen

auf, die sich heben, die Muschel von den Korallenzinken, daran sie festhing, lösen und zum Gestade treiben, wo die Hirten eben ein fröhliches Fest begehen.

Vergessen liegen die Tempelsäulen der alten Götter im Grase, ein jonisches Kapitäl dient dem Ältesten als Sitz, aber beim Landen der schwimmenden Muschel lassen die Strandbewohner ihren Reigen und kommen voll Staunen hinzu. Ein kecker Knabe sprengt die Schale, in der die Göttin eben vom Schlummer erwacht. Die unteren Glieder liegen noch starr vom Todesschlaf befangen, aber die süßen Augen öffnen sich, ein Lächeln löst die Lippen, die Arme ringen sich aus der Starrheit los und strecken sich dem Erwecker entgegen, und der schöne Busen drängt sich nach, während der Glückliche bei ihr niedersinkt und die Hirten sich anbetend vor der heimgekehrten Göttin neigen.

Dieses Bild war so ganz aus dem Vollen meiner Empfindung geflossen, daß es alle Beschauer mit sich fortriß. Ein reicher Kaufmann bot mir vierzig Goldgulden für mein Werk, allein, so sehr ich des Geldes bedurfte, ich konnte mich von dem Bilde nicht trennen. Nun richtete mir Fabrizio, der die allgemeine Bewunderung teilte, eine bequeme Werkstatt ein und trug Sorge, daß ich keine mageren Heiligen mehr zu malen brauchte. Sobald ich frei war, entwickelte ich eine Fruchtbarkeit, die mich selber überraschte, und meine Gedanken verstiegen sich bald ins Maßlose, denn vor dem, was ein grüner Anfänger will, ist auch der größte Meister immer ein Stümper.

Fabrizio hielt als Jüngling, was seine liebens-

würdige Kindheit versprochen hatte; ein Antinous an Schönheit, unwiderstehlich durch sein rasches, offenes Wesen, dem der jugendliche Leichtsinn gut zu Gesicht stand, mit einer äußerst wohlklingenden Stimme, die im Gesang geschult war, Meister in allen den Künsten, die von einem Edelmann gefordert werden, großmütig, unerschrocken und selbstbewußt, so war er das glänzendste Vorbild der adeligen römischen Jugend und ein geborener Liebling der Frauenwelt.

Seit ein paar Monden ging er im dunkeln geistlichen Gewand, um sich auf eine hohe Würde vorzubereiten, denn der Papst, der zu Herrn Latino in nahen Beziehungen gestanden, hatte dem jüngsten Sohn des Hauses den Purpur zugedacht. Obwohl der Jüngling keine sonderliche Neigung zum geistlichen Stand in sich verspürte — denn der Klerus legte damals seinen Mitgliedern wenigstens noch einen Schein von apostolischer Strenge auf, der schlecht zu Fabrizios überschäumender Jugend paßte, — mußte er dem Druck der Familie nachgeben und sprang fast widerwillig mit geschlossenen Augen in die Kardinalswürde hinein.

Mir war er noch immer brüderlich zugetan, obgleich seine Stellung uns äußere Vertraulichkeiten verbot und die Jahre auch eine innere Kluft zwischen uns gebracht hatten. Da der Papst meinem Talent keine Beachtung schenken wollte, so benützte der Kardinal die Verwandtschaftsbande zwischen den Medici und den Orsini, um mich nach Florenz zu bringen, wo damals der große Lorenzo alle Kunst Italiens unter seinen Schutz versammelte, und eines Tages wanderte ich mit

leichtem Säckel, aber das Herz von unbändigen Hoffnungen geschwellt, der Arnostadt zu, denn das „Erwachen der Venus“, das als Geschenk des Kardinals mir vorangegangen war, hatte an Lorenzos Hof eine begeisterte Aufnahme gefunden.

— Die Erinnerung an ihn ist noch zu frisch in aller Herzen, als daß ich seine Persönlichkeit zu schildern brauchte, nur das eine will ich sagen, daß die vielen Münzen und Bildnisse, die von ihm im Umlauf sind, seiner Erscheinung nicht gerecht werden, da sie nur die unschöne Bildung seiner Gesichtszüge, nicht aber die Majestät seiner Haltung noch die Macht seines Blickes wiederzugeben vermögen.

Ich war darauf gefaßt, von einem so erleuchteten Herrscher mit Güte empfangen zu werden, aber was ich fand, ging über alle Erwartungen, ja man hätte aus der freudigen Wärme seiner Begrüßung schließen können, daß ich ihm bis jetzt allein zu seinem Glück gefehlt habe. Und nichts erinnerte an den Herrscher, der zu einem künftigen Diener seines Hauses sprach, ich fühlte nur den Mann vor mir, der mich und alle Zeitgenossen um Haupteslänge überragte.

Er empfing mich im Bacchussaal, wo über einer Tür in glücklichster Beleuchtung das „Erwachen der Venus“ hing.

Wie tief verpflichtet er Monsignore sei für ein solches Geschenk und für das noch größere, welches er ihm mit meiner Person gemacht habe, diese schmeichelhafte Versicherung wiederholte er fort und fort in immer neuen Wendungen, und ich gewahrte zum ersten Male

den Genuß, mit dem der feine Geist des Florentiners sich auf dem leichtwogenden Strom der toskanischen Rede schaukelt. Ich wagte kaum, ihm meine blinde Ergebenheit zu versichern, so hilflos und ungelenk erschien mir dagegen mein eigenes Sprachorgan.

Er stand mit mir vor dem Gemälde und legte mir den tiefen Sinn aus, den ich, mir selber unbewußt, in dieses Bild hineingemalt hatte.

„Der junge Hirte," sagte er, „ist unser enterbtes Jahrhundert, das aber an den Küssen der Schönheit des wiedererweckten Altertums ewige Jugend und Unsterblichkeit trinken soll."

Ich stammelte ganz verblüfft, daß ich beim Malen eben an weiter nichts gedacht hätte als an die Figuren, aber er ging über meine Tölpelhaftigkeit weg und löste mir allmählich die Zunge, indem er mir die Antworten in den Mund legte, bis mein Selbstvertrauen wuchs und ich von ihm lernte, mich mit Anstand auszudrücken.

Er redete vielerlei mit mir von den Zielen der Kunst und von den Hoffnungen, die er auf mich setze, Dinge, die ich nachher nicht wiederzugeben vermocht hätte, die mich aber wie Duft des stärksten Weines berauschten.

Doch erinnere ich mich, daß er mir schon damals von einem finsteren, schönheitsfeindlichen Geist der Askese sprach, der sich in Florenz eingeschlichen und aller Kunst den Krieg erklärt habe.

„Ein Fanatiker aus Ferrara," sagte er, „predigt in San Marco, ein unwissender Mönch ohne Geschmack

und Bildung, der durch phantastische Visionen und Unglücksprophezeiungen unserem Volk den reinen Kelch des Lebens vergiftet. Die Weiber und der Pöbel, die immer das neue lockt, laufen ihm in Scharen zu. Ich weiß nicht, welche Gaukeleien er treibt, aber die törichte Menge fabelt von Wundern. Wir aber wollen beweisen, daß es die Kunst ist, die die wahren Wunder vollbringt."

Er hatte mir die Hand vertraulich auf die Schulter gelegt, während er mit einem besonderen Lächeln um den geistreichen Mund sagte: „Wir müssen sie auf ihrem eigenen Boden aufsuchen, diese lichtscheuen Mächte, und ihr Schwert in einen Rosenzweig verwandeln — was meinst du, Gaetano?"

Ich bejahte hingerissen, obschon ich ihn nicht ganz verstand.

Sobald ich Lorenzos Zauber empfunden hatte, war ich mit Leib und Seele sein geworden, und als ich fortging, fühlte ich mich um einen halben Kopf größer, ja es war mir, als atmete ich jetzt erst die Luft, die mir zum Leben nötig sei.

Meister Bertoldo mag mich wohl für sinnlos gehalten haben, da ich wie ein Trunkener durch die Baumgänge des Gartens taumelte und vor den Marmorstatuen und Bronzen stand, unfähig, ein Wort hervorzubringen. Beständig ging mir der Wahlspruch Lorenzos durch den Sinn, den er als Jüngling auf dem Schilde geführt hatte. „Le temps revient — le temps revient," murmelte ich vor mich hin, und ich gedachte mit Stolz, daß es auch mir beschieden sei, mein Teil beizutragen zu dieser Wiederkehr.

Lorenzo hatte mir einen Auftrag in Aussicht gestellt, bei dem ich die Erwartungen, die er von mir hegte, bewähren sollte, und ich konnte seitdem vor Aufregung nicht schlafen noch essen. Die Zwischenzeit benützte ich nun, mich in der Stadt umzusehen und einige berühmte Meister meiner Kunst, an die ich empfohlen war, in ihrer Werkstätte aufzusuchen. Ich stand aber nicht mit der Demut, die mir geziemt hätte, vor ihren Werken, sondern ein frevelhafter Übermut hatte mich befallen, daß ich mich im stillen vermaß, es allen zuvorzutun. Überall hörte ich Lorenzos Güte preisen, die jeder an sich selbst erfahren hatte, und die hohe Herrschgewalt, mit der er als die Wage Italiens das Gleichgewicht der Staaten unverrückt in beiden Händen halte und wie er doch unter den Mitbürgern nur als ihresgleichen lebe. Aber ich mußte zugleich erfahren, daß kein Glück der Erde vollkommen ist, denn man flüsterte heimlich, es gehe mit seiner Gesundheit bergab, und das wilde, unverständige Wesen seines Sohnes Piero schaffe ihm deshalb viel geheime Sorgen, ja mancher sagte es gerade heraus, daß die Größe seines Hauses und damit der Friede der Welt auf Lorenzos beiden Augen stehe. Mir war das alles neu, denn ich hatte bisher wenig von der Welt außerhalb meiner Werkstätte gewußt.

Auch von dem anderen Pfahl in seinem Fleische, dem Dominikanermönch, war öfters die Rede. Er sei ein gewisser Fra Girolamo Savonarola, der von dem Herrn selbst auf Verwenden des Fürsten von Mirandola nach San Marco berufen und mit den ge-

wohnten Wohltaten überschüttet worden sei, der aber von dort einen seltsamen Zauber über die Menge gesponnen habe und dem Herrscher die Herzen des Volks entfremde.

Die jüngeren Leute spotteten über ihn, und einer, der ein besonderes Geschick im Fratzenmalen besaß, schmierte das Zerrbild des Dominikaners auf alle Mauern in den abenteuerlichsten Tiergestalten mit hervorschießenden Augen und dem Ausdruck der Beschränktheit und fanatischer Wut um die enge Stirne, daß ich neugierig wurde, den Mann in Fleisch und Bein zu sehen. Dieser Wunsch sollte mir aber erst später und ganz anders, als ich dachte, erfüllt werden, denn jetzt war es mit dem müßigen Herumstreifen zu Ende. Lorenzo überwies mir den Auftrag, für die Familie der Pucci die Kapelle des heiligen Sebastian in der Servitenkirche der Santissima Annunziata mit Fresken aus dem Leben dieses Märtyrers zu schmücken, und ich vertiefte mich sogleich in die Aufgabe, die meinem Sinne ganz gemäß war, weil sie sich zur Entfaltung menschlicher Schönheit eignet, wie wenig andere Gegenstände unserer Kirche. Die Skizzen wurden mit Feuer entworfen, und bald war ich soweit, daß ich das Gerüst in der Kapelle aufschlagen konnte.

Auf dem ersten Feld rechts vom Altar stellte ich den Todesgang der beiden christlichen Prätorianer Marcus und Marcellinus dar, die von ihrem Waffenbruder Sebastian ermahnt werden, standhaft im Glauben zu bleiben. Zum fernen Hintergrund wählte ich den palatinischen Hügel mit den im Abendglanz rötlich

schimmernden Säulen des Kaiserpalastes; vorn auf der breitgepflasterten, grasdurchwachsenen Römerstraße wußte ich geschickt die Verurteilten zu gruppieren, wie sie von der kaiserlichen Leibwache mit kurzen Schwertern vorwärts gedrängt und zugleich von einer Schar jammernder Weiber und Kinder zurückgehalten werden. Ein Greis in schleppendem Faltenwurf, den die Ähnlichkeit der Züge als Vater kenntlich macht, hält den Vordersten flehend am Ärmel gefaßt und deutet auf einen Säugling an der Brust der knienden Mutter. In die ungewisse Haltung der Verurteilten legte ich noch den ganzen Kampf der Gefühle; aber von den Gesichtern glänzte es schon wie der Widerschein eines todesfreudigen Opfermuts, der ganz von der lichtvollen Gestalt des Heiligen ausstrahlte. Diesen hatte ich so gestellt, daß er mit der Linken das Kreuz emporhielt, während seine Rechte eindringlich und gebietend auf den Todesweg wies. In seiner Erscheinung vereinigte ich die Kraft des waffengeübten Kriegers mit allem Liebreiz jugendlicher Glieder. Von den goldbraunen Locken, die unter dem Helm hervor auf den schöngeformten Nacken quollen, bis zu den leicht gespannten Muskeln des vorwärtsschreitenden Beines und der hochgeschwungenen Sohle wollte es mich bedünken, als ob die Kunst nie ein vollendeteres Menschenbild geschaffen hätte. Ein reicher Mantel, der ihm eben von den Schultern glitt, sollte ausdrücken, wie hoch sein Träger in der kaiserlichen Gunst stand, und hob durch sein sattes Rot den matten Ton der Fleischfarbe aufs glücklichste.

Den Kopf malte ich, um nicht alle Bolzen auf

einmal zu verschießen, von dem Beschauer abgekehrt und ließ nur durch das verlorene Profil ahnen, daß die Züge des Gesichts dieser reizenden Gestalt würdig seien.

Ich malte mit solchem Feuer, daß ich kaum gewahr wurde, wie sich die Kapelle mit Menschen füllte, die das Malergerüst umstanden und sich zwischen Brettern und Pfosten durchdrängten, um jeden Strich meines Pinsels mit gespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen. Ich achtete nicht auf die entzückten und ermunternden Zurufe der einen, noch auf das Kopfschütteln der anderen, die mir gute Ratschläge spendeten und zu verstehen gaben, das sei kein christlicher Heiliger, sondern ein heidnischer Gott, ein Apollo oder etwas Ähnliches. Ich dachte dabei an Lorenzo, der mir geraten hatte, mich an christliche Gegenstände zu halten und sie ganz zu durchtränken mit der Schönheit des Griechentums. Ich stritt schon im Geist mit dem düsteren Ferraresen, dem ich mich unterfing, die Seelen des Florentiner Volkes abzuringen, indem ich die Kirche von innen heraus erheiterte und verschönte.

Daher pinselte ich weiter, als ob ich taube Ohren hätte, bis eine Frauenstimme mir zurief: „Meister, laß ihn sich umdrehen!“

Da hielt ich einen Augenblick inne und rief von meinem Gerüst hinunter: „Nur Geduld! Ihr sollt sein Gesicht sehen und sollt mir sterben vor Liebe zu ihm.“

Ein vielstimmiges Gekicher war die Antwort, die Weiber stießen sich mit den Ellbogen, und die, welche mich angerufen hatte, lachte keck zu mir herauf. Es

war ein üppiges, noch jugendliches Weib mit blitzenden schwarzen Augen, die unter dem weißen, um Stirne, Wangen und Hals gewundenen Schleiertuch ausdrucksvoll umhergingen. Neben ihr aber gewahrte ich mit Überraschung ein wunderbar anmutiges junges Geschöpf, das ohne zu mir aufzublicken mit tiefer Andacht an meiner Arbeit hing. Der Schnitt der Züge und der kleine Kopf mit den tiefschwarzen Haaren, die schlanken Glieder, die, unter einem dunkeln Gewand von strengstem Schnitt verborgen, ihr reines Ebenmaß nur in der vollendeten Anmut aller Bewegungen zeigten, waren einer Venus würdig, aber der innige Ausdruck zweier dunkelbefranzter Augen vom allerleuchtendsten Blau und ein schwermütiger Reiz um den Mund, gaben ihr jenen tieferen Zauber, dessen die menschlichen Züge erst teilhaftig geworden, seit uns der heilige Christ eine Seele verliehen hat. Trotz der Jugend nämlich waren die Winkel des vollen Mundes ein wenig herabgezogen, wie bei jemand, der frühe mit dem Leid vertraut geworden ist, und Menschen mit solchen Gesichtern pflegen im Leben nicht glücklich zu werden, haben aber auch die Gabe, im Beschauer eine mehr als nur künstlerische Teilnahme zu wecken.

Andächtig, wie sie nach dem Heiligen, blickte ich nach ihr, aber der Kalk, der unter meinen Händen zu trocknen begann, verwehrte es mir herabzusteigen und ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Doch auch nachdem sie verschwunden, war es mir, als sei ein Teil von ihrem Wesen in diesem Raum zurückgeblieben und umschwebe mich fort und fort bei der Arbeit wie ein

wunderbar feiner Blumenduft, der mir bekannt war, ohne daß ich ihn zu nennen wußte.

In der nächsten Gruppe, über dem Altar, galt es die Marter des Heiligen darzustellen, an die ich meine beste Kraft wenden wollte. Ich befand mich in einer Aufregung, die dem Werke sehr zu statten kam, denn von der noch völlig weißen Wand leuchtete mir schon das fertige Bild entgegen mit dem Farbenreiz, der es so hoch über die farblose Zeichnung erheben und zu einer völlig anderen Schöpfung machen sollte.

Da stieg der palatinische Hügel als schöner Hain mit Pinien und gewaltigen Zypressen auf, zwischen deren Gezweig weiße Götterfiguren und der Sprudelschaum der Wasserkünste hervorglänzten. Vorn an einen Granatbaum gebunden, die Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt, stand der junge Glaubensheld, nur mit einer gewirkten Schärpe umgürtet, die abgelegte Rüstung ihm zu Füßen, der blühende Leib von Pfeilen durchbohrt, das Haupt mit den goldbraunen, geringelten Haaren emporgerichtet nach der Krone, die von zwei Putten getragen aus rosigen Wolken zu ihm niederschwebt.

Von Anfang an hatte ich mir Fabrizio als Urbild meines Sebastian gedacht, und schon auf dem ersten Felde war mir diese Ähnlichkeit wenigstens andeutungsweise aus dem Pinsel geschlüpft. Jetzt ließ ich sein herrliches Gesicht im Todeskampf zucken und gab ihm mit jedem Strich ein gewaltiges, höchst persönliches Leben.

Ich wußte nicht mehr, ob diese Vision leibliches

oder geistiges Schauen war. Eine höhere Gewalt — war es ein Engel oder ein Dämon? — schien meinen Pinsel erfaßt zu haben und zog meine Hand fast wider Willen nach. Ich malte, ich mußte malen, daß mir der Schweiß vom Gesicht und die Farbe vom Ärmel troff. Während des Malens belebte sich der Heilige, ich meinte ihn atmen zu sehen, von den Augen gingen goldene Strahlen aus, der Mund lächelte wie durch einen Schleier von Schmerz, ich war ganz von Sinnen, ich schämte mich nicht ihn anzureden, ich hieß ihn auch sprechen, da er so schön lächeln könne, ich nannte ihn bald Fabrizio, bald Sebastian und bat ihn, mir die grausamen Wunden zu verzeihen, die ich seinem jugendschönen Leib hatte schlagen müssen. Die blaue Kuppel über mir mit den darauf verstreuten weißen Rosen von Perlmutter leuchtete wie das verklärte Himmelsgewölbe mit kleinen weißen Wölkchen herab und vermehrte die Täuschung.

Zum Glück war ich allein in der Kapelle, denn ich hatte die Türen schließen lassen, um ungestörter bei der Arbeit zu sein; so hatte meine Torheit keine Zeugen.

Die Mittagsstunden waren vorüber, als ich mit der Gestalt des Heiligen fertig wurde, aber die Sonne stand noch hoch, denn wir waren im Sommer, das Feuer des Schaffens brannte noch in meinen Fingerspitzen und ich fühlte, einen Tag wie diesen würde ich so bald nicht wieder haben.

Ich ließ darum frischen Kalk aufwerfen, um auch noch die Kriegsknechte zu malen, die keiner feineren Ausführung bedurften. Sie standen teils zielend, teils

mit der abgeschossenen Armbrust da, die stumpfen Gesichter drückten Roheit oder die teilnahmlose Gewohnheit des Gehorsams aus, nur der Befehlshaber blickte mit Kummer und Rührung auf die hinsinkende Jünglingsgestalt; der Beschauer sollte in ihm einen künftigen Bekenner des Glaubens ahnen, für den der Heilige die Marter litt.

Da es unterdessen zu dunkeln begann, ließ ich Kerzen anzünden und malte bei ihrem Schein weiter, bis die ganze Gruppe vollendet war.

Als ich die Leiter herabstieg, zitterten meine Glieder so, daß ich fast einen Fehltritt getan und die Tiefe mit meinem Körper gemessen hätte. Mir fiel jetzt erst ein, daß ich noch völlig nüchtern war. Das Eßkörbchen, das ich am Morgen mitgebracht, stand zwar in der Ecke der Kapelle, aber während jene glorreiche Vision die Räume füllte, hatte ich den profanen Gegenstand dort im Winkel ganz vergessen. Jetzt rächte sich der Körper für die Anstrengung und das lange Fasten, daß ich mich zitternd auf die unterste Sprosse der Leiter setzen mußte. Ein Frösteln ging durch meine Glieder, während mir erinnerlich wurde, daß ich schon in den letzten Tagen über all der Aufregung ein gar unordentliches Leben geführt hatte.

Aber ich raffte mich gleich wieder auf und befahl dem Küster und seinem Sohn, die Kerzen hoch zu heben, daß ich mein fertiges Werk überschauen könne.

Wir traten alle drei nahe heran, aber meine Erschöpfung war so groß, daß es mir vor den Augen flimmerte. Schatten huschten über das Bild, das lebendig

werden wollte, die Kriegsknechte reckten ihre Arme, mein schöner Märtyrer schien sich im Todeskrampf zu winden und blickte mich aus Fabrizios brechenden Augen vorwurfsvoll an. Die Engel waren verschwunden und — was war das? Aus den Wunden des Heiligen quoll es wie frisches rotes Blut zu mir herunter, — ich stürzte mit einem Schrei nieder und stieß im Fallen an die Leiter, die über mir zu Boden schlug.

Des anderen Tages lag ich fieberkrank zu Bette. Lorenzo hatte schon von meinem Unwohlsein gehört und schickte mir den Meister Pierleone von Spoleto, der mir zur Ader ließ und mich ermahnte, auf längere Zeit ganz von der Arbeit zu rasten.

Aber es dauerte nicht lange, so kamen ein paar junge Gesellen, mit denen ich Freundschaft angeknüpft hatte, jubelnd und glückwünschend in mein Gemach gestürmt.

„Was, er liegt im Bette,“ hieß es, „während die ganze Stadt von seinem Ruhme widerhallt!“ — Man höre nur noch den Namen Gaetano auf den Straßen, erzählten sie. Die Kapelle werde vom Morgen zum Abend nicht leer von Menschen, die mit lautem Entzücken meine Arbeit priesen, die Meister seien einig in meinem Lob, und auch der Neid der jüngeren Kunstgenossen müsse schweigen vor der allgemeinen Bewunderung.

Diese Kunde war für mich heilsamer als alle Aderlässe des Meisters Pierleone. Ich erhob mich alsbald vom Lager, und obwohl noch vom Fieber geschwächt, begab ich mich nach der Santissima Annunziata, dahin

mich ein unwiderstehliches Verlangen zog. Als ich aber die vielen Menschen unter den Arkaden sah und ihr lautes Sprechen hörte, erfaßte mich eine Scheu, daß ich die Mütze tief in die Stirne zog, um nicht erkannt zu werden, und mich still durch die Menge vorüber-drückte. Nur einen raschen Blick wagte ich durch die offene Tür nach meinem Bilde zu werfen, das mir gar nicht mehr wie mein geistiges Eigentum erschien und nach dem ich doch eine heftige Sehnsucht empfand.

Ich konnte mein plötzliches Glück nicht fassen und lief wie töricht durch die Straßen zum nächsten Stadttor hinaus, um niemand Rede stehen zu müssen.

Erst des anderen Tages konnte ich den Drang meines Herzens befriedigen, nachdem ich dem Küster befohlen hatte, die Menge unterdessen fernzuhalten.

Jetzt sah ich erst, was ich gemacht hatte, und — sei mir dieses Bekenntnis verziehen — ich stand mit Staunen vor meinem eigenen Werke. War's möglich, daß i c h dieses Angesicht geschaffen hatte, diese feuchten, sehnsüchtig dem Himmelsglanz sich öffnenden Augen, den fast göttlichen Mund, um den der Schmerz des Leibes leise zuckt, ohne zum Grund der Seele nieder-zudringen, die aus den Augen nach oben zu entschweben schien? Mit glücklicher Eingebung hatte ich die Aureole nur leise angedeutet, daß der dunklere Goldton der Haare zu voller Geltung kam. — Es war Fabrizio wie er leibte und lebte, und wieder doch nicht er selbst, sondern gleichsam sein edlerer Zwillingsbruder, meines sterblichen Kastor unsterblicher Pollux.

Ein zusammengefaltetes weißes Papier zu Füßen

des Bildes, das auf den feuchten Kalk geklebt war, zog meine Blicke auf sich. Ich löste es ab und las die folgenden Zeilen:

Der schöne Leib, des Kräfte bald versagen,
Er duldet willig grausames Durchbohren,
Weil sein der Geist vergaß, in Gott verloren;
Nicht zuckt die Hand, die wohl gelernt zu schlagen.

„Ist es vollbracht?“ scheint dieser Mund zu fragen,
Dies Aug', das Todesschatten schon umfloren,
Und Antwort wird ihm aus des Himmels Toren.
Zu solchen Höhen sollt' ein Pinsel tragen?

Nein, diese schmerzdurchzuckte Lippe lebt,
Sie lechzt, die kühle Himmelsflut zu trinken,
Ich fühl' den Atem, der den Busen hebt.

Noch sucht dies bange Aug' — bald wird es sinken —
Die Krone, die von oben niederschwebt,
Wo ihm die Engel der Verklärung winken.

Ich hielt das Blatt mit glückseligem Staunen vor mich hin. Ich hatte wohl schon von dem Brauch der Florentiner gehört, Kunstwerke durch heimlich angeheftete Sonette zu ehren, aber ich dachte mir, daß diese Auszeichnung nur den Besten zu teil würde, und so hoch mein Ehrgeiz zuvor gespannt gewesen, überraschte es mich doch wie ein Wunder, als ich die Erfüllung greifbar in Händen hielt.

Der Küster konnte mir nicht sagen, wer das Blatt gebracht habe, da die Kapelle in den letzten Tagen nie von Besuchern leer geworden war. Meine Gedanken verstiegen sich bis zu dem Montepulcianer, von dessen Dichterruhm Italien widerhallte, denn auch er hatte

in Gesellschaft Lorenzos mein Werk besichtigt. In dieser Stunde habe ich zuerst erfahren, wie es denen zu Mute ist, die sich im Glanz des Ruhmes sonnen.

Es war nicht die einzige Ehre, die mir der Tag brachte. Ich wurde zu der mediceischen Tafelrunde gezogen und saß an einem Tisch mit den besten Männern Italiens, mit dem greisen Marsilio, der wie ein zweiter Orpheus die Sprache der Griechen aus dem Schattenreich heraufgeholt hatte, mit dem süßen Dichter von Montepulciano und mit dem schönen Pico von Mirandola, dem fürstlichen Wunderkind, das sie den Phönix der Geister nannten. — Die Auszeichnung, die mir von solchen Männern widerfuhr, war ein zu starker Wein für mich, und es bedurfte Gottes eigener Hand, um den eiteln Glauben, daß ich zu etwas unfaßbar Großem geboren sei, später wieder aus meinem Herzen zu reißen.

Das Sonett trug ich auf der Brust und fühlte zum öfteren, ob ich es noch bei mir habe. Als ich Angelo Poliziano vorgestellt wurde, errötete ich tief und forschte schüchtern in seinem Gesicht, ob er wohl der Verfasser sei. Mir war übrigens gar wunderlich zu Mut bei diesen Ehren, fast, als ob all das Lob nicht mir gelte, sondern einem ganz anderen, an dessen Platz ich hier stünde, und wohl mag dieses Gefühl schon manchen Größeren beschlichen haben, der sich zu plötzlicher Berühmtheit gekommen sah.

Nun schien es, als sollte ich mühelos die höchsten Stufen des Glücks erklimmen. Ganz Florenz schien von einer Raserei der Liebe für meinen Sebastian erfaßt, die sich, da er sie nicht erwidern konnte, auf

meine Person übertrug. Wo ich ging, flogen die Mützen in die Luft, Weiber küßten den Zipfel meines Rockes, der heilige Sebastian war in aller Mund, Fromme und Weltkinder waren mir gleicherweise gewogen und zeigten mir eine Dankbarkeit, als hätte ich durch den schönen Märtyrer, der im Sterben lächelt, sie alle auf Stunden von dem Alpdrücken befreit, das damals schon die Gemüter zu überschleichen begann.

Das Leben ergriff mich jetzt mit voller Gewalt und zeigte mir meine kühnsten Phantasien als Wahrheit: einen Hofstaat der Geister, an dem ein Mann das Szepter führte, nicht weil er der Erste im Staat war, sondern weil er durch Geisteskraft und Gaben alle überragte; mich selbst, den mißgeschaffenen Bastard, geehrt unter den Mächtigen, denn Lorenzo betrachtete alles Talent wie eine gemeinsame Familie, und in wem er den schöpferischen Funken erkannt hatte, den ehrte er als seinen eigenen Anverwandten. Dazu ein Volk, das geschaffen schien, die Erde zu beherrschen, damals aber nur von dem einen Triebe beseelt war, die letzten Jahre seiner Herrlichkeit noch auszukosten. Üppige Liebeslieder, leichtfertige, verwegene Geschichten, deren Helden man sich heimlich zeigte, waren in aller Munde, schöne Weiber, den Männern gleich an Geist und Bildung, hielten mit sicherer Anmut und nicht allzu ängstlich die Zügel der Geselligkeit, und dazu eine Pracht der Kleidung und des Hausgerätes, ein leuchtendes Farbenmeer, das dem Künstlerauge wohl tat, weil es dem feinsten Geschmack, nicht blindem Reichtum entsprang.

Ich hätte am liebsten die Kapelle gleich zu Ende

gemalt, aber ich suchte nun nach einer weiblichen Schönheit, die meinem Sebastian ebenbürtig war, und unter den schönsten Modellen, die sich mir anboten, fand sich nirgends ein Gesicht, das auch nur annähernd meinem Zweck entsprach. Darüber begann die frische Erfindung zu stocken, ich änderte zu mehreren Malen den Entwurf des Kartons, ohne mich selbst zu befriedigen, und da ich nicht hinter meinen früheren Leistungen zurückbleiben wollte, kratzte ich das angefangene Bild wieder von der Wand.

Doch blieb ich nicht müßig, sondern schuf gleich eine Reihe neuer Arbeiten für andere Besteller. Die Kunstgenossen schüttelten freilich zuweilen die Köpfe über den Weg, auf dem sie mich sahen, denn ich steuerte nicht im Kielwasser der florentinischen Meister, deren Kunst aus der Enge des bürgerlichen Lebens herausgewachsen war, sondern bildete mir eine eigene Manier aus, mit satteren Farben und einer wärmeren Fülle der Formen, so etwas, wie es nachmals in der venetianischen Schule wieder zum Vorschein kam. Bei den Laien aber gewann ich so großen Beifall, daß jede eitle Frau es für unerläßlich hielt, von mir gemalt zu werden, und daß mir für solche Bildnisse größere Summen bezahlt wurden, als je zuvor einem anderen, auch weit verdienteren Meister. Die Schönsten aber malte ich unentgeltlich, wo ich sie fand, und verschenkte die Bildnisse, auf die ich häufig nur wenige Stunden verwandte, oder ich schmückte damit meine Werkstatt, die ob dieser Sammlung eine der Sehenswürdigkeiten von Florenz wurde.

Neigung der Frauen greift um sich wie das Feuer; kaum war es bekannt, daß eine mich mit wohlgefälligen Blicken betrachtete, so eiferten schon zehn andere, ihr den Rang streitig zu machen, und ich wurde trotz meiner Häßlichkeit ein sehr gesuchter Mann. Doch wie mich von je das Leichtgewonnene und Alltägliche abgestoßen, so konnte ich auch jetzt nicht schlechthin die Gegenwart genießen; ich suchte nach etwas ganz Außerordentlichem, nach einer durch höchste Weihe gehobenen Leidenschaft; ich wollte die himmlische und die irdische Liebe in einer Person besitzen, und alles, was ich erlebte, schürte nur jene unstillbare Sehnsucht, die mich mitten im Überfluß verschmachten ließ. Seltsamerweise geschah es jetzt zuweilen, daß die Gestalt jenes schönen, blassen Mädchens aus der Sebastianskapelle, das mir im Leben nur einmal und dann nie wieder erschienen war, mich im Geist besuchte. Im Rausch meines ersten Erfolgs hatte ich sie damals vergessen, jetzt wirkte die Erscheinung aus der Ferne nach, und in Stunden der Sehnsucht glaubte ich an einem heimlichen Faden zu schweben, der mich oft lange freiließ, bis er mir plötzlich mit einem leisen, schmerzhaften Zug wieder zur Empfindung kam.

Als ich eines Tages mit einem Bekannten durch die Straßen schlenderte, sahen wir einen großen Menschenauflauf vor San Marco und erfuhren, daß Fra Girolamo eben im Klosterhof predige. Da ich neugierig war, ihn zu hören und ohnehin nie eine Gelegenheit versäumte, menschliche Gesichter zu studieren, trat ich mit meinem Begleiter ein. Aber wir kamen zu spät, die

Predigt war schon zu Ende, und die Zuhörer strömten in Scharen heraus. Indes ich die verschiedenen Mienen beobachtete, fuhr es mir wie ein Pfeil ins Herz, denn an der Hand eines edlen, weißbärtigen Greisen erblickte ich meine schöne Unbekannte. Sie ging stille vor sich hin, und ihre strahlenden Augen waren ins Weite gerichtet, als ob die Gegenwart für sie nicht vorhanden sei. Ich konnte sie nur flüchtig, aber mit unaussprechlichem Entzücken betrachten, denn ich zog meinen Begleiter abseits, um keinen Müßiggänger auf die Spur dieser Schönheit zu setzen, und mußte mich zu meinem Grimm in einer anderen Richtung entfernen als die, in welcher meine Seele davongeführt wurde.

Verstimmt und unlustig ob des freundlichen Zufalls, den ich nicht zu benützen vermocht, begab ich mich gegen Abend in die Sebastianskapelle, die ich seit lange nicht betreten hatte. Dort sah ich auf dem Altar zu Füßen meines Heiligen einen halbverwelkten Blumenstrauß, und abermals war dem Bilde ein Blättchen angeheftet. Es trug dieselbe Schrift wie das erste, große, weiche Züge, die, wie ich jetzt gewiß war, nicht dem Poliziano angehörten:

Zum Heiland zog mich's mit allmächt'gem Drange,
Für ihn wollt' ich in glühendem Begehren,
Ein leichtes Weihrauchwölkchen, mich verzehren,
Doch nun geschieht mir's, daß ich beb' und bange.

Ein Bild erscheint und faßt mit neuem Zwange
Dies Herz und will mein Innerstes verkehren,
Denn herrlicher muß ich den Knecht verehren,
Als ich den Herrn geträumt auf irdischem Gange.

Darf den Vasallen solche Schönheit schmücken,
So scheut vorm Glanz des Höchsten meine Seele,
Und nicht ertrüg' ich's, seinem Stuhl zu nah'n.

Mich sättigt schon sein Abglanz mit Entzücken,
Und daß ich süßem Fürsprech mich befehle,
Knie' ich vor dir jetzt, Sankt Sebastian!

Noch heute ist es mir unbegreiflich, wie beim Lesen dieser Worte mein Herz plötzlich in heftigen Stößen zu zittern begann, als fühlte es das Herannahen einer Gefahr oder einer seligen Erfüllung. Ich barg das Blatt an meinem Busen wie einen Liebesbrief und drehte die Blumen lange hin und her, um ihnen ihre verborgene Herkunft abzufragen. Eine Schmucknadel, die neben dem Altar am Boden gelegen, eine von denen, womit die Frauen ihre Haare aufstecken, blinkte mir lockend wie der Schlüssel des Geheimnisses entgegen und hatte mein Blut in solche Wallung gebracht.

Der Sakristan, ein alter kurzsichtiger Mann, hatte weder die Blumen noch das Blättchen bemerkt und konnte wiederum keine Auskunft geben.

Wer war die Seele, die sich unbekannt an die meinige herandrängte und sich in jedem Wort als eine mir verwandte zu erkennen gab? Nach meinem sicheren Empfinden mußte ein Weib diese Zeilen geschrieben haben, die mir wie ein heimlicher Liebeskuß in der Seele nachglühten. Ich zögerte nicht, das tiefe Gefühl, welches daraus sprach, auf mich selbst zu beziehen, denn ich war es jetzt schon gewohnt, daß man das Kunstwerk pries und den Künstler liebte.

Ich ließ mir jede weibliche Gestalt, die in den

letzten Tagen die Kapelle betreten hatte, einzeln nennen, aber keine stimmte zu der Vorstellung, die ich mir von der Schreiberin der Verse machte. Unter anderen sprach mir der Küster auch von einem weißbärtigen Herrn und einem jungen Mädchen, die lange allein unter den Malereien gestanden, aber die Gesichter waren ihm unbekannt, nur den Namen des Mädchens, den er zufällig aus dem Munde des Greisen erhascht hatte, konnte er mir nennen: Pia!

Pia! Wie ein Strom von Poesie und Liebe quoll es mir aus diesem Namen entgegen, den der Dichter auf ewig mit seinem leidvollen Glorienschein umwoben hat. Ich ahnte, daß es dieselbe Gestalt sein müsse, die mich in meinen Träumen verfolgte, denn dieser Name konnte nach meiner Vorstellung zu keinem anderen Gesichte gehören. Vielleicht hatte sie die Blumen gebracht, als ich ihr mit dem alten Herrn begegnete, vielleicht war ihr die Nadel entfallen, die ich unter meinen Schätzen einschloß? Daß auch die Verse von ihr sein könnten, wagte ich nicht anzunehmen, so süß der Gedanke für mich war.

Von Stunde an wachte die Lust und Liebe zu der unterbrochenen großen Arbeit wieder in mir auf, und ich schämte mich, sie so lang vernachlässigt zu haben. Die weißen Wände der Kapelle waren mir ein stummer Vorwurf, und ich beschloß sogleich, daß es anders werden sollte.

Ich schob alle eingegangenen Verbindlichkeiten beiseite und verbrachte wieder meine Tage in der Kapelle, deren Türen ich geschlossen hielt. Es begann ein Bild

zu entstehen, das die Wiederbelebung des heiligen Sebastian durch die fromme Christin Irene darstellte und das den beiden vorigen völlig ebenbürtig war, ohne eine Wiederholung zu sein, denn ich hatte diesmal den Hauptnachdruck auf die weibliche Figur gelegt, die das Mitleid in der menschlich rührendsten Gestalt verkörperte. Ein junges Weib in kummervoller Haltung, unter Gräsern und blühendem Gesträuch am Boden sitzend, der Märtyrer, dessen herabhängender Kopf jetzt nur in der Verkürzung sichtbar wurde, ohnmächtig auf ihrem Schoß und eine kniende Dienerin mit Binden und Salben um ihn beschäftigt. Das Gesicht des Weibes glich dem unbekannten schönen Mädchen, doch nicht mit voller Porträtähnlichkeit, sondern nur wie sich Geschwister gleichen, und ich gab ihr einen Ausdruck von religiöser Schwärmerei, der doch eine weibliche Teilnahme an dem schönen Jüngling nicht ausschloß.

So saß ich eines Tages über der Arbeit, und meine Gedanken schweiften von der Schönen, deren Ebenbild unter meinen Händen entstand, zu den beiden Sonetten über, die ich immer mit ihr in Verbindung bringen mußte, als die seitliche Tür der Kapelle leise aufging — der Sakristan hatte sie beim Hinausgehen angelehnt gelassen — und zwei Frauengestalten geräuschlos über die Schwelle traten: meine Unbekannte mit der stattlichen Begleiterin, in deren Gesellschaft ich sie das erste Mal gesehen hatte.

Sie erschraken, als sie meiner auf dem Gerüste ansichtig wurden, und machten Miene, sich gleich zurück-

zuziehen, aber ich warf den Pinsel weg und war mit einem Sprung von der Leiter herunter.

Die Älteste grüßte mich mit einer Neigung ihrer stolzen Gestalt, die mich weit überragte, und entschuldigte die unbedachte Störung; ich stellte mich mit der allerunterwürfigsten Gebärde zwischen sie und die Türe und nötigte sie dadurch näher zu treten. Auch sie war eine Schönheit ersten Ranges, obgleich an dem Glanz der Wangen und dem rötlich leuchtenden Haar die Kunst noch mehr Teil haben mochte als die Natur. Aber welch ein Abstand zwischen diesen bewußten Reizen und dem schlichten Adel der Jüngeren, die selbstvergessen, mit gefalteten Händen dastand und so versunken war in den Anblick des Altarbildes, daß sie den Austausch artiger Redensarten zwischen mir und ihrer Gefährtin nicht beachtete! Ich fand nicht den Mut, sie anzureden, und richtete alles, was ich ihr gern gesagt hätte, an ihre Begleiterin.

„Nun seht Ihr, daß er sich unterdessen umgedreht hat,“ sagte ich, auf das Altarbild weisend. „Wie gefällt er Euch jetzt?“

„Ah,“ rief die lebhafte Frau geschmeichelt. „Ihr erinnert Euch noch an unseren ersten Besuch?“

„Ewig, Madonna, werde ich mich dessen erinnern,“ sagte ich ernst und blickte bedeutungsvoll auf ihre stumme Gefährtin. Aber diese wandte das Auge nicht ab von dem Altarbild, wo eben ein Lichtstrahl, der zu der halboffenen Tür hereinfiel, verklärend über den goldenen Sebastianskopf spielte und ihm einen Schein von Leben lieh.

Ich schob ein paar rohe Stühle herbei, die Frauen ließen sich zögernd nieder, und ich rollte die Skizzen und angefangenen Kartone, die ich sonst niemand sehen ließ, vor ihnen auf, nur um die schönen Gäste länger zu fesseln. Die Ältere verstrickte mich in ein angenehmes Geplauder, währenddessen die Zeit unmerklich verrann, aber die Stimme, nach der ich so sehnlich verlangte, gab keinen Laut von sich.

„Eure Aussprache beweist mir, daß Ihr hier nicht fremd seid," sagte ich endlich zu der üppigen Schönen, „und dennoch lebt Ihr so verborgen? Ihr geht nie zu Festen, denn dort habe ich Euch vergebens gesucht, auf der Straße laßt Ihr Euch niemals blicken — wohnet Ihr denn ferne von der Stadt, oder seid Ihr so neidisch, uns den Anblick Eurer Schönheit zu mißgönnen?"

„Es ist wahr," antwortete die schöne Frau lächelnd, „wir leben hier einsamer als uns selber lieb ist. — Das heißt, ich spreche nur von mir," setzte sie rasch hinzu, „denn diese halbe Heilige ist der Welt schon entrückt und wird nicht lange mehr bei uns bleiben."

Ich fühlte, daß mich die Farbe verließ, und ein lauter Seufzer, den ich nicht zurückhalten konnte, riß sich aus meinem erschütterten Busen.

„Madonna," wandte ich mich zitternd an die Jüngere, „ist es wahr, daß Ihr Eure Jugend vergraben wollt und die Welt nicht länger Eures Anblicks wert haltet?"

Während ich dieses sagte, schämte ich mich an meinen eigenen Worten, die ich soeben als leere Redensart auch

gegen die andere gebraucht hatte, und doch Gott weiß, wie ernst sie mir jetzt waren.

„Ja," flüsterte das Mädchen fast unhörbar und hob die Augen, die im Dunkeln schwärzlich schienen, flüchtig zu mir auf.

„Nun, Pia," sagte die Gefährtin, „du darfst deine Stimme wohl hören lassen und dem Meister auch anvertrauen, weshalb du gekommen bist."

Dem Mädchen trat das Blut in die Wangen. Sie senkte einen Augenblick verschämt und zweifelnd den Kopf, schlug dann den Faltenmantel, der sie anmutig umfloß, auseinander und ein frischer Blumenstrauß wurde auf ihrer Brust sichtbar.

„Für Ihn!" sagte sie leise und drückte mir die Blumen in die Hand.

Die Tränen traten mir in die Augen, und wären wir allein gewesen, so hätte nichts mich abgehalten, ihre weiche, warme Kinderhand zu küssen. So aber konnte ich nur mit glühenden Wangen einen verworrenen Dank stammeln.

Die Frauen schickten sich zum Aufbruch an, und da ich kein anderes Mittel mehr sah, ihre Gegenwart zu verlängern, führte ich sie vor die neue Gruppe, die sie noch nicht ins Auge gefaßt hatten, weil sie seitlich vom Chor eingetreten waren und das Gerüst den Anblick versperrte.

Die stattliche Frau warf einen erstaunten Blick von dem Bild auf Pia und von Pia auf das Bild, aber das Mädchen stieß einen leichten Schrei aus und errötete tief.

„O Betta!“ rief sie ängstlich und klammerte sich ungestüm an den Arm ihrer Begleiterin.

Diese maß mich mit etwas befremdeter Miene und fragte, wie ich zu dieser Ähnlichkeit gekommen sei. Ich lächelte, zuckte die Achseln und berief mich auf die Rechte des Künstlers.

Sie ließ meine Antwort gelten und erzählte, nicht ohne eine gewisse Betonung, daß sie selbst von dem noch berühmteren Ghirlandajo auf einer seiner Fresken im Chor von Santa Maria Novella gemalt sei. „Es ist ein sehr schönes Bild, Ihr mögt es Euch nur ansehen,“ fügte sie triumphierend hinzu, indem sie sich erregt mit einem Tüchlein Kühlung fächelte.

Während ich ihr bescheiden versicherte, daß ich den Meister um ein solches Modell noch mehr beneide, als um seinen Ruhm, hatte sich Pia als rechte Evastochter der Gruppe doch wieder genähert, aber Betta ergriff ihre Fingerspitzen und rauschte mit ihr majestätisch aus der Türe, die ich ungern vor ihnen öffnete.

Ich war wieder mit meinen Träumen und meinen Zweifeln allein. Der Strauß in meiner Hand berechtigte mich zu dem Glauben, daß auch jene ersten Blumen von Pia gewesen, ja und was verwehrte mir bei ihrem edlen Anstand und der feinen Erziehung der Florentinerinnen zu denken, daß die Verse gleichfalls von ihr stammten? Wenn dies aber wirklich der Fall war und ich meine sehnenden Gedanken, die nach zwei Wesen auseinanderstrebten, auf diese eine Gestalt vereinen durfte, dann war ich doppelt unglücklich, denn ich verlor ja beide zugleich, indem das süße Geschöpf,

vielleicht als Opfer ihrer Familie, in das Grab der Lebendigen stieg.

Und noch wußte ich nicht einmal, wie sie hieß, noch wo sie wohnte, denn ich konnte ja, ohne zudringlich zu scheinen, nicht nach diesen Dingen fragen. Ich war ihnen zwar, um ihre Spur zu bewahren, eine gute Strecke weit aus der Entfernung gefolgt, aber, unerfahren in solcher Birschjagd hatte ich sie in dem Straßengewinkel bei Borg'ognissanti aus dem Auge verloren.

Mein Diener Cecchino, ein verschlagener Florentiner, wurde beauftragt, heimlich in der ganzen Stadt nach den beiden Frauen zu forschen, die ich ihm aufs genaueste beschrieb. Ich selber aber hielt mich fest an meinen Pinsel als den Zauberstab, der sich schon einmal bewährt hatte, indem er den Gegenstand meines Verlangens heranzog. Ich malte unermüdlich fort und ließ die Kapelle wieder der Menge erschließen, ob nicht einer oder der andere beim Anblick meiner Gruppe in den Namen derjenigen ausbreche, von der das Frauenbild die Züge trug.

Doch so begeistertes Lob die neue Arbeit fand, niemand schien von einer Ähnlichkeit betroffen zu werden, und auch Cecchinos Nachforschungen blieben erfolglos. Dies verstimmte mich tief, ich warf mir selbst die Torheit vor, die mich trieb, aufs neue einem Schattenbilde nachzujagen, und um mich vor meinem eigenen Mißmut zu schützen, warf ich mich wieder in den Strudel der Weltlust, dem ich kaum entronnen war. Doch ich suchte auch hier die Ruhe vergebens, denn ich besaß nicht Lorenzos unerschöpfliche Natur,

die sich immer aus sich selbst verjüngte, und wenn ich ihn im Morgengrauen von einem Bacchanal weg gelassen zum Vorsitz der platonischen Akademie schreiten sah, so bewunderte ich ihn wohl, aber ich fühlte mich nicht fähig, es ihm auch nur im geringsten nachzutun. Ich geriet in Zwiespalt mit mir selbst und wurde unerträglich reizbar.

Da erschien eines Morgens der Sakristan in meiner Wohnung, als ich noch zu Bette lag, und teilte mir geheimnisvoll mit, daß er am vergangenen Abend wieder einen Blumenstrauß und ein beschriebenes Blättchen in der Kapelle gefunden habe, in derselben Weise wie die früheren an der neuen Gruppe befestigt. Er hatte beides mitgebracht und ich schalt ihn dafür sehr erzürnt aus, als seien die Gegenstände durch seine Hand entweiht. Die Blumen waren von derselben Gattung und genau ebenso zusammengestellt wie der Strauß, den mir Pia überreicht hatte. Dieses Zeichen und der Inhalt des Blattes, den ich heißhungrig verschlang, beseitigten meine letzten Zweifel.

Beneiden muß ich sie, die ihn gerettet,
Die seine pfeildurchbohrte Brust verbunden,
Auch sie beneid' ich, die mit Todeswunden
Den feuchten Leichnam in die Gruft gebettet.

Denn ewig wär' ich ihm wie sie verkettet,
Hätt' er auf seinem Weg auch mich gefunden,
Mit Binden hätt' ich liebend ihn umwunden,
Den Rasen leidvoll über ihm geglättet.

O daß aus Räumen, wo sie heiter thronen,
Ein Gruß nur tröstend zu mir niederstiege,
Um Liebe, die zu spät erschien, zu lohnen!

Dann, wenn ich auch in Nacht gefangen liege,
Wird doch in seinem Licht die Seele wohnen,
Bis ich mich droben ihm zu Füßen schmiege.

Nein, jubelte ich, es ist nicht zu spät für unsere Liebe! Wir brauchen nicht auf droben zu warten — und ein Kraftgefühl durchdrang mich, eine triumphierende Sicherheit, daß mein Wille stark genug sei, um alle Schranken zwischen mir und ihr zu durchbrechen. Wie aber sie finden, wie ihr beistehen, wenn sie sich selbst so ängstlich in Wolken hüllte? Das Blättchen enthielt auch diesmal keinen Namenszug, keine noch so leise Andeutung, die mich auf die Spur der Schreiberin führen konnte.

Doch nun erinnerte ich mich plötzlich an einen Fingerzeig, den ich, weil er nicht von ihr selbst gekommen war, vernachlässigt hatte: Die Fresken im Chor von Santa Maria Novella mußten ja auf die Spur der Geliebten führen, und in einer der weiblichen Gestalten auf der linken Wand meinte ich auch wirklich die stolze Schönheit wieder zu finden, die ich in Begleitung Pias kennen gelernt, vorausgesetzt nämlich, daß der Künstler sie zu einer Zeit gemalt habe, als sie noch bedeutend schlanker war. Da diese Vermutung glücklich zutraf, hetzte ich meinen Spürhund Cecchino auf die gefundene Fährte, die er nicht wieder aufgab, bis er mich eines Tages triumphierend vor das Haus führte, das mein Kleinod umschloß.

Es war eines der hohen Häuser am westlichen Ende von Florenz, die damals noch flußaufwärts die Stadtmauer fortsetzten, ein alter, wunderlicher Bau, dem man

ansah, daß ihm gelegentlich nach dem Bedürfnis der verschiedenen Bewohner ein Stück angeflickt worden war, denn ein in der ersten Anlage offenbar nicht geplanter Vorbau vergrößerte das erste Stockwerk und legte sich finster über die Straße heraus. Eine jener luftigen Steinbrücken, deren es in Florenz viele gibt, verband dieses unschöne Gebäude mit einem viereckigen Turm, einem nicht mehr kriegstüchtigen Veteranen, der gewiß einst manchem Sturm Trotz geboten hatte, aber jetzt nur noch ein steinernes Klagelied auf vergangene bessere Tage war. Ein kleiner Garten, fast in der Höhe des ersten Stockwerks zwischen Turm und Wohnhaus eingezwängt, erinnerte an die Zwingergärten alter Feudalsitze; zwei mächtige, dichtbelaubte Steineichen, ein paar Lorbeerbäume vom leuchtendsten Grün und hohe Zypressen, deren Zweige fast schwarz gegen den durchscheinenden Azur standen, machten sich auf dem engen Raum Licht und Boden streitig und drängten ihr Gewirr von Baumkronen bis zu dem einzigen Fenster des letzten Stockwerkes hinauf, das mit der Brücke in Verbindung stand. Aus dem Mauerrand sproßte fette Aloe, Zitronenbäume in Töpfen waren daneben aufgestellt, aber Gras und Farnkräuter drangen aus allen Spalten und gaben dieser Fülle der Natur ein verwahrlostes Ansehen. Von der hohen zerfallenden Brücke hing wucherndes Unkraut herab und mischte sich mit den Baumwipfeln, ein Zeichen, daß dieser Verbindungsgang seit lange außer Gebrauch war. Das Ganze mochte in alten Zeiten, als dieser Stadtteil noch außerhalb der Mauern lag, der stark befestigte

Wohnsitz eines Großen gewesen sein; beim Bau der Straße hatte man dann die Überreste, so gut es ging, in die Häuserreihe eingeschlossen.

Die jetzigen Bewohner dieses Hauses waren die Abkömmlinge eines alten, edlen Geschlechtes und hatten ihren Namen unvergänglich in die Geschichte von Florenz eingeschrieben, denn manches ehrwürdige Monument der Stadt trug ihr Wappen oder doch verstümmelte Reste desselben. Ich nenne ihren Namen nicht, da noch ein Zweig der Familie lebt, der sich durch diese Aufzeichnungen, wenn sie je an die Öffentlichkeit drängen, verletzt fühlen könnte. Eine unselige Eifersucht gegen das herrschende Geschlecht trieb sie von Generation zu Generation, an jedem Aufruhr, jeder Verschwörung teilzunehmen, die gegen jenes gerichtet war. Wo man die Todfeinde der Medici nannte, da waren die Vorfahren Pias unter den Ersten, und schon mehr als einmal hatten sie diesen Haß durch Verbannung und Verlust der Habe, selbst durch den Tod gebüßt. Sie hatten den alten Cosimo vertreiben helfen und den schwächeren Piero in steter Unruhe gehalten, und bei der letzten blutigen Verschwörung, der Lorenzos junger Bruder zum Opfer fiel, wurde auch Messer Tommaso, Pias Vater, als Mitwisser genannt. Es war noch Gnade, daß ihn Lorenzo, des furchtbaren Blutbades müde, dem Henkerbeil entzog und ihn viele Jahre im Elend der Verbannung schmachten ließ, Gnade war es, daß er dem Alternden endlich die Rückkehr gestattete und auch den Rest der Familie die Luft der Heimat atmen ließ, aber ihr Wohlstand

war vernichtet, und in den Herzen blieb der Groll zurück.

Tommasos einziger Sohn Ruggiero stand als Soldführer in venezianischen Diensten und befand sich zur Zeit mit seinen Truppen im Winterquartier. Er war Pias Halbbruder, denn sein Vater hatte sich in vorgerückten Jahren, da er zu Rom in der Verbannung lebte, noch einmal und zwar mit einem Mädchen niederen Standes vermählt; dieser Ehe war meine Pia entsprossen, die man frühzeitig für das Kloster bestimmt hatte. Die schöne Betta dagegen, die mit ihrem wahren Namen Isabetta hieß und den anderen Flügel des Hauses bewohnte, war nicht von demselben Blut, sondern eine Stieftochter Tommasos aus erster Ehe, die man, als der Ruin des Hauses hereinbrach, an einen alten gebrechlichen Notar verheiratet hatte.

Ich wollte mir das Haus nun auch von der Rückseite betrachten und ging deshalb durch die Mauerpforte auf die schöne mit Pappeln und Steineichen bewachsene Anlage am Flußufer hinaus, wo im Sommer die Kinder spielten. Jetzt war alles still und öde hier, ich hörte nichts als das Rascheln des gelben Laubes unter meinen Füßen, das Klappern der Mühle und das Schäumen der aufgestauten Arnowasser über das Wehr. Flußaufwärts verengte sich der Raum, die Stadtmauer wendete sich in sanftem Bogen allmählich dem Flusse zu und ging am Ende in die Häuserreihe über, die immer näher an das Ufer heranrückte. Der alte viereckige Turm stand mit seiner Rückmauer schon im Strombett. Von hier gesehen war er höher und

machte, durch das Nachbargebäude gestützt, noch einen ganz achtungswürdigen Eindruck, auch das Wohnhaus nahm sich minder trübselig aus, weil die Herbstsonne, die im Wasser glitzerte, sein finsteres Gemäuer mit ihren Strahlen erwärmte. Von der hohen Gartenmauer wuchsen hier die Schlingpflanzen fast bis zum Strombett herab, und die Brücke hoch in den Lüften erschien mit ihren Ranken wie ein zweiter hängender Garten. Kein Zugang führte von hier nach dem Gebäude, dessen Fenster hoch hinaufrückten, und auch der Turm hatte keine andere Öffnung als ein mit Rundbogen geziertes Fensterchen in jedem Stockwerk.

Des ungewöhnlich niederen Wasserstandes wegen hatte sich in diesem Herbst ein schmaler, trockener Streifen am Ufer gebildet, der das Gehen im Flußbett hart an den Häusern hin gestattete und eben jetzt trotz der vorgerückten Jahreszeit von ein paar barfüßigen Weibern zum Einstampfen und Klopfen der Wäsche benutzt wurde. Auf diesem ging ich fort, bis die Häuser aufs neue zurücktraten und einem kurzen Stück Straße Raum gaben, das von einem weidenbewachsenen Erdwall eingefaßt war und bis zu der Carrajabrücke führte. Durch ein kleines Tor zwischen der Brücke und dem letzten Haus, das aber in jenen friedlichen Zeiten nie geschlossen wurde, kehrte man von hier in das Stadtinnere zurück, und oft, wenn schon alles dunkel war, lehnte ich stundenlang auf dem Brückengeländer und spähte nach einem erhellten Fenster in dem alten Hause hinüber. — Heute würde man das alles vergebens suchen, denn bei der Belagerung von

Florenz hat die ganze altertümliche Häuserzeile stärkeren Bollwerken den Platz geräumt.

Da ich nur über Frau Isabetta den Weg zu Pia finden konnte, sann ich darauf, mich im Hause des Notars einzuführen. An Mitteln fehlte es nicht, denn ich ging eben damit um, mir ein Landgütchen bei Castello zum Aufenthalt für die heißen Monate zu kaufen, und so ließ ich durch den Notar Salvestro — so hieß Madonna Isabettas Gatte — die Unterhandlung führen. Ich fand ein kleines stotterndes Männchen, das aus Furcht vor Zugluft alle Ritzen seiner Wohnung verstopft hielt und sich beständig fröstelnd die Hände rieb. Der Vertrag wurde aber in einer für mich sehr günstigen Weise abgeschlossen, und die Erledigung des Geschäfts führte ihn bald persönlich in meine Werkstatt, wo er sich aufmerksam umsah und als einen Freund der schönen Künste zu erkennen gab. Ich gewahrte mit Befriedigung, daß Isabetta mir in die Hände arbeitete, denn er bat mich um die Erlaubnis wiederkommen und auch seine Gattin mitbringen zu dürfen. Es ging alles über Erwarten gut; Isabetta kam und verriet durch keine Bewegung, daß wir uns schon von früher kannten.

Ich hatte nicht ohne Absicht das unfertige Bildnis einer stadtkundigen Schönheit auf die Staffelei gestellt; auch sonst enthielt meine Werkstätte manches, was die Neugier einer Frau reizen mochte, denn ich pflegte hier alles zusammenzutragen, was ich an prächtigen und kunstreichen Gegenständen erwerben konnte. Die Kunstgenossen, denen solche Liebhaberei ganz fremd war,

hatten mir daher den Spottnamen „die Dohle“ gegeben, um damit meinen Hang für alles was glänzte und zugleich meine eigene düstere Tracht zu bezeichnen, denn ich kleidete mich immer schwarz, weil meinem mißratenen Körper nur das Einfachste anstand.

Isabetta betrachtete das Bild auf der Staffelei und sagte seufzend: „Welches Glück für eine Frau, von einem Meister wie Ihr gemalt zu werden. Das heißt eine ewige Jugend empfangen, denn sie darf sicher sein, daß man noch nach vielen Jahrhunderten ihre Reize bewundern wird.“

„Und wer wäre in dieser Hinsicht beglückter als Madonna Isabetta, die durch einen der Größten verherrlicht ist!“

„Es ist wahr,“ antwortete sie lächelnd, „aber unsere Florentiner wissen nicht alle Vorteile zu nützen. Sollte man nicht nach ihnen glauben, eine schöne Frau bestehe nur aus Angesicht und Faltenwurf? Ihr habt da eine neuere Manier mitgebracht, die mir viel besser gefällt.“

Der Notar hüstelte und machte eine ängstliche Gebärde, aber die Wendung des Gespräches legte mir ganz von selbst die Bitte in den Mund, Frau Isabetta malen zu dürfen. Sie ging mit Freuden auf den Vorschlag ein, nur Salvestro brachte Schwierigkeiten vor, die ich aber rasch beseitigte, indem ich zu verstehen gab, daß ich das Bild ihm überlassen und mich durch die Ehre hinlänglich belohnt halten würde.

Ich verbrachte nun täglich ein paar Stunden im Hause des Notars, denn Salvestro hatte die Bedingung

gestellt, daß ich bei ihm malen müsse, weil meine Werkstatt zu zugig sei, und ich war völlig mit ihm einverstanden. Ich fand bei gutem Willen in der etwas trüben Wohnung ein leidliches Licht und voll stiller Hoffnungen begann ich die Arbeit. Der Notar, der mich zuerst ein wenig unruhig betrachtete, faßte bald ein völliges Vertrauen, denn meine Ehrerbietung und Zurückhaltung gegen die schöne Frau waren musterhaft. Sie selber gab mir manches ermunternde Zeichen, aber ich trat nicht aus meiner Rolle des stummen Verehrers heraus, dagegen tat ich alles, was ich konnte, um ihr gefällig und angenehm zu sein. Ich wagte sogar von Zeit zu Zeit ein Geschenk, wie einen schön gewirkten Gürtel mit juwelenbesetzter Agraffe oder ein künstlich geschnitztes Nadelkästchen aus Elfenbein, lauter Dinge, bei denen die Kunst der Arbeit den Wert des Stoffes in den Hintergrund stellte. Doch das Alleinsein unter vier Augen, welches sie gelegentlich herbeiführte, benützte ich nur zu eifrigem Malen, so daß sie sich gewiß im stillen über den schüchternen Anbeter wunderte. Sie nötigte mich, von dem glänzenden Treiben am Hof Lorenzos zu erzählen, und flocht manchen bitteren Seufzer über ihr klösterliches Dasein in meine verführerischen Schilderungen ein, sie dagegen sprach von ihrer Jugend, ihren Familienverhältnissen, und ich erfuhr so ohne zu fragen manches, das mir zu wissen lieb war. Als sie ihrer Stiefschwester, der Novize, Erwähnung tat, fragte ich ganz beiläufig, warum man nicht vorgezogen habe, das Mädchen zu vermählen.

„Was wollt Ihr?“ war die Antwort. „Die Ungnade der Mächtigen ist keine gesuchte Mitgift. Es wurden auch nicht viel Umstände gemacht, als man mich weggab, und ein Kloster ist vielleicht noch besser als so.“

Aus meinem Bilde machte ich diesmal eine wahre Penelopearbeit. Ich malte und plauderte, plauderte und malte und änderte dabei beständig an dem Gemälde herum, daß Salvestro, dem der Ruf von mir erzählt hatte, ich sei nötigenfalls im stande, ein Bildnis in einer Stunde fertig zu machen, mir gelegentlich auf zarte Weise zu verstehen gab, ich möge doch nicht zu viel von meiner kostbaren Zeit dieser Sache opfern. Ich aber sagte lachend: „Als Kenner, der Ihr seid, wißt Ihr auch, daß wahrhaft gute Bilder niemals fertig werden.“

Da es nun eine der wenigen Lebensbefriedigungen des guten Männchens war, für einen Kunstkenner zu gelten, so hütete es sich wohl, anderer Meinung zu sein als ich. Ich hatte bei näherer Betrachtung die Gewißheit erlangt, daß die schöne Isabetta mir ganz bedeutend ins Handwerk pfuschte, denn die Farbe der Haare, der Wangen und der Lippen war nicht echt, und solche Kunstgenossenschaft minderte meine Freude an der Arbeit beträchtlich, aber ich nahm all mein Wollen und Können zusammen, um sowohl die eitle Frau selbst als auch ihren ängstlichen Gatten zu befriedigen, ich setzte ihre üppigen Reize in das hellste Licht, ohne doch der Bescheidenheit etwas zu vergeben.

Was ich erwartet und lange vorbereitet hatte, ge-

schah. Salvestro und Isabetta waren beide so entzückt von dem Gemälde, daß sie die ganze Verwandtschaft zusammenriefen, um es bewundern zu lassen, und eines Tages, als ich eben die letzte Hand daran legte, erschien Isabettas Stiefvater selbst, ein schöner Greis mit regelmäßigem Gesicht und weißem Bart, derselbe, den ich einst auf der Straße an Pias Seite gesehen hatte. Salvestro mußte ihm schon viel Gutes von mir berichtet haben, denn er sprach mich vertraulich wie einen alten Bekannten an und drückte mir sein höchstes Wohlgefallen aus. In ihm fand ich einen wirklichen Kenner meiner Kunst, und es bedurfte wenig Zutun von meiner Seite, um in ihm den Wunsch zu erwecken, auch seine jüngere Tochter von mir gemalt zu sehen. Ich unterdrückte den Jubel meines Herzens und antwortete auf seine Frage, welchen Preis ich stellen würde, bescheiden, daß ich mit jeder Bezahlung zufrieden wäre und glücklich, dem Schwiegervater Salvestros, für den ich große Verbindlichkeiten hätte, einen Dienst zu leisten. Der Preis komme gar nicht in Betracht, denn das Porträtmalen sei für mich eine Erholung von meinen andern Arbeiten. Isabetta schlug vor, die Sitzungen in ihrer Wohnung abzuhalten, da bei Herrn Tommaso nicht das rechte Licht zu finden sei, und ich erklärte mich bescheidentlich mit allem einverstanden.

Als mir endlich Pia wieder leibhaftig gegenüberstand, überfiel mich die Fremdheit, die noch zwischen mir und ihr herrschte, mit solcher Macht, daß mir war, als würden durch die Nähe Welten zwischen uns ge-

schoben. Sie ließ sich so wenig wie Isabetta von unserer früheren Begegnung etwas merken, aber sie zeigte auch nichts von jenem heimlichen Einverständnis, mit dem mir die ältere Schwester von der ersten Stunde an entgegengekommen war, und wenn ich ihre stille, ganz in sich verschlossene Miene sah, so mußte ich mich fragen, ob sie es denn auch wirklich sei, die mich so mächtig herbeschworen.

Erst als ich den Pinsel in der Hand hatte, wurde ich Herr meiner selbst und gewann den Mut, das schöne Wesen frei anzublicken und dem Köpfchen, das jedem Wink gehorchte, seine Haltung vorzuschreiben. Aber ich suchte durch kein noch so verstecktes Zeichen ihr zu sagen: Hier bin ich, gebiete über mich. Ich dachte, meine Gegenwart müsse ihr ja beweisen, daß ich ihren Ruf verstand und bereit war, alles für sie einzusetzen.

Ohnehin waren Herr Tommaso und Isabetta immerwährend zugegen, und die letztere verwandte kein Auge von mir. Der alte Herr sah bei der Arbeit zu, lobte und tadelte auch zuweilen mit verständigen Worten, daß es eine Freude war, ihn zu hören. Aus seinem ganzen Wesen sprach mich tief bewegend die Zärtlichkeit für dieses Kind, das ihm zur Wonne seines Alters geboren war und das er nun bald auf immer missen sollte. Zuweilen nickte er ein wenig im Lehnstuhl ein, das schöne, rein umrissene Haupt mit dem langen, weißen Barte auf die Brust senkend; wenn er dann plötzlich auffuhr, hatte er die kleine Schwäche, zu versichern, daß er nicht geschlafen, sondern jedes Wort ge-

hört habe. Am liebsten sprach er mit mir von Rom, wo er auch Herrn Latino gekannt hatte, als ich noch ein Kind war, und er erinnerte sich jener Zeiten mit Freude und Dankbarkeit, hatte er doch dort sein zweites Lebensglück gefunden.

Zur Pestzeit nämlich, als man sich der Seuche nicht mehr erwehren konnte, hatten sich die Frauen und Mädchen Roms zusammengeschart und zogen mit einer Fahne, darauf der heilige Sebastian gemalt war, durch die Straßen unter Gesang und Anrufung des Heiligen, daß er mit seinem ausgebreiteten Gewand die Pfeile des Verderbens abwehre. Pias Mutter, als eine der Jüngsten und Schönsten, durfte die Fahne tragen, und bei dieser Prozession sah sie Herr Tommaso zum ersten Male. Der Heilige erhörte die Bitte, und von Stund an erlosch die Pestilenz, einen andern Pfeil aber konnte er nicht entkräften, nämlich den, der Herrn Tommaso aus den Augen des schönen Mädchens getroffen hatte. Der Alternde folgte der Jungen in ihre Wohnung und warb um sie, die nicht von seinem Stande war, ihm aber die Bitterkeit des Exils in ein neues Jugendglück verwandelte und deren frühen Verlust er niemals aufhörte zu betrauern.

Bei Nennung des heiligen Sebastian war über Pias Wangen eine tiefe Glut gezogen, und aus ihren halbgesenkten Augen traf mich ein zitternder Strahl.

„Ihr habt allen Grund, diesen Heiligen zu ehren," sagte ich mit Betonung, sie fest anblickend, aber sie antwortete nicht und ihr Vater begann sich nun sehr

lobend über meine Sebastiansfresken zu verbreiten, von denen er die beiden ersten gesehen hatte.

Was ich nicht aussprechen durfte, das sagte ich nun der Geliebten Tag für Tag mit dem Pinsel. Ich begnügte mich nicht mit der Ähnlichkeit der Züge, sondern legte Pias ganze Seele, wie ich sie ahnte, in das Bild hinein und gab dem Gemälde eine innere Leuchtkraft, neben der all meine anderen Bildnisse nur Farbenkleckse waren. Die Augen hatten etwas Hilfesuchendes, wie wenn die gefesselte Seele um Erlösung flehte, aber um den Mund schwebte ein kaum wahrnehmbares Lächeln, eine ferne, ahnungsvolle Glücksverheißung. Die zarte Gestalt blieb ganz unter den dunkeln Gewändern verborgen, nur der Ansatz des Kopfes, der blumenhaft wie auf schlankem Stengel saß, und die zarte anmutige Linie, mit der der Hals in den Nacken überging, waren noch sichtbar, die dunklen Haare von spielenden Lichtern vergoldet, einfach gescheitelt und aufgesteckt. Ich änderte nichts, denn alles war Offenbarung, da es aus meinen verliebten Augen unmittelbar in den Pinsel floß, aber der Sitzungen wurden viele und sie dauerten lang. — Der Notar bemerkte zuweilen, indem er sich die Hände rieb: „Ich sag' es ja, die wahrhaft guten Bilder werden überhaupt nicht fertig."

Endlich fand sich doch ein Augenblick, wo ich dem Mädchen unter vier Augen gegenüber saß, denn Herr Tommaso, der uns für heut allein Gesellschaft leistete, hatte die seinigen wieder einmal zu friedlichem Schlummer geschlossen. Sobald ich seine gleichmäßigen Atem-

züge vernahm, beugte ich mich gegen das Mädchen vor und sagte leise: „Ihr seid mir nicht mehr böse, Madonna?"

Sie hob die großen Augen erstaunt gegen mich auf und fragte: „Worüber?"

„Weil ich für die Sebastiansgruppe Eure Züge stahl."

„Was sagt Ihr nur!" flüsterte sie verwirrt. „Ich muß Euch ja dankbar sein, daß Ihr mich wert hieltet, in Eurer Kunst fortzuleben."

„Und doch gingt Ihr damals zürnend fort und ließt mich in Schmerzen zurück."

„Nicht zürnend," stammelte sie, — „ich war nur ins tiefste Herz erschrocken, als Ihr mir mich selbst zeigtet mit dem entseelten Märtyrer auf dem Schoße, denn es war mir, als hättet Ihr meine eigenen Gedanken gemalt."

Ich wußte nicht recht, was sie damit sagen wollte, aber ich hatte den Pinsel weggelegt und hörte ihr zitternd zu. Ich schielte nach Herrn Tommaso hinüber, der schlummerte im Lehnstuhl ruhig fort. Da zog ich die Sonette aus dem Busen, die ich immer hier verborgen trug, faßte ihre Hand, die sie mir mit einem tiefen Blick vertrauend überließ, und fragte stammelnd, wer sie solche Worte gelehrt habe, die mein Herz unentrinnbar umstrickten, daß es ihr folgen müßte, wohin sie auch ginge.

Sie war tief erglüht und antwortete verwirrt, ohne die Verse abzuleugnen, sie sei es gewohnt, so vor sich hinzuträumen, das füge sich zuweilen von selbst zum Reim.

„Die Einsamkeit hat mich das gelehrt, — denn, wenn ich sprechen soll, so kann ich nicht ausdrücken, wie ich's fühle, aber in Reimen kann ich alles frei heraussagen." — Dabei blickte sie mich ernst und hingebend an.

Es schien mir nur natürlich, daß sie keine andere Sprache hatte, als die Poesie, denn in ihrer zarten unirdischen Schönheit glich sie in diesem Augenblick einem Wesen von höherer Art.

Ich lag auf meinen Knieen und bedeckte ihre Hand mit Küssen: „Ich habe alles verstanden, Pia," jubelte ich, „auch was Euer Mund nicht sprechen kann —" aber ehe ich fortfahren konnte, hatte sie mir ihre Hand entrissen, ich hörte ein Geräusch hinter mir, und mich umblickend, gewahrte ich Herrn Tommaso, der sich die Augen rieb und mich verwundert ansah.

Ich stotterte, daß ich meinen Pinsel gesucht hätte, der mir allerdings entfallen war und neben Pias Stuhl am Boden lag.

Der alte Herr versicherte aber diesmal nicht, er habe alles gehört, sondern sagte: „Ich muß etwas geträumt haben."

Dieser Vorgang spielte sich nicht in Salvestros Räumen, sondern in meinen eigenen ab. Ich hatte nämlich darauf bestanden, Pias Bildnis, welches das Entzücken der ganzen Verwandtschaft war, in meiner Werkstätte fertig zu malen, weil bei den kurzen, trüben Wintertagen das Licht in der düsteren Wohnung Salvestros zusehends schwand. Ich verfuhr dabei nach dem Grundsatz Cäsars, der den Feind zu trennen rät,

denn ich war der ewigen Gegenwart Isabettas müde und meinte, den entscheidenden Augenblick nicht länger verschieben zu dürfen. Freilich fand ich mich eine Zeitlang in meinen Hoffnungen getäuscht, denn Isabetta, die sich zu Hause langweilte, machte sich's zur Aufgabe, die Schwester täglich zu begleiten, eine überflüssige Aufsicht, da der Vater selbst uns nie verließ.

Die letzten Sitzungen fielen gerade in den Beginn des Karnevals, der in diesem Jahr mit unerhörtem Aufwand und einer noch nie dagewesenen Pracht der Schauzüge gefeiert wurde. Lorenzo hatte mein Talent für pomphafte Schaustellungen und Dekorationen erkannt und überließ mir den Entwurf des Bacchuszuges, für den er selbst die unvergänglichen Verse gedichtet hatte. Die besten Architekten und Maschinisten, Maler und Musiker arbeiteten im Wettstreit Tag und Nacht, dieser um den Teilnehmern die Chorgesänge einzuüben, jener um Schmuck und Gewänder auszuwählen, andere um die wunderbar künstlichen Maschinen zu fügen, aus denen schwebende Genien einen Blumenregen, und lebendige Amoretten ihre Pfeile in die Menge streuen sollten. Ich war die Seele all dieser Erfindungen, und das laute, fieberhafte Treiben füllte die Zeit aus, die ich fern von Pia verbrachte, und beschwichtigte ein wenig meine verliebten Qualen.

Nun hatte ich, um der schaulustigen Isabetta und ihrer ganzen Verwandtschaft gefällig zu sein, das Dach meines Hauses durchbrechen und zu einer Art Terrasse umschaffen lassen, von wo aus der Festzug, der in der Via Larga vom Mediceerpalast seinen Ausgang nahm,

bequem zu überschauen war. Denn wer keine Fenster nach einer der Hauptstraßen hatte, der mußte auf das Schauspiel verzichten, weil es in diesen Tagen lebensgefährlich war, sich unter die Menge zu wagen. So machte Isabetta mit ihrer ganzen Sippe und Freundschaft gern von meiner Terrasse Gebrauch, mit Ausnahme Salvestros, der sich zu erkälten fürchtete.

Ich selber aber war mit Pia und ihrem Vater in der Werkstätte zurückgeblieben, um das gute Licht noch zu benützen, wobei sich der Auftritt zutrug, den ich eben geschildert habe.

Das Jauchzen und Händeklatschen der Gesellschaft hallte bis zu uns herunter und mischte sich mit den dröhnenden Trompeten und den schrillen Pfeifen auf der Straße, die den Beginn des Schauzugs verkündeten.

Von der Werkstätte aus konnte man denselben nicht sehen, da die Fenster nach Norden gingen, deshalb kam Isabetta herabgestürzt, um uns auf die Terrasse zu holen. Für mich war es nun ein rechter Frondienst, die ganze Anordnung des Zuges zu erklären, den Pantherwagen mit der hochthronenden üppigen Frauengestalt und dem weinseligen Gotte, die springenden Bacchanten und taumelnden Silene mit ihrem Gefolge von Nymphen und Faunen, und was sonst meiner eigenen erfinderischen Phantasie entquollen war, was mich aber jetzt in meiner seligen Weihestimmung fast anwiderte.

Die beginnende Dunkelheit mahnte meine Gäste an die Heimkehr, aber eine dicht zusammengeknäuelte Menschenmasse, vor- und rückwärts wogend ohne sich vom

Platze zu bewegen, füllte die Straßen, die nach dem Dom führten. Aus den Fenstern ergoß sich ein ununterbrochener Regen von Blumensträußen, Orangen und Konfekt, als sei Florenz in ein einziges umgestürztes Horn des Überflusses verwandelt. Die Gassen waren ein Pandämonium von tanzenden Masken, fackelschwingenden Reitern, geschmückten Schauwagen und brüllenden Zuschauern, die mit ihrem Lärm das Himmelsgewölbe erschütterten.

Ich führte deshalb die Gesellschaft durch eine Hintertür und einen Garten nach menschenleeren Seitengassen, von wo ein jeder ungefährdet seine Wohnung erreichen konnte, aber hier ließ Herr Tommaso Isabetta und Pia ein wenig vorausgehen und hielt mich bei der Hand zurück.

„Ich habe heute einen sonderbaren Traum gehabt, mein Lieber," sagte er leise. „Ich bin auch jung gewesen und weiß, wie das Herz mit jungen Leuten durchgeht, aber ich will nicht, daß solche Träume sich wiederholen, deshalb muß ich dich ersuchen, Pias Bild aus dem Gedächtnis fertig zu malen."

Mir war bei den ersten Worten der Atem ausgeblieben, jetzt riß er sich mit einem lauten Schluchzen los, das wie ein Schrei klang.

„Was ist dir?" fragte der alte Herr bestürzt.

Ich antwortete nichts, als: „Ihr tötet mich!" aber ich sagte es in einem Ton so aufrichtiger Verzweiflung, daß er sich rühren ließ und mich fragte, ob ich denn das Mädchen wahrhaft zu lieben glaube.

Da gestand ich ihm alles — soweit es mich allein

betraf — wie ich seine Tochter zum ersten Male gesehen und wie mich ihre Gestalt von da an als mein eigener Genius umschwebt und zu meinem besten Schaffen befähigt habe, ich sagte ihm, daß ich nur um ihretwillen Isabettas Bild gemalt und daß sein eigenes wohlwollendes Entgegenkommen eine Hoffnung in mir genährt habe, ohne die ich das Leben nicht mehr ertragen könne.

Er schien von meiner Beichte bewegt, zumal ich nicht versäumte, ihn an die Zeit zu erinnern, da er um Pias Mutter warb, eine Mahnung, die, wie ich wußte, in sein Herz drang. Er fragte, ob ich denn nicht wisse, daß seine Tochter Novize sei; ich mußte dies bejahen, gestand aber, daß ich aus Andeutungen ihrer Schwester zu entnehmen geglaubt, man würde nicht verschmähen, sie zu vermählen, wenn sich eine passende Gelegenheit fände. Ich wisse wohl, daß mich meine Herkunft nicht berechtigen würde, die Augen zu seiner Verwandtschaft zu erheben, aber ich glaube, mir durch mein Talent eine ehrenvolle Stellung in der Stadt erworben zu haben, und sei gewiß, daß es angesehene Männer gebe, die mir ihre Töchter nicht weigern würden.

Herr Tommaso versank in längeres Sinnen und sagte endlich: „Es ist wahr, daß wir bei der Versorgung unserer Töchter nicht wählen können, wie so viele andere, und es ist auch wahr, daß ich mich mit Schmerzen auf immer von meinem Kinde trenne. Aber ich muß dir gestehen, daß ich, wenn die Dinge anders ständen, niemals eingewilligt hätte, sie einem Maler

zur Frau zu geben. Wenn du nach dieser freimütigen Erklärung auf deiner Werbung beharrst, so magst du dir dieser Tage die Antwort holen."

Ich versicherte mit freudeklopfendem Herzen, daß ich mit seiner Erklärung völlig einverstanden sei und Pias Hand als eine unverdiente Gunst von ihm empfangen werde, für die ich bereit sei, mit meinem Leben zu danken.

Der alte Herr schien mit meiner Versicherung zufrieden, und ich wagte kaum zu atmen, um nicht aus meinem seligen Traum zu erwachen.

Nachdem wir eine Weile schweigend nebeneinander hingegangen waren, fragte er, aus Gedanken auffahrend: „Hast du den Dominikanermönch schon predigen hören?"

Ich verneinte beklommen.

„Es ist wahr, er ist ein großer Redner," fuhr Herr Tommaso fort, „aber ich bin alt, ich nehme nichts neues mehr auf. — Mein Sohn Ruggiero ist einer seiner glühendsten Anhänger."

Und wie mit sich selber sprechend, setzte er hinzu: „Es will mir nicht gefallen, — ich fürchte, es ist nur, weil sie einen Haß, nicht weil sie eine Liebe haben."

Als wir in der Nähe seines Hauses waren, sagte er plötzlich: „Ich will heute noch mit dem Mädchen sprechen, und dann mag Salvestro den Kontrakt aufsetzen. Geschehene Dinge müssen recht sein."

Also war ich der Antwort sicher, und aus der vertraulichen Mitteilung über seinen Sohn durfte ich

schließen, daß er mich bereits als ein Familienmitglied betrachtete.

Ich mußte die Seligkeit, die mir fast den Busen sprengte, durch das Stadttor hinaus in die freieren Lüfte tragen. Dort stand ich lange auf dem Flußdamm bei den Weiden, bis ich Pias Fenster sich erhellen sah und mir sagte, daß jetzt wohl die Unterredung mit dem Vater vorüber sei.

Kanonendonner und der tausendstimmige Jubelruf Palle! Palle! zerriß die Luft, als über den schwarzen Häusermassen sieben feurige Kugeln, das mediceische Wappen bildend, langsam in die Höhe stiegen und eine flammende Palme ihre Funken bis hinauf zu den Gestirnen warf, die groß und ruhig niedersahen.

Ich saß in dieser Nacht noch lange in meinem Stübchen, zu dem nur ein kleines Stück Sternenhimmel hereinblickte, ohne ein Licht anzuzünden, und die Türe hatte ich auch verriegelt, damit mir nicht plötzlich eine Schar angetrunkener Masken hereinstürme und die stille Seligkeit meines Busens entweihe. Denn selbst bis in meine enge Gasse wälzte sich die nächtliche Orgie, die bis zum Morgen fortdauerte. Der Schöpfer des Bacchuszuges drückte unterdessen seinen Kopf in das einsame Kissen und träumte von der süßen, reinen Blume, die er durch die Macht seines Pinsels erworben zu haben glaubte. Aber durch die wonnevollsten Visionen hindurch klang immer wieder von unten herauf das warnende Ritornell des Bacchusliedes:

Di doman non c'é certezza!

* *
*

Salvestro erschien des andern Tages bei mir und zeigte sich von allem unterrichtet. Er kam, um die Bedingungen der Heirat in trockener Weise zu erörtern, und ich zeigte ihm meine Bücher, welche zur Genüge bewiesen, daß ich im stande war, eine Familie auf mehr als anständigem Fuß zu erhalten. Der Notar schied sehr befriedigt von mir, nachdem er erklärt hatte, daß er alle Schwierigkeiten für beseitigt halte und Messer Tommaso unverzüglich Mitteilung machen werde. Er ließ mich dabei durchblicken, welche Vorteile er von der neuen Verbindung für die ganze Familie erhoffe, und ich verstand wohl, was er meinte. Denn er hatte vordem ein öffentliches Amt besessen, das ihm gelegentlich seiner Heirat mit der Tochter eines Verbannten durch allzu diensteifrige Kreaturen Lorenzos entzogen worden war, und bei dieser Gelegenheit war er auch um eine Summe rückständigen Gehaltes gekommen, die er nie wieder erlangen gekonnt. Die Schuldforderung hoffte er durch meine Fürsprache bei Lorenzo selbst schon lange einzutreiben, und da ich den festen Vorsatz hatte, mich niemals in etwas zu mischen, das einer Staatsangelegenheit nur von ferne ähnlich sah, bat ich ihn, die Summe einstweilen als Vorschuß von mir anzunehmen, bis sich die Gelegenheit finde, seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen.

Wiewohl Herr Tommaso wünschte, die Verlobung geheim zu halten, so war doch schon am selben Tage die ganze Verwandtschaft davon unterrichtet, und einer um den anderen kam, mir seine Freude zu bezeigen

und aus meiner Vertrauensstellung bei Lorenzo irgend einen Vorteil für sich zu erhaschen.

Herrn Tommaso sah ich in dieser Zeit nur ein einziges Mal und in seiner eigenen Wohnung, die ich damals zuerst betrat. Er empfing mich väterlich und ließ mich von meiner Jugend und Erziehung erzählen. Dabei fiel mir eine große Blässe und Müdigkeit in seinen Zügen auf, die mich bekümmerte, und mitten im Sprechen senkte er den weißen Kopf auf die Brust und entschlief. Noch schwebt mir die lange Halle im ersten Stockwerk vor, mit einem Fenster nach dem Flusse und dem anderen nach dem Gärtchen, zu dem von hier wenige Stufen hinabführten. Schwere, wurmstichige, aber schön geschnitzte Tische und Stühle bildeten das einzige Mobiliar, an der Wand hing eine Reihe Ahnenbilder von mittelmäßiger Arbeit, aber lauter edle, schön geschnittene Gesichter, die Männer mit einem Zug von Gewaltsamkeit, der auf rasche Taten schließen ließ. Viele unter ihnen zeigten jene herabgezogenen Mundwinkel, die ich zuerst an Pia bemerkt hatte, und die ein Abzeichen des Geschlechts zu sein schienen; diese hatten alle in der Blüte der Jahre gewaltsam geendet, einige davon auf dem Blutgerüst.

Ich blickte von diesen melancholischen Gesichtern weg auf den Schläfer, dessen greises Haupt ein Strahl der westlichen Sonne verklärte, der einzig lichte Punkt in dem düsteren Gemach. Sein Gesicht schien von dem traurigen Abzeichen übergangen zu sein, vielleicht war es auch nur durch den dichten Bartwuchs verborgen.

Als er aufwachte, fuhr er in demselben Gedanken-

gang fort, bei dem ihn der Schlummer überrascht hatte, und schien von der Unterbrechung nichts zu wissen.

Pia bekam ich nicht zu Gesichte, und die Bescheidenheit verbot es, ihren Anblick zu suchen.

Als ich nach einigen Tagen wiederkam, fand ich zu meinem höchsten Erstaunen die Treppe im Hof, die zu Tommasos Räumen führte, durch einen bewaffneten Bengel von soldatischem Ansehen und mit häßlichen, scheelen Augen gesperrt, der mir mit barschem Gebaren den Zugang wehrte. Auf meine Frage nach Messer Tommaso antwortete er kurzweg, der alte Herr sei nicht zu sprechen, und pfiff, sich gegen die schräg aufgestemmte Hellebarde lehnend, laut und höhnisch vor sich hin.

Mir ahnte Unheil, und da er auf mein gütliches Zureden nicht achtete, und ganz danach aussah, als sei er gesonnen, gegen einen Wehrlosen Gewalt zu brauchen, eilte ich die freie Treppe zu Salvestros Wohnung hinauf, um mir eine Erklärung auszubitten. Ich fand aber nur Isabetta, die ich seit jenem Karnevalstag nicht wieder gesehen hatte und die mir jetzt im heftigsten Zorn den Rücken wandte.

Ich bat und beschwor sie, mir zu sagen, was vorgehe, konnte aber nichts anderes erfahren, als daß ich ein sitten- und gewissenloser Mensch sei, der sein Gewerbe mißbrauche, um sich in ehrbare Familien einzuschleichen und Hader und Verwirrung zu stiften.

Endlich erschien Salvestro ganz zusammengedrückt und noch kleiner als sonst, er stimmte in die Litanei

seiner Frau ein und stotterte: „Ich — ich sagte es Euch ja, es tut nicht gut."

„Aber was um aller Heiligen willen ist denn geschehen?" rief ich außer mir.

Nun erfuhr ich, daß den Abend zuvor ganz unerwartet Ruggiero eingetroffen sei, niemand wisse, aus welcher Veranlassung. Er sei aber eben recht gekommen, um die Zügel der Hausregierung zu ergreifen, da er seinen Vater in einem Zustand tiefer Schlafsucht gefunden habe, aus dem der alte Herr nur vorübergehend durch die Reizmittel der Ärzte zu erwecken sei, und man sehe wohl, daß es rasch zu Ende gehe. Ruggiero habe, voll Grimm über die geplante Heirat, sofort den aufgesetzten Kontrakt zerrissen, und er, Salvestro, sei beauftragt, mir dies in bündiger Form mitzuteilen und alle meine weiteren Schritte im voraus für nutzlos zu erklären.

Den Grund dieser Gewalttat konnte oder wollte mir Salvestro nicht nennen, und ich beredete ihn vergeblich, einen lichten Augenblick zu benützen und gemeinsam mit mir den Kranken zu einer klaren Äußerung seines Willens zu vermögen. Der Notar zitterte bei dem bloßen Gedanken an einen Streit mit Ruggiero und versicherte, der alte Herr sei gar nicht mehr imstande, einen Willen zu haben, geschweige denn ihm Geltung zu verschaffen.

Trostlos verließ ich das Haus, das ich mit so stolzer Zuversicht betreten hatte. — Noch desselben Tages erschien jener Bursche mit den frechen, schielenden Augen in meiner Werkstätte, verlangte im Namen Ruggieros,

daß ich ihm das bestellte Bildnis seiner Schwester ausliefere und meine Forderung dafür nenne, ich geriet aber in solche Wut, daß ich den Ungezogenen ohne weiteres zur Türe hinauswarf.

Ich machte jetzt bei den Verwandten die Runde, die sich mir so freundschaftlich genähert hatten, und bat um ihren Beistand, aber ich fand überall verlegene Gesichter oder gar geschlossene Türen, denn Ruggiero schien auf alle einen Bann zu üben, der selbst ihren Eigennutz zum Schweigen brachte.

Und dazu wie ein Hohn auf meine Verzweiflung der wilde Mummenschanz, der immer weiter tobte und mir als seinem Vater huldigte. Täglich neue Umzüge, Jubel und Gesang in meiner Gasse, wobei ich die Fenster verhängte, um nichts zu sehen noch zu hören.

Einmal, während ich so zu Hause saß, trat ganz plötzlich Ruggiero in meine Werkstätte. Auch wenn er seinen Namen nicht genannt hätte, würde ich ihn an der Ähnlichkeit mit Vater und Schwester erkannt haben, vor allem an dem Schnitt des Mundes, der den Familienzug besonders deutlich trug. Ihm allein eigen waren nur die dichten, zusammengewachsenen Augenbrauen, die ihm ein gewaltsames Ansehen gaben und die ich nur bei einem einzigen seiner unglücklichen Vorfahren so gefunden hatte.

Er teilte mir mit trockenen Worten mit, daß der alte Herr Tommaso das Zeitliche gesegnet habe und daß er gekommen sei, die Verpflichtungen seines Vaters einzulösen. Er ersuche mich also, ihm das Bildnis seiner Schwester auszuliefern und jeden beliebigen

Preis dafür zu fordern. — Unsere besonderen Beziehungen und das inzwischen Vorgefallene berührte er mit keinem Wort.

Ich bezwang mich und erwiderte ebenso ruhig, daß ich dem Sohne des edlen Toten zu jedem Dienst verpflichtet sei, daß ich aber die Arbeit nicht aus den Händen geben könne, bevor sie mein eigenes Gewissen befriedige, wozu ich noch einer weiteren Sitzung benötigt sei.

Doch diese List verschlug mir nichts, Ruggiero strich sich mit der Hand über das durch eine mächtige Narbe verunzierte Gesicht und sagte: „Ich weiß wohl, daß es bei Malern Brauch ist, niemals fertig zu werden, aber einmal müßt Ihr ja doch ein Ende machen, also gebt nur her.“

Während wir so stritten, hatte er mit seinen Falkenaugen das von einem Vorhang halb verdeckte Bildnis erspäht, er langte es ohne weiteres von der Staffelei und trat damit zum Fenster. Das süße Gesicht leuchtete aus dem dunkeln Hintergrund mit seinem unergründlichen Liebreiz um den ernsten, geschlossenen Mund und schien für seinen Maler zu bitten.

Auch Ruggiero verstand die stumme Gewalt der unwiderstehlichen Augen, es ging etwas Mildes durch seine herben Züge und er sagte: „Das ist trefflich gemalt, ich kann Euch meine Anerkennung nicht versagen.“

„So müßt Ihr auch erkennen, lieber Herr, daß dies keine Arbeit ist, die man beim ersten besten bestellen und sie ihm mit Geld vergüten kann. Ein

solches Bild konnte nur malen, wer Eure Schwester höher schätzt als sein eigenes Leben, und es ward begonnen unter der stillschweigenden Bedingung, daß ich es nur aus den Händen geben würde, um das Urbild dagegen zu empfangen."

„Genug und übergenug von diesem Gegenstand!" antwortete Ruggiero finster und wandte sich der Türe zu. „Meine Schwester darf zwischen uns gar nicht mehr genannt werden. Ihr kennt unsern Entschluß. Und morgen werde ich zu Euch schicken und noch einmal fragen, was Eure Bedingungen sind wegen des Bildes, denn es kann mir nicht gleichgültig sein, die Züge meiner Schwester in fremden Händen zu lassen."

Er wollte gehen, doch ich hielt ihn auf.

„Ihr müßt wissen, daß Drohungen hier gar nichts nützen, aber für Eure Freundschaft hätte ich jedes Opfer gebracht. Sprecht ein gutes Wort, so ist das Bild Euer."

„Ich drohe nicht, ich bin kein Händelsucher, sonst würde ich anders reden, aber ein Freund meiner Feinde kann nicht der meine sein."

Ich trat ihm lebhaft näher.

„O möchtet Ihr eine Seele nicht zurückstoßen, die sich Euch so herzlich zu verbinden wünscht! Gleich als ich hierher kam, hat mir das Herz geblutet, Euer edles Wappen geschändet zu sehen. Und doch wäre alles gutzumachen, wenn Ihr nur wolltet."

Ruggiero trat ein wenig zurück und maß mich von Kopf zu Fuße. Ein stolzes Lächeln ging über seinen Mund.

„Und wenn Ihr Lorenzos rechte Hand wäret, hier ist niemand, den nach den Gnaden Eures Gebieters lüstet. Wißt, daß seine Ahnen sich bescheiden in ihre Buden gedrückt haben, wenn die meinigen über den Platz ritten. Und wir sollten ihn um Wohltaten angehen? Nein, ihn frei und offen hassen zu dürfen, ist alles, was wir von ihm wünschen, sagt ihm das!"

Das klang freilich anders, als was ich von Salvestro und den übrigen zu hören gewohnt war. Doch während mich des Jünglings Worte, seine edle Haltung und die Festigkeit, die aus seiner ganzen Erscheinung sprach, zu unwillkürlicher Sympathie hinrissen, mußte ich zugleich erkennen, daß es dieselben Eigenschaften waren, die mein Unglück unwiderruflich machten.

„Wie?" sagte ich, „ist dies gerecht, ist es menschlich? Ich kam als ein Fremder in diese Stadt, um Werke des Friedens hier zu schaffen, nicht um an ihren Kämpfen und ihrem Haß teil zu haben; weiß ich doch kaum von den Parteiungen, die sie so lang entzweiten. Wenn hier Unrecht geschehen ist, soll ich es entgelten? Ihr seid Soldat, und wenn ein Kriegsherr Euch in Sold nimmt, so fragt Ihr nicht lange, ob seine Sache gerecht und ob seine Hände rein sind; so trat ich in Lorenzos Dienste, nur mit dem Unterschied, daß ich in seinem Namen kein Blut vergieße, niemand Ketten bringe."

„Ist das gewiß?" sagte Ruggiero, und aus seinen Augen schlug es wie zwei Feuerflammen. Er tat mit erkünstelter Ruhe ein paar Schritte durch das Zimmer und setzte sich dann auf eine Stuhllehne. „Soll ich

Euch etwas erzählen?“ begann er. „Ich trieb mich gestern so auf den Gassen umher, — ich suchte da zwei kostbare Dinge, Herr, — die Freiheit von Florenz und die alte Zucht unserer Sitten. Da begegnete ich dem Panthergespann mit den thyrsusschwingenden Dirnen und ich mußte mich zur Seite drücken, sonst hätten sie mich niedergerannt. Es war schon etwas spät und die Lust auf ihrem Gipfel. Die schöne Ariadne glitt aus den Armen ihres taumelnden Gottes herunter, und ein fetter Silen mit Efeukranz um die Glatze — man sagt mir, es sei ein Bischof — trug die Beute davon. Das Volk aber jauchzte Lieder nach — ich will davon schweigen, man sagt ja, Seine Magnifizenz lasse sich selbst herbei, solche Gesänge zu dichten. Aber ich fragte, wer diesen schönen Schauzug ausgedacht habe, und man nannte mir Euren Namen. Es war nicht das erste Mal, daß ich ihn hörte, ich hatte ihn schon früher vernommen aus dem verehrungswürdigsten Munde und ich wußte, daß viele Eurer Bilder den Gutgesinnten ein Ärgernis sind, doch auf solchen Wegen dachte ich Euch nicht zu finden. Vielleicht daß Ihr es so genau nicht wißt, zu welchen Diensten Euch der Tyrann mißbraucht, der nicht mit Schwert und Dolch unter seinen Mitbürgern wütet, sondern ihre Seelen vergiftet und sie im Schlamm gemeiner Lüste wälzt, bis sie so stumpfsinnig werden, daß sie die Kette nicht mehr am Halse fühlen. Als ich vor Monden Florenz verließ, da war mein Herz voll Hoffnung, denn ein Geist des Ernstes war über das Volk gekommen, ein Besinnen, das der erste Schritt

zur Freiheit ist. Das alles dankten wir den Feuerworten des einzigen Mannes, den der Himmel zum Strafen und zum Retten gesendet hat. Und wie habe ich jetzt meine Mitbürger wiedergefunden? Die Saat, von der wir eine reiche Ernte erwarteten, weithin überschwemmt von dem Schlamm Eurer wilden Orgien, und mancher, in dessen Herz schon die Donnerstimme des Propheten geschlagen hatte, rast jetzt neben dem Panthergespann her und klammert sich krampfhaft der fliehenden Lebensfreude an das Kleid, als könne er so dem morgen entgehen. Ja, dieses morgen! Nicht umsonst hat er den Propheten ermahnt, nicht so viel von dem morgigen Tage zu reden. Nicht umsonst brüllt es mir aus jeder Straßenecke entgegen: ‚Kein morgen! Haltet den Augenblick fest, denn es gibt kein morgen!‘ Aber ich hoffe ihn noch zu erleben, den Aschermittwoch, der auf diesen Karneval folgen wird!“

Ich stand während dieser sprudelnden Rede wie gelähmt und vermochte nichts zu meiner Verteidigung zu sagen. Gewohnt, mich in Lorenzos Gunst zu sonnen, war ich dem großen Strome gefolgt und hatte mich seiner überwältigenden Persönlichkeit blindlings hingegeben, ohne je zu fragen, wie wohl die Kehrseite der glänzenden Schaumünze beschaffen sei. Jetzt erhob sich ein Etwas in meiner eigenen Brust und wollte dem Ankläger recht gegen mich geben, und während ich mich aufzulehnen suchte gegen die zugefügten Kränkungen und Schmerzen, überfiel es mich mit unsäglicher Verwirrung, daß sie vielleicht nicht völlig unverdient seien.

In solchem Zustand ließ mich Ruggiero zurück.

Er hatte noch beim Fortgehen Miene gemacht, Pias Bildnis gleich mit sich zu nehmen, aber ich war davor getreten, um mein Eigentum zu schützen, da hatte er sich in Geduld gefaßt, und mit den Worten: „Ich bin ein Christ und will keine Gewalt brauchen" — hatte er das Zimmer verlassen.

Doch noch vor der Schwelle rief er zurück: „Ihr werdet mir das Bild senden, Meister, es ist meine Bitte!"

Das Wort Bitte sprach er mit einer Betonung aus, die klang wie ein klirrendes Schwert.

Ich sah ihm lange nach, wie er die Straße hinabschritt mit dem ernsten, kriegerischen Anstand, den ich ungeachtet meiner Verzweiflung bewundern mußte.

Mein Leben in Florenz zog, ohne daß ich es wollte, an meinem inneren Auge vorüber. Die Freundschaft des Herrschers, die rasche Gunst bei der Menge und diese Geselligkeit, bei der alle Musen und Grazien zugegen waren. Ich stellte mir die Gesichter meiner neuen Freunde vor: welch eine Feinheit im Blick, wie viel Geist auf den klugen, schmalen Lippen, diese Züge sprachen eine Höhe des Denkens aus, wo der Begriff von Recht und Unrecht aufhörte, hier gab es keine Begeisterung mehr als die Kunst und außer der Schönheit keinen Gott.

Und dieses Mysterium für wenige Eingeweihte, war es wahr, daß ich es unter die Menge getragen hatte, die mit ihren groben Sinnen nur Gift und Verderben daraus saugen konnte? Ich wußte, ich hatte mit meinem Pinsel Familienglück zerstört und Mädchen

um ihre Tugend gemalt, denn wo meine Kunst eingedrungen war, zog die Eitelkeit nach und öffnete der Verführung die Türen. Aber dies rechnete ich mir nicht als Verschulden, sondern nur als unglücklichen Zufall an. Und dennoch lag eine Beklemmung auf mir, wie das Gefühl von Schuld und die Ahnung von schwerer Buße.

Damals konnte ich freilich diese Dinge noch nicht so deutlich unterscheiden, wie ich sie jetzt aus der Entfernung eines halben Jahrhunderts und darüber wahrnehme, ich fühlte nur aus Ruggieros harten Reden die Macht der Wahrheit heraus und fluchte gleichzeitig der Schwäche meines Naturells, die mich in den Stand setzte, so gerecht zu sein und gegen mich selbst Partei zu nehmen.

Aus dieser Selbsterniedrigung trug mich endlich der Gedanke an das reine Geschöpf, das durch seine Liebe mich vor mir selbst geadelt hatte, wieder empor. Wenn Pia mir ihr Herz schenken konnte, wie brauchte ich da an mir zu zweifeln und nach anderer Menschen Beifall zu fragen?

Nur auf ihre Rettung hatte ich zu sinnen, sie dem Klosterzwang zu entreißen und auch gegen den Willen ihrer Familie für das Leben, für mich selber zu gewinnen. Aber würde ich das zarte, an keinen Kampf gewohnte Kind bereit finden, mir heimlich zu folgen und um meinetwillen den tödlichen Groll des Bruders auf sich zu nehmen? Ich wußte es nicht; ihre Seele war mir ein angestauntes, süßes, unergründliches Rätsel geblieben, mir fehlte jede Kenntnis, um zu berechnen, wessen ihre Natur fähig war.

Aller Zugang zu ihr blieb mir versperrt, selbst dem findigen Cecchino gingen die Mittel aus, denn der einzige Rat, den er noch wußte, Ruggiero durch eine falsche Denunziation ins Gefängnis zu bringen, wurde von mir als allzu florentinisch verworfen.

Ich stand stundenlang auf dem Damm unter den kahlen Pappeln und wartete, ob mir Pia nicht ein Zeichen gebe, aber die Fenster blieben geschlossen, und ich hätte glauben müssen, man habe sie schon ins Kloster gebracht, wäre mir nicht durch Cecchino berichtet worden, daß ihre Prüfungszeit noch daure und die nötige Mitgift noch nicht beisammen sei. Ich segnete in meiner Blindheit den Geiz Salvestros, der, was einmal sein war, mit beiden Händen festhielt, sonst hätte vielleicht mein eigenes Geld der Geliebten die Tore des Klosters öffnen müssen.

Eines Tages, als ich so auf meinem Posten stand, ging jener Bursche mit den scheelen Augen an mir vorüber und sagte, leicht an die Mütze greifend: „Herr, die Wasserdünste sind ungesund, ich möchte Euch raten, den Standpunkt zu wechseln."

Ich drehte ihm wütend den Rücken, gesonnen, mich durch keine Drohung schrecken zu lassen, aber von Stunde zu Stunde wurde es finsterer und hoffnungsloser in meiner Seele.

Ich wandte mich nochmals an den Notar, den ich in viele Tücher gewickelt am Fenster sitzend fand und der mehr denn je über seinen Husten klagte. Der Tod seines Schwiegervaters mahnte ihn an das eigene Sterben, und außerdem beherrschte ihn die Furcht vor

Ruggiero so, daß er auf meine Vorwürfe und Klagen nur ein Achselzucken zur Antwort hatte.

Das einzige, was ich erfuhr, war, daß Pia einen freiwilligen Schwur getan habe, ihre Gedanken ganz von mir ab auf Gott zu wenden, doch aus dieser Mitteilung machte ich mir nicht viel, denn unter dem Drucke der Gewalt gab es keinen freien Willen.

Isabetta hatte gleich zu Beginn unserer Unterredung das Zimmer verlassen; als ich fortging, begegnete sie mir im Flur vor der Treppe und steckte mir im Vorübergehen ein Blättchen in die Hand.

„Obgleich Ihr es nicht verdient habt," so lautete das Schreiben, „sollt Ihr dennoch wahre Freundschaft kennen lernen. Seid vorsichtig, damit nichts Gewaltsames geschieht, und man wird Euch behilflich sein, diejenige wiederzusehen, um deretwillen Ihr Euch nutzlos verzehrt. Liefert das Bildnis aus, schließt Eure Wohnung, schickt die Diener fort und verbreitet in der ganzen Stadt die Nachricht, daß Ihr Florenz verlassen habet. Dann haltet Euch auf Eurem Landsitz verborgen, dort werdet Ihr weitere Nachricht erhalten."

Ich war nicht gewiß, ob diese Weisung nicht vielleicht ein mit guter Absicht gelegter Fallstrick sei, der mich auf einige Zeit vom Schauplatz fernhalten sollte. Aber Cecchino drang in mich, den Rat, den er unter allen Umständen für den besten hielt, augenblicklich zu befolgen. So verschwand ich des andern Tages aus der Stadt, nachdem ich mein Fortgehen so offenkundig wie möglich gemacht hatte, und lebte in tiefster Verborgenheit auf meinem Landgut, wo ich mit niemand

verkehrte als mit Cecchino, der mir täglich aus Florenz Nachricht brachte. Er mietete heimlich ein Zimmer Pias Hause gegenüber und sah das Mädchen, das seit meinem Weggang wieder mehr Freiheit genoß, täglich an der Seite des Bruders nach dem Klosterhof von San Marco wandeln, wo Fra Girolamo noch immer unter großem Zudrang die Apokalypse erklärte.

In dieser Muße spann ich meine Pläne, wie ich Pia befreien und mit mir nach Rom führen wollte, wo wir beide unter dem starken Schutz des Kardinals standen. Wenn ich des Mädchens Einwilligung erlangte, so machte die besondere Lage des Hauses gar nicht viele Vorkehrungen zur Flucht nötig; eine Leiter, nächtlicherweile von dem seichten Arnoufer aus an die Gartenmauer gelegt, ein Kahn, der uns unterhalb des Wehrs auf das andere Ufer übersetzte, und dort zwei Pferde, für die bereits gesorgt war, um uns auf die Straße nach Rom zu bringen, der Sicherheit und dem Glücke entgegen. Cecchino, der in Florenz zurückblieb, mußte durch auffallende Anstalten die Verfolgung nach einer anderen Richtung ablenken, bis wir einen genügenden Vorsprung erlangt hätten. Und waren wir erst in Rom, so konnte uns keines Bruders Grimm unsere Seligkeit mehr trüben.

Endlich ließ mir Isabetta Tag und Stunde nennen, wo ich verkleidet in ihre Wohnung kommen könne, denn Ruggiero müsse über Feld, und der scheeläugige Battista werde ihn begleiten.

Ich wanderte also an einem schönen Wintermorgen in schlechtem Kittel, mit grobem, bäurischem Schuh-

werk, die Haare nach ländlicher Sitte zugeschnitten und einen Korb mit Käse und Eiern auf dem Kopf wie ein Bauer, der die Erzeugnisse des Landguts seiner Herrin nach der Stadt bringt, von Castello herein. Niemand erkannte mich, und ich wollte eben bei der Kirche Ognissanti in die Straße einbiegen, die zu Salvestros Wohnung führte, als ich den ewig lungernden Battista erblickte, der, den Arm in die Hüfte gestemmt, an einer Ecke lehnte. Er pfiff vor sich hin, ohne auf mich zu achten, und ich ging mit behäbigem Bauernschritt ruhig vorbei.

Unter der Haustür stand eine hübsche junge Magd mit klugem Gesicht, die mich scheltend empfing, weil ich so lange auf meine Eier warten lasse, auf der Treppe aber kam mir Isabetta selber entgegen und zog mich in eine tiefe Halle, deren Fenster nach dem Flusse gingen.

Sie legte mir die Hände auf die Schulter und sagte in innigem Ton: „Ich wußte, daß Ihr eine Tollheit begehen würdet, darum wollte ich die Gefahr vermindern, indem ich sie mit Euch teilte. Jetzt habt Ihr Euren Willen und werdet einsehen, wer es gut mit Euch meint."

Dann nahm sie mir das Wort ab, was ich auch vernehme, die Fassung bewahren zu wollen, weil ich durch Lärm und Ungestüm mich selbst und alle in Gefahr brächte. Ihr Bruder, fügte sie hinzu, sehe in mir die ärgste Pest, die über Florenz und sein Haus kommen konnte, und ich hätte seinen Grimm noch mehr gereizt, indem ich ihm das Bildnis vorenthielt.

Während wir sprachen, trat Pia selbst herein. Ich wußte nicht, ob sie auf mein Erscheinen in dieser Verkleidung vorbereitet war, ihre Augen, die mit unnatürlich starkem Glanze leuchteten, als ob an ihrer Stelle dem alabasterweißen Gesicht zwei Diamanten eingesetzt wären, trafen mich ohne eine Spur von Überraschung, aber mit einem fremden, abwesenden Blick.

Ich war mit einem Sprung an ihrer Seite. „Erkennst du mich, Pia?"

Sie nickte, ohne auf meine Maske zu achten. Nun flüsterte ich ihr leise meinen Plan zu, während Isabetta sich zögernd nach dem Hintergrund des Saales zurückzog. Sie habe nichts anderes zu tun, erklärte ich ihr, als mir durch ein Lichtsignal anzuzeigen, ob es im Hause ruhig sei, und dann in den Garten herauszuschleichen, wo ich sie ohne Gefahr die Mauer hinabtragen würde.

Sie aber schüttelte den Kopf und antwortete nur: „Nein, nein, ich darf nicht, ich kann nicht."

„Glaubst du denn, ich wolle dich in Gefahr und Elend stürzen?" sagte ich ungeduldig. „O fürchte nichts — ich habe es dir nie gesagt, in Rom lebt mir ein mächtiger Blutsverwandter, der uns mit starkem Arm gegen alle Nachstellungen schützen wird. Du wirst in ihm einen besseren Bruder finden, als der ist, den du hier verlässest. Er wird dich zu den Füßen des heiligen Vaters führen, daß du von deinem Schwur entbunden wirst, wenn es das ist, was dir Sorgen schafft."

Ich redete noch viel mit der ganzen Gewalt meiner

Liebe auf sie ein, aber sie schien nicht zu hören, noch zu begreifen.

Erst als ich heftiger wurde und einen Arm um sie zu legen wagte, wich sie weit zurück und rief mit flackernden Blicken: „Laßt mich, ich bin geweiht, — nichts Irdisches darf mich mehr berühren."

„Was soll das heißen?" stammelte ich in Herzensangst. „Was ist geschehen, das dich so verwandelt hat?"

Sie lächelte seltsam und legte den Finger auf den Mund.

„In den Zeiten, da es Wunder gab, stiegen die Söhne des Himmels herab zu den Töchtern der Erde. Die Wunder können wiederkehren — Glauben und Schweigen, das ist die Losung — Gelobt sei der Herr in Ewigkeit!"

Ich sah sie starr und entsetzt an, denn tief im Grunde ihrer Augen glühte ein irres Feuer. Sie näherte sich wieder und sagte geheimnisvoll: „Euch darf ich es enthüllen, denn Ihr seid selbst von den Auserwählten, die die Glorie der Seligen geschaut haben."

„Ich beschwöre dich, Pia," — begann ich, aber sie winkte mir zu schweigen, und ich konnte aus den ins Leere starrenden Augen sehen, wie sie in dem Chaos ihrer Gedanken nach einem festen Punkt suchte.

„Wie es kam, weiß ich nicht mehr," hob sie endlich an, „aber ich floh vor dem Strafgericht Gottes, vor Waffengetöse und Angstgeheul, und hatte mich in einen finstern Gang verirrt, in dem ich fort und fort gehen mußte, ohne Ende. Von den Wänden troff

es auf mich nieder, und der Boden, auf dem ich mich mühsam fortschleppte, war feucht wie von Blut. Es fielen mir die römischen Katakomben ein, aus denen kein Weg mehr ans Tageslicht zurückführen soll, und alsbald haschten furchtbare Larven nach mir aus den Mauern hervor, Ungeheuer krochen vom Boden heraus und wollten mich festhalten. Ich riß mich los, eine Tür sprang vor mir auf, ich dachte der Heiligen, die in diesen Grüften begraben sind, und schrie in meiner Not nach Sankt Sebastian.

Da siehe, wunderbar! Aus der tiefen Wand leuchtete mir sein Angesicht entgegen, er schwang sich herab, er selbst, leibhaftig, im glänzenden Gewand; mit dem Schwert in der Faust vertrieb er die Larven und Tiere, die sich winselnd verkrochen. Mir wurde so leicht und selig, die Decke stieg hinauf, bis sie sich hoch oben wölbte, wie die Kuppel Eurer Kapelle, zwei starke Arme umfaßten mich gar sanft und zogen mich empor, die Erde wich zurück, über mir glänzte das Angesicht des Heiligen, wie Ihr ihn gemalt habt, in übermenschlicher Schönheit, mein Kopf ruhte an seiner Brust, und die dunkle Goldflut seiner Haare deckte mich zu, wie ein bergender Schleier. Denn während wir aufstiegen, verbreitete sich eine blendende Helligkeit, die mein Auge nicht ertragen konnte, die Kuppel hatte sich in einen goldstrahlenden Baldachin verwandelt, der mit uns in die Höhe schwebte. Ich griff nach den flutenden Locken und zog sie gleich einem Vorhang fester um mein Gesicht. Die braunen Augen warfen goldene Strahlen in die meinigen, und von seinem Mund ging eine

schmerzlich süße Gewalt aus, die den meinigen nachzog. — Ich weiß nicht, was er sagte, ich horchte nur auf den Klang seiner Stimme, die, an die Chöre der Seraphim gewohnt, sich um meinetwillen zu irdischen Lauten bequemte, aber ich verstand, daß er mir ein Wiedersehen verhieß und mir gebot, zu glauben und zu schweigen. Doch als seine Lippen die meinigen berührten, da konnte ich die unbeschreibliche Wonne nicht ertragen, ich schrie laut und stürzte auf die Erde zurück. Da lag ich in der leeren Kapelle, nur die süße Stimme des Heiligen hallte mir in den Ohren nach, und ich sah seine goldenen Haare wie ein fernes Wölkchen entschweben."

Ich hörte mit Entsetzen dem Redestrom zu, wie er mit unaufhaltsamer Gewalt von ihren Lippen floß, die sonst nur halbe Worte stammelten.

„Sie ist wahnsinnig geworden," dachte ich, aber dennoch konnte ich nicht von ihr lassen. Sobald ich die gelähmte Sprache wieder fand, bat ich sie sanft, sich zu beruhigen, ihre Sinne seien jetzt überreizt durch Kämpfe und Schmerzen, sie müsse den Blick vorwärts richten in eine bessere Zukunft, und ich beschwor sie fast fußfällig, mir in die Freiheit zu folgen, wo ihres Vaters Segen mit uns sei und uns Häuser bauen werde.

„Flieht Ihr selbst!" schrie sie plötzlich mit schriller Stimme und allen Gebärden des Schreckens. „Flieht und sagt es auch den andern! — Schon sind die sieben Siegel eröffnet, es kommt der Reiter auf dem fahlen Pferd, sein Name ist Tod und die Hölle folgt

ihm nach; nichts Lebendiges wird entkommen, wenn die Stadt durch die Flamme des Gerichts gereinigt wird."

„So komm, daß wir uns retten!" rief ich und warf mich vor ihr auf die Knie, sie umklammernd, aber sie riß sich heftig los und sagte: „Laßt mich, ich bin geborgen, er ist da, um mich zu schützen, ich werde ihn wiedersehen, bald, bald! Schon jetzt ist er um mich, aus den Lüften rührt er mich an — hier und überall."

„O Pia," sagte ich verzweifelt, „du wirst wieder du selber werden, und dann wird es zu spät sein, du wirst die Arme ausstrecken und Klostermauern finden."

„Er wird bei mir sein," antwortete sie verzückt, „und ich werde dann seinen Anblick ertragen, denn alles Irdische hab' ich ihm zum Opfer gebracht —"

Schon während wir sprachen, hatte ich Rufen und Klopfen von der Straße vernommen, jetzt kam die Magd an die Türe gestürzt und verkündete atemlos, Herr Ruggiero sei da und suche die Schwester.

Isabetta zerrte mich an der Hand durch eine Reihe von Zimmern und Gängen eine dunkle Treppe hinab nach einem lichtlosem Raum unter der Erde, wo sie mich einschloß und allein ließ. In meinem Herzen war alles kalt, meine Gedanken standen still, ich sagte nur immer leise vor mich hin: „Sie ist wahnsinnig — o Gott, sie ist wahnsinnig."

Desto schärfer nahmen meine Sinne die Außendinge wahr, den feuchten Holzgeruch, der mir sagte, daß ich mich an einem Ort befand, wo Brennholz auf-

geschichtet lag, die Schritte über meinem Kopf, die Türen, welche auf- und zugeschlagen wurden, und zwischen alles durch Ruggieros befehlende Stimme.

„Jetzt ist es aus," dachte ich, „er bringt sie fort ins Kloster."

Als alles still wurde, holte mich Isabetta aus meinem Gefängnis an das Tageslicht zurück.

„Ihr werdet nun ruhiger sein, seitdem Ihr sie selbst gesehen habt und begreift, daß ihr kein Zwang widerfährt. Diese Seele bedarf Eurer nicht, sie hat Euer Gefühl nie erwidert, sie hat gar keinen Raum für Eure Liebe."

„O, sie ist wahnsinnig," lallte ich.

„Nein, nicht wahnsinnig," sagte Isabetta, „aber sie hatte von je einen Hang zur religiösen Schwärmerei; all diese Erschütterungen, der Tod des Vaters und die Predigten des neuen Propheten, die Ruggiero uns zu hören zwang, haben ihn zur Ekstase gesteigert."

„Und das Bild, das unselige Bild," setzte ich zähneknirschend hinzu, „aber ich will ihn vernichten, diesen lächelnden Götzen!"

Die schöne Frau ergriff beschwichtigend meine Hand und strich mir das verwirrte Haar aus der Stirne.

„Durch welchen Zauber hat sie Euch denn so ganz behext?" sagte sie mit sanftem Vorwurf. „Hatte das Leben denn einem Mann wie Euch kein anderes Glück zu bieten, als dieses Mädchen?"

„O Madonna," stammelte ich, „wenn Ihr wüßtet, — wenn Ihr fühlen könntet!" —

„Ich weiß es ja — ich fühle es ja," sagte sie und

brach in Tränen aus, ihren Kopf an meiner Schulter bergend. — „Böser, undankbarer Mann, der es so gut haben konnte! Was habe ich nicht alles für Euch getan!“

Sie zog plötzlich meinen Kopf heran und küßte mich zärtlich, da ich aber schwankend stand, stieß sie mich zurück und rief: „Geht, geht, der Weg ist frei!“

Ich wollte reden, sie wiederholte den Befehl, ich beugte mich auf ihre Hände nieder, die sie mir heftig entriß, da küßte ich den Saum ihres Kleides und gehorchte der gebieterischen Gebärde, die mich zur Türe wies.

* * *

Es war Frühjahr geworden, die wilden Anemonen und frühen Tülpchen blühten auf Wegen und Stegen, als ich von der Bologneser Straße her dem Tore entgegenritt, unter dessen Bogen ich an jenem traurigen Wintermorgen nach meinem Abschied von Isabetta der Arnostadt Lebewohl gesagt hatte. Ich war während meiner freiwilligen Verbannung viel im Lombardischen und Venezianischen umhergezogen, die lange Wanderung hatte mich erfrischt, und ich brachte eine neue Welt mit mir nach Hause; ein Bild, das ich in Mailand gesehen, verfolgte mich wachend und im Traume, ein gewaltiger Umschwung bereitete sich in meinem Innern vor, denn ein Höherer hatte mich mit seinem Geiste berührt.

Die Stadt sah ernster aus als sonst, trotz der Frühlingslichter, die darüber spielten; schon auf der

Reise hatte man mir erzählt, Lorenzo liege siech auf seiner Villa zu Careggi.

In meiner langverschlossenen Wohnung hauste noch der Winter, Fußboden und Wände waren kellerkalt, und dicker Staub lag auf den Studienblättern und Skizzen. Während zu allen Fenstern und Türen die Frühlingssonne einzog, stand ich unter der Haustüre und sah gedankenlos einem Flug Schwalben nach, der sich im Blauen wiegte, als ein paar Reiter die Straße herabkamen, schöne jugendliche Gestalten, auf stolz geschirrten Rossen vom edelsten Blut, Pagen schritten voran, die Hände in die Seiten gestemmt, mit der zierlichen Anmaßung, die dem jungen Völkchen eigen ist. Ich verbeugte mich tief, als ich in dem Vordersten den erlauchten Piero, Lorenzos Sohn, erkannte, der mir obenhin zunickte. Seinen Nachbarn zur Rechten hatte ich aus der Entfernung nach dem blonden gelockten Haar zuerst für den Fürsten von Mirandola gehalten, aber er war stattlicher von Wuchs, und da ich den Kopf wandte, wollte ich meinen Augen nicht trauen, denn ich sah den Kardinal Orsini vor mir. Er winkte erfreut und sprang vom Pferd, das der Knabe rasch am Zügel faßte, und während die andern ihres Weges weiter ritten, drückte mich Fabrizio auf dem Hausflur in die Arme.

„Weißt du, daß ich schon lange hier bin, Landstreicher?" sagte er. „Unzähligemal habe ich an deine Werkstätte geklopft, aber niemand konnte mir sagen, wo der Wind dich hingeführt hatte. Nun, da bist du ja endlich. — Und ein ganzer Mann bist du geworden. Höre, Gaetano, ich bin stolz auf dich."

Singend sprang er voraus die Treppe hinauf, die alte Marietta, die mir das Haus besorgte, sah sich fast die Augen aus dem Kopf nach dem schönen Jüngling. Oben in der Werkstatt stellte ich mich eine ganze Weile vor ihn hin und starrte ihn an, denn seine Schönheit, wenn ich sie lang entbehrt hatte, überraschte mich stets aufs neue.

Er stand lächelnd da, als sei die ganze Schöpfung nur der Rahmen für sein entzückendes Bild, und sagte: „Wie gefällt dir Sankt Sebastian im französischen Wams?"

Aber mitten in dem Scherz hielt er inne, ein Gedanke schien ihn zu berühren, und er sprang rasch auf anderes ab, indem er von seinem herrlichen Wohnsitz bei San Domenico erzählte und wie er sich mit Piero die trübselige Fastenzeit so gut als möglich vertreibe. Von Lorenzo sagte er mir, daß er trotz seines Leidens ganz der alte sei, voll unerschöpflicher Laune und „größer als ein sterblicher Mensch".

Obgleich ich ihm versicherte, daß nach den neuen Eindrücken, die ich empfangen, mich der Anblick all meiner bisherigen Werke nur demütige, bestand er doch darauf, die Arbeiten in der Werkstätte zu besichtigen, und machte sich, ohne auf meine Einsprache zu achten, über die herumgestreuten Skizzenblätter her. Um seinem Blick nicht allzu wertlose Dinge preiszugeben, holte ich aus einem Winkel verschiedene angefangene und fertige Malereien hervor. Darunter stieß ich unversehens auf Pias Bildnis und erschrak fast vor dem süßen Gesicht, von dem der ganze Raum zu leuchten begann. Aber

Fabrizio blickte darüber hinweg und griff nach einer zunächst stehenden Susanne von schwächlicher Komposition, die er lange und aufmerksam musterte.

Was ihn nach Florenz geführt hatte, teilte er mir gar nicht mit, ich konnte nur aus einzelnen Worten schließen, daß sein Aufenthalt am Arnoufer keinen kirchlichen Angelegenheiten diente. Er hielt sich, wie ich von ihm erfuhr, nur wenig in der Stadt auf und wünschte, um zwangloser zu sein, daß ich seinen Stand und Namen verschweige. Aber ich dachte mir gleich, daß sein allzu freier Wandel, über den ich schon in Rom hatte klagen hören, Anstoß erregt und seine zeitweilige Entfernung herbeigeführt haben müsse.

So wenigstens mußte ich den Seufzer deuten, mit dem er sagte: „Wir Kirchenfürsten sollten der Welt ein Beispiel geben; aber hören wir denn auf, Menschen zu sein, wenn wir den Purpur tragen?“

Als er gegangen war, konnte ich dem Zauber nicht widerstehen, ich holte Pias Bild wieder hervor und betrachtete es lange. Da überkam mich ein heftiges Verlangen, einmal wenigstens die gemalten Lippen zu küssen; ich drückte meinen Mund auf den des Bildes und sagte: „Jetzt mußt du mich doch dulden, wenn ich auch kein schöner Heiliger bin.“

Doch der unerwartete Rückfall machte mich selber bestürzt, ich verbarg die Tafel im entlegensten Raum des Hauses und gab mir das Versprechen, alles zu meiden, was mich an das unselige Mädchen erinnere.

Nun geschah es aber, daß ich an einem der nächsten Abende, von Castello nach der Stadt wandernd, mich

in den Feldern verirrte. Ich hatte einen Fußpfad eingeschlagen und kam, da ich der Gegend nicht recht kundig war, erst spät nach mancherlei Kreuz- und Quergängen vor der Stadtmauer an, jedoch nicht bei der Porta al Prato, wie ich erwartet hatte, sondern bei der kleineren Pforte am Arno, die längst geschlossen war. Ich dachte nun den Flußdamm entlang und an den Häusern hin die Brücke alla Carraja zu gewinnen, und es war mir ein uneingestandener Vorteil, daß ich auf diesem Wege, ohne meinem Versprechen untreu zu werden, einen Blick, einen einzigen raschen Blick, nach Pias Fenster werfen konnte.

Der Wasserspiegel schimmerte in schwachem Mondlicht, als ich auf dem Damm unter den hohen, jetzt schon etwas belaubten Pappeln flußaufwärts schritt, dem alten Turm entgegen, der einen großen finsteren Schatten über das Gewässer warf. Aber es war nicht mehr möglich, das Flußbett zu betreten, denn der schmale Kiesstreifen des Ufers war weggefressen von dem Wasser, das bis herauf an den rohrbewachsenen Erdwall schlug. Die Gebäude lagen im Dunkeln, nur zwischen dem Turm und dem Wohnhaus war das Wasser eine Strecke weit erhellt, und ich gewahrte nicht ohne Befremden, daß seitlich vom Palast her aus dem Fenster, das auf die kleine Brücke führte, ein Licht durch das dunkle Baumgezweige fiel, verschwand und nach kurzem als ein gedämpfter, dauernder Schein zurückkehrte. Ich erinnerte mich, daß zu Tommasos Lebzeiten dieser Raum unter dem Dache unbewohnt war, und der Gedanke durchzuckte mich, ob nicht der grimme

Ruggiero seine Schwester der besseren Bewachung wegen in dieses einsame Gemach verbannt habe.

Ich wollte eben umkehren, als ich eine Entdeckung machte, die mich in die äußerste Aufregung versetzte.

Unter dem Weidicht zu meinen Füßen vernahm ich ein Seufzen, wie wenn das Wasser gegen eine Bootswand klatscht, und das auseinandergebogene Gezweige gab einen länglichen dunkeln Gegenstand frei, der hier verborgen gewesen und in dem ich trotz der Finsternis unschwer einen Nachen erkannte. Sein Seil lag flußaufwärts unter Wasser, aber wie sehr ich mich auch zwischen dem dichten Ufergestrüpp mühte, ich konnte nicht finden, wo er angebunden war.

Dieser rätselhafte Kahn, der seiner Form nach keinem Arnofischer gehören konnte, und das Licht da oben regten eine wilde Gedankenjagd in mir auf, daß mein Herz laut klopfte und mein Blut wie unsinnig durch die Adern raste.

Ich nahm mir vor, nicht vom Platze zu weichen, ehe der Besitzer des Nachens erschienen sei, und verbarg mich zu diesem Zweck an der allerdunkelsten Stelle unter den Pappeln. Aber Stunde um Stunde verrann, es wurde immer stiller und dunkler, der frühe Mond war schon hinunter, ich sah statt der Gebäude nur noch Riesenschatten und hörte nichts mehr als das Klatschen des Wassers an den Nachen und das Klagelied eines Käuzchens über meinem Kopf, das sich in den Zweigen der Pappel eingenistet hatte und durch meine erzürnten Steinwürfe nicht zu vertreiben war. Endlich verstummte auch das Hu, hu, und auf der

ganzen Stadt, soweit mein Ohr reichte, lag tiefes, mitternächtliches Schweigen; nur das Wasser rauschte leise, und die Mühle klapperte in der Ferne fort. Über den Wasserspiegel spann sich tiefe Dunkelheit. Dumpfer Orangenduft streifte vom Wind getragen an mir vorüber. Ich wartete und wartete noch immer, aber der Herr des Nachens wollte nicht kommen. Aus dem Arno stiegen feuchte, giftige Dünste auf, die mich kalt durchfröstelten, mein Schuhwerk war benetzt vom Nachttau, und von Schauern geschüttelt machte ich mich auf den Heimweg. Zwei mit Säcken beladene Esel wurden eben nach der Stadt getrieben, ich trabte als würdiger Bruder Langohr hinter ihnen über den Torweg, mit einem noch schwereren Gewicht auf der Seele. Doch ich kämpfte tapfer, um die Last abzuschütteln, und setzte den Fuß nicht mehr in jene Gegend. Aber mein böses Schicksal wußte es zu fügen, daß ich in einer der nächsten Nächte, von einem fröhlichen Bankett zurückkehrend, die Carrajabrücke überschritt, als eben über den Hügeln von Settignano sich die ersten Streifen zu färben begannen.

Da vernahm ich den Fluß herauf leisen, vorsichtigen Ruderschlag, während in den Straßen noch alles still war, und blieb jählings stehen. Es war noch nicht hell genug, um die Gegenstände zu unterscheiden, aber ich zweifelte keinen Augenblick, daß es derselbe Nachen sei, den ich drunten im Weidengestrüpp entdeckt hatte. Ich eilte rasch die steinernen Stufen zum Fluß hinab und barg mich unter dem Brückenpfeiler, wo der Kahn landen mußte. Zwei Männer saßen darin, von denen

nur der eine ruderte. Der andere, der in einen dunkeln Mantel gehüllt war, erhob sich, um ans Land zu steigen, und ich erkannte im fahlen Zwielicht die bleichen Züge des Kardinals. Mir entfuhr ein Schrei, als hätte ich einen Stich ins Herz bekommen. Fabrizio sprang aus dem Kahn, und wir blickten uns im Dämmerlicht wohl ein Ave Maria lang schweigend an.

Dann schob er mich mit seiner kräftigen Hand sanft zurück, denn ich stand in einer Haltung da, als wollte ich ihn in das Element zurückstoßen, aus dem er aufgetaucht war.

„Du hast mir aufgelauert," sagte er vorwurfsvoll.

„Ist es denn möglich!" rief ich und preßte meinen Kopf zusammen, um die schrecklichen Gedanken zu erdrücken, denn ich wußte schon, ehe er ein Wort sprach, so gewiß, woher er kam, daß ich gleich die Hostie darauf genommen hätte.

„Stille, stille!" flüsterte er und führte mich am Arm die Stufen hinauf, weil ich so schwankte, daß ich nicht wußte, wohin ich trat.

„Siehst du, ich hätte es dir früher oder später doch erzählt," sagte er leise, „aber es ist mir lieber so, denn jetzt weißt du gleich das schlimmste."

Er schleppte mich, ich weiß nicht wohin, ich habe nur die Vorstellung, daß wir unter einer Art Halle auf und nieder gingen; was er mir da erzählte, kann ich nicht mit seinen Worten wiedergeben, denn in dem wütenden Aufruhr meines Innern blieb mir nicht erinnerlich, wie viel ich gleich aus seinem eigenen Munde erfuhr und wie viel ich mir erst später aus

den Ereignissen zusammenfügte. Ich habe so oft zu meiner Qual und Buße die ganze Entwicklung des unseligen Verhängnisses wieder durchdenken müssen, daß die Einzelheiten lebendig vor mir stehen, und mir ist, als hätte ich alles selbst erlebt.

Gleich am ersten Tage seines florentinischen Aufenthaltes war dem jungen Kardinal ein wundersames Abenteuer zugestoßen. Er stand allein im Chor der Sebastianskapelle, um meine Fresken zu betrachten, aus denen ihm klar wurde, weshalb die Leute auf der Straße sich oft so seltsam nach ihm umgewandt hatten, als von den Arkaden her Geschrei und Gelächter erscholl. Das Portal flog auf, und herein stürzte ein wunderschönes blasses, wie es schien zu Tode erschrockenes Mädchen, das mit dem Ruf „Sebastian!" vor dem Altar auf die Knie fiel, und hinter ihr her eine Schar halbberauschter Masken, die sie zu ergreifen suchten. Fabrizio riß den Degen aus der Scheide und trieb die Trunkenen mit flachen Hieben zur Kapelle hinaus, deren Türe er hinter ihnen ins Schloß drückte. Dann eilte er zu dem schönen Kinde zurück, das noch immer vor den Stufen des Chors kniete, die Hände auf der Brust gefaltet und die strahlenden Augen in Anbetung auf ihn geheftet, als habe es ein solches Wunder erwartet. Er hob sie empor, gab ihr zärtliche Schmeichelnamen und glättete ihr verwirrtes Haar; sie schmiegte sich an seine Brust, daß er ihr armes Herzchen wie das eines gefangenen Vogels klopfen fühlte, bis heftig am Portal gerüttelt wurde und eine Frauenstimme „Pia, Pia!" rief. Da küßte er sie auf den Mund,

ließ sie auf den Stufen des Altars niedergleiten und verschwand durch die angelehnte Seitentüre.

Das war Pias Vision gewesen, die ich für eine Ausgeburt des Wahnsinns hielt. In diesem Augenblick der Todesangst, als sie, vom Maskengewühl verfolgt, sich in die Kapelle flüchtete und den Retter mit blankem Degen hinter dem Altar vorstürzen sah, mochte es leicht den Anschein haben, als trete der Heilige selbst aus dem Bild heraus — ich hatte ihr ja nie gesagt, daß ein sterbliches Urbild ihres Götzen lebe.

Die Schönheit des Mädchens und der Reiz des unerhörten Abenteuers rissen den betörten Jüngling hin, die Komödie weiter zu spielen. Durch den schrankenlosen Einfluß, über den er verfügte, hatte er schon in wenigen Tagen alles erkundet, wozu ich Monde gebraucht, und mit dem gewohnten Leichtsinn setzte er seinen tollen Plan ins Werk, ohne nach dem Ende zu fragen. Ein Diener Pieros, der in halsbrechenden Unternehmungen erfahren war, mußte ihm behilflich sein, im Dunkel der Nacht den unzugänglich scheinenden Turm von der Rückseite zu ersteigen. Sie ließen auf dem von Regengüssen geschwellten Strom nächtlicherweile eine Leiter herabschwimmen, die sie an das Gemäuer lehnten. Unter dem Fenster standen aus Mauerluken starke Balken einige Zoll breit hervor, sie hatten vor Alters zur Verteidigung des Turmes gedient, weil man in Kriegszeiten auf den herausgeschobenen Stützen schwebende Brücken errichtete, von wo die Mannschaft schwere Steine auf die Belagerer schleuderte, jetzt öffneten sie dem schlimmsten Feinde

den Weg, denn sie boten der Leiter, die im Wasser schwankte, den erwünschten Stützpunkt und halfen dem von seinem bösen Geiste geleiteten Kardinal, den Turm zu erklimmen. Bei schwachem Mondlicht sah er sich in einem engen Gelaß, wo die Ratten erschreckt aus dem mächtigen, in der Ecke aufgeschichteten Steinhaufen herausfuhren, und tastete sich im Dunkeln mit Lebensgefahr auf einer zerbröckelnden Treppe in das obere Stockwerk hinauf, das von zwei Seiten Licht empfing. Er erkannte die Türöffnung, die auf die Brücke führte, und im nächsten Augenblick stand der verwegene Jüngling schon auf schmalem Bogen über dem gähnenden Abgrund. Das Steingeländer war stellenweise zerstört, die Brücke schlüpfrig durch Moos und Unkraut, und am Himmel nur ein schmaler Streifen der Mondsichel, um ihm den Weg zu zeigen. Aber drüben glänzte plötzlich ein Licht auf.

Pia betrat mit einem Öllämpchen das gegenüberliegende Gemach, das ihr der Bruder angewiesen hatte, um sie — bitterer Hohn des Geschicks — vor meinen Nachstellungen zu behüten.

Sie setzte das Licht auf den Tisch, band ihre langen schwarzen Haare los, dann kniete sie nieder und barg den schönen Kopf auf dem Betpult.

Doch plötzlich erhob sie sich, wie durch ein Geräusch beunruhigt, machte mit dem Licht in der Hand ein paar Schritte durch das Gemach und öffnete die Fenstertüre. Es war eine jener schwülen Nächte, wie sie ein verfrühter Lenz zu bringen pflegt, wenn er die jungen Keime vor der Zeit aus dem Mutterboden lockt, um

sie dann treulos den nachrückenden Winterstürmen preiszugeben. Während sie zurücktrat, um das flackernde Licht zu schützen, überschritt der Versucher rasch den Abgrund, der zwischen beiden lag.

Sie ward seiner erst ansichtig, als er mit seiner Gestalt die Türöffnung verdunkelte, es mußte ihr scheinen, als ob er geradeswegs vom Himmel herabgestiegen sei. Sie sah ohne Schrecken zu ihm auf, während der Schein ihrer Lampe hell in sein Gesicht fiel, aber der starre Blick, mit dem sie ihn ins Auge faßte, hatte etwas Abwesendes, wie wenn er auf einer überirdischen Erscheinung ruhte.

Als Fabrizio das Gemach betrat, ließ sie beide Arme schlaff an der Seite herabsinken, und er hatte eben noch Zeit, ihr die fallende Lampe aus der Hand zu nehmen. Er rief sie mehrmals in den sanftesten Tönen bei Namen, sie lächelte selig, ohne zu antworten, aber als er sie umfassen wollte, öffnete sie mühsam den Mund und sagte tonlos, wie jemand, der im Schlafe spricht: „Berühre mich nicht, ich erwache sonst.“

„Kein Erwachen, Pia,“ sagte er leise, „ich bin's, ich bleibe dir.“

Er legte mit sanfter Gewalt ihre Arme um seinen Hals, ihr Busen drängte sich ihm entgegen, sie seufzte leise. — „Nimm mich mit dir, da hinauf, wo du wohnst,“ kam es in unaussprechlicher Sehnsucht von ihren Lippen. — „Komm, ich will dir hienieden zeigen, wie glücklich die Seligen sind,“ sagte der Unglückliche und küßte sie sanft, und ihr Mund wuchs innig an dem seinigen fest, als wolle sie ihre Seele da ver-

hauchen. Aber Pias Schutzgeist war nahe und rührte sie mit leisem Fittich an, daß sie aus der Bezauberung auffuhr und erschrocken weit zurückwich. Da warf sich der Kardinal zu ihren Füßen und bekannte, daß er nur ein armer sündiger, von Liebe betörter Sterblicher sei und flehte um Erbarmen. Sie stieß ihn weinend von sich und drohte, ihn dem Zorn ihres Bruders preiszugeben, doch Fabrizio, der nur zu gut mit dem weiblichen Herzen rechnete, antwortete, er verlange nichts Besseres, als zu ihren Füßen zu sterben, und stellte sich, als wolle er selbst in Ruggieros Degen rennen. Erst als er ihre Verzeihung erlangt hatte, zog er sich auf dem gefährlichen Weg zurück, wobei ihm ihre Augen ängstlich folgten.

Was in Pias Busen vorging, seit sie vom Himmel auf die Erde gestürzt war, ist ein Rätsel, das kein Mann zu ergründen vermag. Ich glaubte damals, der Unselige habe Höllenkünste in Bewegung gesetzt, um nach jenem Rückzug ihr reines Herz dennoch zu bestricken, doch was bedurfte es andere Mächte, als die Jugend und Schönheit der beiden und des Mädchens Entsetzen vor der Klostergruft, nachdem sie das warme Leben in den Armen gehalten hatte? Wenn noch ein dämonischer Zauber wirksam war, so hatte ich ihn gesponnen, denn heute zweifle ich nicht mehr, daß Pias Verhängnis in der Stunde begann, wo sie meinen Sebastian zum ersten Male sah, und daß in ihrer erregbaren Phantasie Wahrheit und Täuschung zu einem starken, unwiderstehlichen Gefühl zusammenflossen. Denn was weiter geschah, habe ich kaum nötig zu erzählen:

daß der Kardinal nicht ruhte, bis er ein zweites Mal in ihre Kammer gedrungen war, daß er sie blaß und abgezehrt, halb krank vom Kampf zwischen Furcht und Sehnsucht wiederfand; denn so lange gewohnt, sich die süßesten und frömmsten Träume unter Fabrizios Zügen zu verkörpern, hatte sie im Glauben, ein gottgefälliges Gefühl zu nähren, ihre Seele ganz hinweggegeben und konnte keine Macht mehr über sich erlangen. Von da an erstieg der Kardinal fast jede Nacht den alten Turm, nachdem er das Mädchen gelehrt hatte, ihm durch Lichtsignale den Weg zu zeigen und die Gefahr zu mindern. Für sie war er schlechtweg ein römischer Edelmann und Gast Lorenzos, der sein Leben an ihren Besitz wagte und der nur deshalb nicht bei ihrem Bruder um ihre Hand warb, weil sie selber es ihm verboten hatte, denn seinen wahren Stand und Namen verschwieg er ihr. — —

Was ich auf diese Beichte ihm erwiderte und wie wir auseinanderkamen, ist mir nicht mehr erinnerlich, nur weiß ich, daß ich lange, lange durch die menschenleeren Straßen irrte, bald hundert Schritte vorwärts rennend, als ob ich im schnellsten Lauf die schreckliche Enthüllung hinter mir lassen könnte, bald plötzlich am Boden angewurzelt, wie einer, dem die jähe Überraschung die Füße lähmt; denn daß es so weit mit Pia gekommen, das wollte mir noch gar nicht zur dauernden Klarheit werden, sondern schlug nur von Zeit zu Zeit wie ein Blitzstrahl in mein Gebein.

Ich kam erst zur Besinnung an einer zischenden Brause, die mir über dem entblößten Kopf niederging,

und fand mich weit weg bei San Niccolò, an der Brustwehr des Stromes lehnend, der seine gelben Wogen erzürnt vorüberrollte, denn Regengüsse in den Bergen hatten ihn über Nacht geschwellt. Ein grauer Flor verhüllte den ganzen Himmel und sandte einen dichten, alles verschleiernden Regen nieder mit einer Kälte, die mir das Gebein durchfröstelte. Die Sonne, nach der meine nassen, vom Regen blind gemachten Augen suchten, hatte wie aus Scham ihr Angesicht tief verborgen.

Zu Hause fand ich zu meiner größten Überraschung den Kardinal, der mich hier erwartete, nachdem er lange in den dämmernden Straßen nach mir gesucht hatte, denn ich war in stummer Verzweiflung von ihm fortgerannt. Aber die Müdigkeit hatte ihn überwältigt, daß er auf meinem Ruhebett eingeschlummert war — seine Mütze hatte er abgelegt, Degen und Mantel waren zu Boden geglitten, und mit dem emporgewandten friedlichen Antlitz, dessen wunderbaren Adel sein leichtfertiges Leben nicht zerstören konnte, glich er mehr als je meinem Sebastian.

Er erhob sich, sobald ich eintrat, und sagte, seine goldbraunen Haare aus dem Gesicht schüttelnd: „Geschehene Dinge sind einmal nicht mehr zu ändern.“

Ich hielt meine Augen von ihm weggewendet, während er schön wie ein Cherub im Zimmer stand, aber er legte mir beide Arme um den Hals und sagte im Tone des alten Vertrauens: „Komm, blicke nicht so finster weg — soll ich denn um dieses Mädchen einen Bruder verlieren? Sage mir nicht, du habest

sie geliebt; man kann nicht lieben, was man nicht besitzt, und dein Leben gehört einer anderen Gottheit an. Was brächte es denn dir für Gewinn, wenn ich sie im Kloster hinwelken ließe? Komm, sei nicht traurig, sonst wünschte ich wahrlich, ich hätte sie nie gesehen."

Und nun enthüllte er mir einen verbrecherischen Plan, zu dem er schon die Anstalten getroffen hatte, weil die doppelte Gefahr der Entdeckung stündlich über seinem Haupte schwebte. Er wolle sie auf ein Landgut in der Nähe Roms führen, wo er sie unerkannt besuchen könne; es müßten dort sichere, ihm blindlings ergebene Leute um sie sein. Er wolle sein Unrecht nach Kräften gut machen, er denke selbst eine Art Trauung vornehmen zu lassen, damit ihr Gewissen sich ganz beruhige, „denn," setzte er seufzend hinzu, „ich will lieber die Zahl meiner eigenen Sünden noch vermehren, als sie bekümmert sehen."

Ich starrte ihn an, ob er im Fieber spreche, oder ob meine Ohren falsch gehört hätten.

„Ihr Laien nehmt solche Dinge viel zu ängstlich," sagte er verlegen, als er mein sprachloses Entsetzen sah.

Ich suchte vergeblich nach Worten, um sein Gewissen zu rühren; ich stellte ihm vor, an welch reinem, kindlichem Gemüt er sich versündigt hatte; ich sagte, daß die Entdeckung der Wahrheit, die nicht auf immer ausbleiben könne, Pia zur Verzweiflung treiben müßte, und schlug ihm als einzige Rettung sein schleuniges Verschwinden vor.

Er fuhr heftig auf: „Was fällt dir ein? Ich würde

lieber sterben als mich von ihr trennen. Ja, wenn ich sie jetzt verließe, dann würde sie verzweifeln."

„Liebt sie dich denn so sehr?" fragte ich bebend.

Ein Lächeln ging über sein ganzes Gesicht, und er richtete die Augen nach oben: „Wenn ich sagte: ‚Komm!' sie würfe sich von ihrem Turm herab in meine Arme."

Ich mußte die Faust in den Mund schieben, um einen Schmerzensschrei zu ersticken. So waren alle Schätze, die mir das Leben zum Paradiese machen konnten, in den Kot geworfen, die Gottheit, der ich mich nur mit gebogenem Knie zu nahen wagte, so tief herabgewürdigt! Fabrizio begann allmählich zu begreifen, was ich litt; er suchte meine Eifersucht zu dämpfen, indem er sagte: „Du mußt darum nicht glauben, daß ich auf Rosen gebettet sei bei dieser Schwärmerin. Ein Heiliger ist keine bequeme Rolle, und wenn sie jetzt auch weiß, daß ich ein Mensch bin, muß ich mich doch hüten, daß ich ihrem Abgott nicht zu unähnlich erscheine" — aber er schwieg bestürzt, denn ich schrie laut auf vor Wut über diesen leichtfertigen Ton.

Ich nahm mich zusammen, um ihn auch jetzt mit keinem Worte zu verletzen; ich beschwor ihn nur aufs neue, sich loszureißen, sich für tot oder treulos beweinen zu lassen, Pia werde dann im Kloster Frieden finden. Aber er war für alle Mahnungen des Gewissens taub. Ich weinte vor ihm, ich umschlang seine Kniee, ich drohte ihn zu verraten, es war alles vergebens.

Er machte sich sanft von mir los und sagte: „Die schlaflose Nacht hat deinen Sinn verstört. Ruhe dich aus, Gaetano, wir reden ein andermal von diesen Dingen. Komm, laß mich gehen, Piero erwartet mich — du, und mich verraten! Eher fürchte ich, daß mein rechter Arm meinen linken zerfleische, als daß mein Gaetano mich verrät."

Er ging mit zuversichtlicher Stirne hin und ließ mich in einer Hölle zurück. So ermattet ich war, die Schmerzen gönnten mir auf dem Lager keine Ruhe; ich zerbiß in plötzlichen Wutanfällen die Kissen, um die noch ein feiner Duft aus Fabrizios Gewand und Haar schwebte; mit meinem Dolch zerfetzte ich Polster und Teppiche und was mir in die Hände fiel, und lag dann wieder stundenlang gedanken- und regungslos, als ob eine Keule mir den Kopf zerspalten hätte. Er empfing vielleicht zur selben Stunde die glänzende Florentiner Jugend in seinem Haus und würzte mit tollen Geschichten das Tischgespräch, ohne eine Regung von Sorge oder Reue um das verratene Mädchen, das ihn an die Stelle Gottes gesetzt hatte. Ich war gewiß, wenn ich Fabrizios Seele um- und umwenden könnte wie einen Handschuh, ich würde nicht für einen Heller Gewissensbisse darin finden.

Ich eilte wieder ins Freie hinaus, denn die Blutwellen, die unablässig nach meinen Schläfen drängten, drohten mir das Hirn zu zersprengen. Draußen tropfte der verrinnende Regen noch von den Dächern, ich lehnte mich über die Arnobrücke, um deren steinerne Pfeiler eine donnernde Brandung schäumte, und blickte

nach dem alten, moosumwachsenen Turm hinüber, von dem aus der Wolf die Hürde meines Lammes erschlichen hatte. Unwillkürlich malte meine Phantasie sich diese nächtliche Szene aus, ich sah die geschmeidige Gestalt meines beglückten Rivalen durch die Fensteröffnung schlüpfen, sah ihn hoch oben auf der schmalen Steinbrücke wieder zum Vorschein kommen, um dann Schritt für Schritt den unheimlichen Pfad in den Lüften zu durchmessen — und sein Fuß strauchelte nicht zwischen den schlüpfrigen Schlinggewächsen, kein schützender Genius breitete seine Arme über das verratene Mädchen aus und schmetterte den Ruchlosen in die Tiefe. Ich stand da und knirschte hilflos mit den Zähnen und sagte mir: es darf nicht sein, es muß ein Ende haben! Könnte ich den Verderber hier unten in den wirbelnden Fluten begraben und mit ihm auf ewig Pias Schande, und dann die Gerettete in meine Arme nehmen und sie weit forttragen in ein glücklicheres Land, wo kein Bruder in unnatürlichem Rasen die Schwester ihrer schönen Bestimmung entreißt und sie dem Wahn und dem Verderben in die Arme treibt!

Unterdessen hatte der Himmel aufs neue seinen Schoß geöffnet, und ein Regenguß entlud sich, wie ich meinte noch keinen erlebt zu haben. Das Wasser schoß mit solcher Gewalt herab, daß es sich nicht gleich im Niederfallen mit dem des Stromes mischte, sondern zuvor noch zurücksprang, daß es aussah, als ob der ganze Arno sich erhebe und gen Himmel zische.

„Brich aus und ersäufe die Greuel dieser Stadt!“ schrie ich in den Aufruhr hinein und meinte wirklich

das Steigen des Wassers mit den Augen verfolgen zu können. Unterhalb der Stadt war der Fluß bereits ausgetreten und überschwemmte die Wiesen, noch ein paar Stunden solchen Regens, so stand der ganze westliche Stadtteil im Wasser, und den zwei Verliebten war auf längere Zeit die Zusammenkunft verdorben.

Ich hatte mich unter das Vordach des Brückenhäuschens geduckt und ließ den ganzen Sturm der Elemente vertoben, ehe ich mich auf den Heimweg machte.

„Die Wahrheit kann und darf ihr nicht verborgen bleiben; je länger der Frevel gedauert hat, desto härter wird sie ihn büßen," dachte ich, „also lieber gleich!" — So glaubte ich zu denken. Aber ach, heute, nachdem ich mein Inneres wohl hundertmal geprüft und umgewendet habe, daß jede noch so versteckte Falte zu Tage trat, weiß ich: was mich zu der hastigen Tat trieb, war doch nur die blinde Eifersucht. Ich hatte wohl auf Pias Liebe verzichten müssen, aber daß ein anderer sie durch Betrug besaß, war mehr, als ich ertragen konnte.

Und doch wäre vielleicht mein Gewissen rein geblieben, hätten mir nicht die Dämonen, welche Blut beschlossen, meinen früheren Diener Cecchino gerade damals in den Weg geführt.

Er begrüßte mich mit Jubel und bot mir gleich wieder seine Dienste an, obwohl er unterdessen einen anderen Herrn gefunden hatte. Wenn es jetzt in dem alten Haus am Flusse etwas zu bestellen gäbe, das wäre gerade ein Geschäft für ihn, denn die hübsche Magd des Notars, dieselbe, die bei meinem letzten

Besuch geholfen — auf Johanni trete sie aus dem Dienst, und da habe er versprochen, sie zu heiraten, — die tue ihm alles zulieb und könne jeden Auftrag besorgen, da sie das Fräulein täglich sehe. Es werde jetzt keine so strenge Überwachung mehr geübt, auch der scheele Battista habe anderes zu tun, denn — setzte Cecchino geheimnisvoll hinzu — nach den Dingen, die ihm das Mädchen erzähle, komme es ihm vor, als stehe Ruggiero in geheimen Beziehungen zu den Verbannten.

Ich hörte von dem allem nur das eine, daß der Weg zu Pia offen stand, ich segnete den Burschen als meinen guten Engel und nahm ihn gleich mit nach Hause. Dort schrieb ich ein Briefchen, um Pia zu warnen, ich teilte ihr mit, wer ihr Geliebter sei, und beschwor sie, wenn sie Rat und Hilfe bedürfe, sich meiner brüderlichen Freundschaft zu vertrauen.

Cecchino ließ ich bei seiner Seelen Seligkeit schwören, das Brieflein sicher in Pias Hände zu befördern. Er beteuerte, daß dies ein leichtes sei, und setzte mir alles haarklein auseinander. Die Lena komme jeden Morgen, ehe sie auf den Markt gehe, mit ihrem Körbchen nach Ognissanti zur Frühmesse, dort warte er auf sie und trage ihr zuweilen auch den Korb nach Hause. Ruggiero achte nicht darauf, seit meiner Abreise habe er die Sorge für das Fräulein einer alten Betschwester aus der Verwandtschaft übertragen, die taub sei und den halben Tag schlafe. Da finde sich leicht die Gelegenheit, im Garten oder auf der Treppe dem Fräulein ungesehen den Zettel zuzustecken. Das Mädchen

sei treu wie Gold, und wenn ich versprechen wolle, ihn wieder in meine Dienste zu nehmen und die Lena dazu als seine Frau, so würden sie beide für mich durch Wasser und Feuer gehen.

So segnete ich den Zufall für diese unerwartete Güte und gab das Blatt aus der Hand, an dem ein Verhängnis hing. Als der Schritt geschehen war, wurde mir leichter, und ich ging nach all den Erschütterungen mit der Überzeugung, daß ich meine Pflicht getan, früh zur Ruhe. Aber nach ein paar Stunden festen Schlafes erwachte ich plötzlich an einem Druck, an einer unleidlichen Bangigkeit. Hatte ich schwer geträumt, war ein Nachtgeist unheilkündend an mir vorübergestreift? Ein unaussprechliches Wehgefühl zerriß mir das Herz, ich fühlte gar keinen Zorn mehr, nur ein grenzenloses Mitleid mit mir, mit Pia, selbst mit Fabrizio, mit der ganzen blinden, leidenden Welt.

Ich weinte wie ein Kind, ohne daß die Tränen meine Seele erleichterten, es litt mich nicht mehr auf dem Lager, ich kleidete mich mit zitternden Händen an und eilte in die dunkeln Gassen hinaus. Ein unklares Gefühl trieb mich dem Arno zu, ich wußte nicht, was ich dort wollte, es war mir nur, als ob Pia nach mir riefe. Und zum ersten Male tauchte der entsetzliche Gedanke in mir auf, sie könne sich in der Verzweiflung ein Leides getan haben, doch ich verscheuchte das Schreckbild, dessen Anblick ich nicht ertragen konnte, indem ich mir ihre glühende Frömmigkeit ins Gedächtnis rief.

Die Nacht war so finster, daß ich mich an den

Häusern vorwärts tasten mußte, nur da und dort gab mir an einer Straßenecke der Schein eines Tabernakels die Richte.

Ich suchte den Fluß hinab vom linken Ufer einen freien Ausblick nach Pias Fenster zu gewinnen, ob nicht das Licht in ihrem Zimmer meine Sorgen beschwichtige, aber das Viertel von San Frediano war von der wachsenden Gewalt des Stromes überschwemmt, und das Wasser stand schon in den Straßen. Daher kehrte ich um und strebte wieder meiner Wohnung zu, als mir die Brücke herauf zwei Männer entgegenkamen, die einen dritten in ihrer Mitte führten, ihn unter den Armen haltend. Dieser hing schwer bald auf die eine, bald auf die andere Seite und schien sich in einem Zustand bewußtloser Trunkenheit zu befinden, dergleichen ich nie gesehen hatte. Die beiden andern schwankten gleichfalls hin und her und sangen dazu, während im Näherkommen einer dem Stummen in der Mitte von Zeit zu Zeit einen Stoß versetzte und ihn ermahnte, selbst zu gehen. Sie trugen alle drei lange Mäntel mit über den Kopf gezogenen Kapuzen, auch war die Dunkelheit so groß, daß ich keine Gesichter sah. Aber als ich sie im Vorübergehen scherzend fragte: „Was habt ihr da geladen?" und einer von ihnen mir mit derbem Lachen antwortete: „Einen Schlauch Rotwein, wie du siehst," da wollte mir die Stimme bekannt erscheinen, ohne daß ich wußte, wem sie gehörte. Sie gingen weiter, und ihr Gesang wurde bald vom Brausen des Wassers übertäubt. Ich hatte bemerkt, daß der Dritte beim Gehen die Füße

nicht bewegte, sondern mehr geschleift als geführt wurde, wobei er wie eine tote Last nach vorwärts fiel. Als ich aber ein paar Schritte von der Brücke entfernt war, meinte ich einen dumpfen Fall zu hören, wie wenn ein schwerer Körper ins Wasser schlägt. Ich erschrak und eilte an den Ort zurück, aber da war nichts zu hören, noch zu sehen, die Dunkelheit hatte die drei Männer verschlungen, und die Wasser rauschten laut und schäumend um die Brückenpfeiler, daß ich glauben mußte, durch dieses Getöse getäuscht worden zu sein.

Beim Weitergehen stieß ich auf zwei bewaffnete Wächter mit Laternen am Stock, die mich fragten, ob ich nicht Degengeklirr und streitende Stimmen vernommen hätte. Ich verneinte und erzählte ihnen die seltsame Begegnung. Aber der Vorfall hatte meinen Gedanken eine andere Richtung gegeben, das Schäumen der Wasser brachte mir jene Stunde aus meiner Kindheit vor den Geist, wo mein Bruder mich aus solchen Todesstrudeln gerettet hatte. Jetzt, da ich dachte, ihm sein Opfer entrissen zu haben, schmolz mein Herz gegen ihn und kannte keinen Groll mehr, die Zeiten kehrten mir zurück, wo wir einander das Teuerste auf Erden gewesen, und ich sagte mir, daß er vielleicht der einzige Mensch sei, der mich wirklich liebte. Denn die Täuschung, als ob Pia im Werk meiner Hände mich selbst geliebt habe, war mit einemmale zerronnen, und jetzt hatte er sie so gut verloren wie ich, ich brauchte ihn also nicht mehr zu hassen. Ob er mir jemals verzeihen würde, was ich getan? — eine tiefe Wehmut

bemächtigte sich meiner und füllte mir die Seele mit unaussprechlicher Sehnsucht nach dem verlorenen Bruderherzen. Und während ich weinend weiter ging, schien mir die Nacht wie ein großes Bahrtuch auf alles, was ich liebte, niederzusinken.

Der Morgen machte mich wieder zum Mann, aber die Redlichkeit forderte es jetzt, den Kardinal von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen. Ich wappnete mich in meine gute Sache und wanderte zu Fuße nach San Domenico, wo mir die Dienerschaft mitteilte, daß Monsignore schon den gestrigen Abend mit dem erlauchten Piero weggeritten und seither nicht zurückgekommen sei. Dieser Aufschub bedrückte mich, denn ich empfand ein dringendes Verlangen, mir die Seele zu erleichtern und dem Bruder frei in die Augen zu blicken.

Zu Haus erwartete mich Cecchino bestürzt und niedergeschlagen, er hatte mich, wie er sagte, seit dem vergangenen Abend gesucht und nirgends mehr finden können.

„Ich kam, um Euch zu warnen," sagte er aufgeregt, „ich weiß nicht, was vorgeht, die Lena sollte gestern abend kommen und mir Nachricht bringen, wie wir verabredet hatten, aber sie blieb aus, — auch heute früh kam sie nicht in die Kirche. Ich versuchte es am Ende und ging unter einem Vorwand gerade ins Haus, aber da wies mich der Scheeläugige mit barschen Worten ab und schlug mir die Tür vor der Nase zu."

„Dann ist dem Fräulein etwas zugestoßen," rief ich, denn eine ungeheure Angst hatte mich gleich bei seinen ersten Worten erfaßt und mir alle meine nächt-

lichen Ahnungen zurückgerufen. Aber der gute Mensch schüttelte den Kopf und suchte mich über diese Furcht zu beruhigen, indem er versicherte, er habe das Fräulein noch vor kurzem gesund und wohl oben im Garten an der Mauer lehnen sehen. Aber, setzte er zaghaft hinzu, er glaube, daß sie den Brief gar nicht bekommen habe.

„Nicht bekommen?“ sagte ich, und eine andere, nicht minder schreckliche Furcht verdrängte die erste.

„Seht,“ antwortete er, „sie nickte mir freundlich von der Mauer zu, denn wir hatten zuweilen ein Wort gewechselt, aber sie gab kein Zeichen, daß etwas Geheimes zwischen uns sei. Und dann, müßt Ihr wissen, ist es dem Herrn Ruggiero verredet worden, daß Ihr hier seid, denn der Notar begegnete mir gestern und sagte: ‚Also dein Herr ist wieder da? Meine Frau hat ihn ums Haus schleichen sehen; er soll jetzt fein vernünftig sein und sich die verliebten Gedanken aus dem Kopf schlagen.‘ Ich hätte vielleicht besser getan, den Brief gar nicht zu bestellen, da Ruggiero gewarnt war, aber ich meinte zu verstehen, daß sie um Euretwillen das Fräulein rascher aus dem Haus schaffen wollen, und da, dachte ich, habe die Sendung doppelte Eile.“

„Und nun glaubst du —?“ begann ich, aber ich konnte den Satz nicht zu Ende sprechen, denn die Zunge klebte mir an dem vertrockneten Gaumen.

„Ich fürchte, er hat der Lena aufgelauert und ihr den Brief entrissen, darum wollte ich Euch warnen, Herr, daß Ihr ihm nicht in den Weg rennt.“

— — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte mir vorgenommen, die Geschichte Schritt für Schritt, wie sie geschehen ist, gleich als eine fremde Begebenheit zu Ende zu erzählen, aber im Schreiben faßt mich das ganze Entsetzen von damals wieder und läßt mich nicht auf den Erinnerungen jener Tage verweilen. Das eine will ich nur sagen, daß ich gleich nach Cecchinos Mitteilung mich auf das schnellste Roß warf und mit verhängten Zügeln nach San Domenico sprengte, wo der Kardinal noch immer nicht erschienen war. Die Ruhe der Dienerschaft, welche an sein Ausbleiben gewohnt war, beschwichtigte ein wenig meine Aufregung, ich begann zu hoffen, daß ihm, so lange er mit Piero sei, kein Unglück zustoßen werde und daß ich noch Zeit habe, ihn vor Ruggiero zu warnen. Ich versprach demjenigen eine hohe Belohnung, der mir zuerst seine Rückkehr anzeige, da ich Monsignore eine Mitteilung von allerhöchster Wichtigkeit zu machen habe. Aber der Abend kam, und ich erhielt keine Nachricht, und als ich ein drittes Mal mich in San Domenico zeigte, flüsterte mir Fabrizios Vertrautester, der mich von Rom her kannte, zu, es sei möglich, ja wahrscheinlich, daß Monsignore die Stadt verlassen habe — eine Angelegenheit der zartesten Art — ich werde ihn ja verstehen — und da ich heftig in ihn drang, mir alles zu sagen, erzählte er, daß am vergangenen Abend dem Kardinal durch einen schlecht gekleideten bäurischen Menschen noch spät eine mündliche Botschaft überbracht worden sei; er habe vom Nebenzimmer aus so viel verstanden, daß es sich um ein Fräulein handle, das gegen ihren Willen ins Kloster geschafft werden

solle. Der Kardinal habe sich mit dem Menschen lang und umständlich verabredet und sei dann eine halbe Stunde später wohlbewaffnet in Herrn Pieros Gesellschaft weggeritten.

Hatte sich Pia unter Fabrizios Schutz geflüchtet? Das war nicht möglich, denn Cecchino hatte sie ja noch den folgenden Tag gesehen. So war es ein Fallstrick, den ihm Ruggiero gelegt hatte, — und ich mußte schweigen, mußte meine qualvollen Befürchtungen für mich behalten und die Nachforschungen allein fortsetzen, um Pias Namen nicht ins Spiel zu bringen.

Ich eilte noch am selben Abend zu Piero, wo ich jedoch nichts weiter erfuhr, als daß sich der Kardinal etwas früher als sonst von der Gesellschaft getrennt habe und seitdem nicht mehr gesehen worden sei.

Ein zweiter Tag verging, dann ein dritter. Niemand sprach von dem Verschwinden des Kardinals, er hatte den Befehl hinterlassen, nicht nach ihm zu forschen. Mir fiel Minute um Minute wie Tropfen siedenden Öls auf die Seele, und die beiden Tage wurden zu zwei Jahrtausenden der Verdammnis. Da, eines Morgens — — — Herr Jesu, sei uns allen gnädig in der Stunde des Gerichts! — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Als der Arno fiel, hatten sie keine dreißig Schritte unterhalb des alten Turmes einen Leichnam aus dem Wasser gezogen, der im Weidengebüsch verfangen war.

Ich trieb mich eben in der Nähe umher, als vor der Pforte, die nach dem Fluß führt, ein Rennen und

Laufen entstand. Ich drückte mich unter die Menge, aber ich wagte nicht an den Ort zu gehen, nur von den Zurückkehrenden fing ich einzelne Worte auf, die mir das Schreckliche enthüllten.

„Der arme Jüngling! Das Hochwasser hat ihn fortgerissen," sagte der eine. Ein anderer antwortete: „Nein, er ist nicht ertrunken, er hat ja eine Wunde auf der Brust — ein Mord! —"

„Es muß ein großer Herr sein, nach der Kleidung zu schließen," hieß es bei anderen — „ja, der Tod macht mit keinem Umstände" — und achselzuckend gingen sie weiter.

Ich stand eingewurzelt bei der Mauer, nichts lebte in mir, als das Ohr, das jedes Wort auffing. Und immer kamen neue Scharen nach und drängten sich zu der Unglücksstätte, Handwerker im Schurzfell, ihre Werkzeuge noch in der Hand, rannten aus den offenen Läden herbei, Weiber kamen mit Kindern auf den Armen, um sich an dem traurigen Schauspiel zu weiden.

„Die Müllerknechte haben ihn zuerst gefunden," hörte ich in einer Gruppe sagen. — „Nein, die Fischer waren es." — „Wer ist denn das Mädchen, das sie mit Gewalt von der Leiche wegtrugen?" fragte eine Frau, die eben von der Stätte zurückkam.

Ich stand noch immer und horchte. Ein paar Schritte über den Torweg und nach dem Arno hin hätten mir Gewißheit gegeben, aber ich war nicht im stande, mich zu regen. Endlich hieß es: „Da bringen sie die Bahre! — Mützen ab, es sind die Brüder der Misericordia."

Die Vermummten kamen eilig heran, in ihrem gleichmäßigen Schritt, den Pilgerhut nach hinten über die schwarze Kapuze zurückgeschoben, die leere Bahre niedrig am Boden tragend.

Die Menge wich aus, ich blieb unbeweglich stehen, mir schien es, als ob all diese Augen aus den schwarzen Masken heraus auf mich einbohrten und mich unter der Menge als den Mörder suchten. Endlich wollte ich mich aufraffen, um ihnen zu folgen und der Wahrheit ins Gesicht zu blicken, aber eine ungeheure Feigheit lähmte meinen Willen. Noch konnte ich ja hoffen, so lang ich ihn nicht gesehen hatte, und so lang ich hoffte, lebte mir Fabrizio noch, und ich war rein von Brudermord.

Ein paar Stunden vielleicht konnte ich gewinnen, ehe die Hölle begann. — Und so schlich ich nach Hause, indem ich bei jedem Schritt mühsam den Fuß vom Pflasterstein losreißen mußte.

Ich saß wie ein Blödsinniger in meiner Werkstatt, als ein Häscher erschien und mir im Namen des Bargello befahl, mit ihm zu gehen. In meiner Verwirrung glaubte ich, daß man mich schon ins Gefängnis abhole, und folgte schwankend ohne Widerspruch. Aber er führte mich nach der Kirche Ognissanti, die von Menschen gefüllt war; viele Kerzen brannten am Altar, unter dem eine Leiche aufgebahrt war. Alle Augen hefteten sich auf mich, und die Leute rückten zur Seite, um meiner jammerwürdigen Gestalt Platz zu machen. Männer in roten Mänteln umstanden den Sarg und entzogen mir noch den Anblick des Toten. Einer von

ihnen kam mir entgegen und begann eine umständliche Rede, daß die Arnofischer einen Leichnam aus dem Wasser gezogen hätten, in dem man den vermißten Kardinal Orsini zu erkennen glaubte. Da aber der Tote durch das längere Liegen im Wasser sehr verändert sei und man wisse, daß ich Monsignore von früher Jugend nah gestanden habe, werde ich aufgefordert, zu erklären, ob die Persönlichkeit mit der des verschwundenen Kardinals übereinstimme.

Ich brachte als Antwort nur einen tierischen Laut aus der Kehle, der Kreis öffnete sich, aber statt heranzutreten, wich ich weit zurück, denn mir war, als ob unter meinem Fuße die ewigen Flammen leckend aufschlügen. Einer von den Roten wollte mich vor die Bahre ziehen, aber ich sträubte mich, ich schrie, man solle mich lassen, denn ich bildete mir ein, daß bei meinem Herantreten ein roter Blutquell aus der Wunde brechen müsse, und als ich von den Rückwärtsstehenden mit Gewalt vorgeschoben wurde, wagte ich dem Toten nicht ins Gesicht zu sehen, nur ein flüchtiger Blick aus halbgeschlossenen Lidern hervor zeigte mir die geballte wachsweiße Hand, an welcher ein paar mir wohlbekannte Juwelen glänzten. Ich wußte nicht mehr, wo ich mich befand, ich meinte, der Tote hebe klagend die Hand gegen mich auf, ich schrie: „Fabrizio, verzeih mir, verzeih mir!" — und stürzte neben ihm zu Boden.

— — — — — Nach diesem Auftritt sah sich der Rat der Achte bewogen, mich in Gewahrsam bringen zu lassen. Mir erschien alles wie ein wüster Traum.

Als man mich in den Palast des Podestà führte, empfand ich nur ein dumpfes Staunen, daß ich dieselben Räume, deren edlen Bau und künstlerischen Schmuck ich oft bewundert hatte, als Gefangener betrat, und auch jetzt starrte ich beim Hinaufsteigen sinnlos die Wappenschilder längs der Treppe an. Gefangen und des Mordes verdächtig; dieses Bewußtsein durchdrang mich langsam, als ich hinter doppelter Türe auf dem hölzernen Schragen saß. Aber ich war fest entschlossen, um jeden Preis Pias Ehre zu retten und ihr den Bruder zu erhalten, und hatte deshalb gleich auf die Frage, ob der Kardinal Feinde besessen, verneinend geantwortet. Auch als man mir zu bedenken gab, daß ich durch meine Stummheit die eigene Lage verschlimmere, denn es habe sich ein Zeuge gegen mich gefunden, der mich unlängst in heftigem Wortwechsel mit dem Ermordeten gesehen, blieb ich bei meiner ersten Erklärung. Mochte es denn mein eigenes Leben kosten, ich war bereit, es als freiwillige Sühne darzubringen, ich dachte an den greisen Tommaso, der mich freundlich lächelnd dort oben empfangen werde, wenigstens einer, dem ich in die Augen blicken durfte, und in dem finsteren Abgrund meines Inneren dämmerte ein Licht des Friedens auf.

Ja, nicht nur um den Täter, den ich allein kannte, vor Entdeckung zu schützen, um meiner selbst willen wollte ich den Mord auf meine Schultern nehmen, denn ich war ja doch der Schuldige, wenn nicht nach der Tat, so doch im Geiste, ich hatte den Streich nicht geführt, aber ich hatte den Arm des Mörders bewaffnet.

Ich betete aus Herzensgrund, daß mein Blut als einzige Sühne für diese Tat fließen möge, und aus der Erleichterung, die mein Entschluß mir gewährte, meinte ich zu erkennen, daß Gott mein Opfer gnädig annehme. — Und doch, es war so grausam, von Henkershand zu sterben, so jung noch, in voller Kraft des Schaffens, ehe ich meinen Namen unsterblich gemacht. Alle die unerschaffenen Werke, die in meinem Geiste lebten, lockten schmeichelnd ins Leben zurück. Ich zitterte davor, daß ich schwach werden könnte; wo die Religion nicht ausreichte und das matte Licht meines Glaubens sich wieder zu verfinstern drohte, rief ich die Heldengestalten des Altertums zu Hilfe, daß sie mich stärken sollten.

So verbrachte ich die Stunden, die sich endlos dehnten; so oft ich auf dem Gang Schritte vernahm, meinte ich herausgeführt zu werden in die ewige Freiheit, aber niemand kümmerte sich um mich, und ich erfuhr nicht, was außen vorging.

Als mir der Gefangenwärter das Essen brachte, flüsterte er mir zu: „Seid guten Mutes, Herr, Ihr steht unter starkem Schutz. Seine Magnifizenz glaubt nicht an Eure Schuld. Wäre es nicht ein Kardinal, so hättet Ihr längst Eure Freiheit wieder."

Ich antwortete ihm nicht, denn ich hielt den Blick unverwandt auf jenes Licht geheftet, das mir den Ausweg aus aller Qual zeigte, mir Frieden verhieß und mich fast mit Freuden erfüllte, dem ich jetzt nachgehen wollte, ohne mehr nach dem Irdischen zurückzublicken. Dennoch verbrachte ich auch diese Nacht schlaflos unter

dem vergeblichen Bemühen, mich zu Gott hindurchzuringen und meine Seele auf ihren höchsten Richter vorzubereiten. Wie sollte dies kahle, nie beackerte Erdreich jetzt mit einem Male Früchte des Glaubens tragen? Das göttliche Wort war mir ein Klang ohne Leben, ich hielt den Entschluß zu sterben aufrecht, aber ich fand den Weg zu meinem Erlöser nicht. Erst gegen Morgen entschlummerte ich aus Erschöpfung, und meine Seele, an deren Pforte kein Engel Wache stand, fiel den furchtbarsten Dämonen des Traumes zur Beute.

Meine Zähne schlugen wie im Fieber aneinander, und ich fühlte, daß eine Krankheit im Anzug war, als ich endlich vor meine Richter gestellt wurde. Unter ihnen erkannte ich einen gewissen Messer Niccolò, der zu den Kreaturen des Magnifico gehörte und an jenem Tage den Vorsitz führte. Er redete mich wohlwollend an, und aus seinem ganzen Gebaren sprach die Absicht, mich schuldlos zu finden, als er nach den üblichen Formalitäten die Frage an mich stellte, was ich in jener Nacht, als der Kardinal verschwand, so spät noch auf der Carrajabrücke zu tun gehabt. Ich wußte nicht, wohin die Frage zielte, und da ich mich in ein wirres Stammeln verlor, schrie mich einer der Herren heftig an, die Wahrheit zu sagen, denn man habe Mittel, mir die Zunge mit Gewalt zu lösen.

Ich ließ einen entsetzten Blick durch das große viereckige Gemach schweifen, wo in einem Winkel ein unheimliches Werkzeug befestigt war. Ich wußte, daß mein schwacher, durch die lange Seelenqual erschöpfter Körper keiner Folter stand halten konnte, und schrie,

während der Angstschweiß meine Stirne netzte: „Ihr Herren, macht ein Ende, fragt nicht weiter, die Tat habe ich begangen, ich allein, ohne Mitschuldige —"

Ein Ruf der Überraschung und des Unwillens unterbrach mich, und Messer Niccolò warf vorwurfsvolle Blicke auf seine Kollegen, ehe er sich wieder an mich wandte und in fast bittendem Tone sagte: „Du redest im Fieber, Gaetano, oder die Furcht hat deinen Sinn verwirrt. Wir wollen nichts von dir wissen, als wer die zwei Männer waren, die in jener Nacht mit einem Dritten, Regungslosen auf der Carrajabrücke an dir vorübergingen."

„Die Männer, ihr Herren, kannte ich nicht, denn die Nacht war dunkel, wie euch die Wächter, die mich dort fanden, bezeugen können."

„Besinne dich wohl, Gaetano, denn an deinen Reden hängt jetzt dein eigenes Leben! In einem Hofraum, unweit Ognissanti, ist eine starke, schon vertrocknete Lache Blutes gefunden worden, von dieser führten Spuren zur Arnobrücke und auf einem großen Bogen durch die Stadt nach dem Flusse zurück. Da ohne Zweifel ein Kampf stattgefunden hat, bei dem auch der Mörder verwundet wurde, so ist kein Zweifel, daß diese Spuren von dem letzteren herrühren. Also sage uns offen — denn du siehst, wir haben schon unsern Verdacht — ob du nicht in einem der Männer den Herrn Ruggiero, Tommasos Sohn, der dort am Flusse wohnt, erkanntest."

„Ich habe niemand erkannt," stammelte ich, den Rest meiner Kraft zusammennehmend, „ich weiß nichts

von diesen Männern, — der Mörder bin ich, ich allein."

Aber ich wankte schon auf den Knien, daß mich ein Häscher stützen mußte, und der Saal kreiste mit mir.

Da hörte ich Messer Niccolò noch sagen: „Betrachtet, ihr Herren, den Körperbau dieses armseligen Menschen, der die Tat begangen haben will, und stellt euch dazu die athletische Gestalt des Kardinals Orsini vor. Des Toten Brust ist mit Wunden besät, und diesem ist nicht einmal die Haut geritzt. Ich glaube, daß wir von dieser Aussage eines Wahnwitzigen keine Kenntnis zu nehmen brauchen."

Nun erhoben sich widerstreitende Stimmen, denen ich nicht zu folgen vermochte. Ich lag in den Armen eines Häschers, und obwohl ich den Blick abgewandt hielt, stand doch vor meinem inneren Auge beständig jenes schreckliche Werkzeug; eine ungeheure Furcht, daß ich, der all dieses Unheil verschuldet, auch noch durch körperliche Schwäche den Rächer verraten könnte, verdrängte jeden andern Gedanken.

Unterdessen war ein Sbirre eingetreten und machte Messer Niccolò eine lange Mitteilung, wonach sich dieser mit erfreutem Tone an die Richter wandte.

„Gott sei gelobt! Der Schuldige hat sein Versteck in San Marco verlassen und liefert sich selbst der Gerechtigkeit aus. Er werde augenblicklich vorgeführt! Diesen hier," fuhr er mit einem Blick auf mich fort, „bringe man hinweg. Er ist krank und war schon krank, als er hierher kam."

Auf der Schwelle stieß ich mit Ruggiero inmitten

der Häscher zusammen. Er trug einen Arm verbunden, sein Gesicht war totenbleich und die Winkel des Mundes so tief herabgezogen, daß er um vieles gealtert schien. Im Vorübergehen sandte er mir einen durchdringenden Blick zu. Ich weiß nicht, ob ich Erleichterung empfand, daß nicht ich es war, der ihn verriet, oder Zerknirschung, daß Gott mein Opfer verworfen hatte, aber gewiß ist, daß ich es für eine Ehre gehalten hätte, meinen Kopf neben den seinigen auf den Block zu legen. — —

Das erste, was ich nach langer Zeit deutlich wahrnahm, war ein Summen und Brausen wie von vielen Menschenstimmen, aber als ich meinen schmerzenden Kopf vom Schragen erhob, wußte ich nicht, ob das Geräusch von außen hereindrang oder ob es in meinen eigenen Ohren brauste.

Der Wärter erschien wieder und brachte mir Essen, das ich nicht berührte.

„Der Tausend!“ redete er mich vertraulich an, „habt Ihr denn einen Kopf zu viel? Ich sagte Euch ja, Ihr hättet nichts zu fürchten, und Unsereiner weiß doch, woher der Wind weht. Nun, Ihr könnt Gott danken, daß man den Rechten hat.“

Als ich ihn fragte, ob auch er den Lärm vernehme, sagte er: „Das will ich meinen. Ganz Florenz drängt sich da außen vor dem Palast. Hört Ihr, wie sie schreien: Palle! Palle! Wenn man ihnen den Gefangenen auslieferte, sie würden ihn in Stücke reißen.“

„Was ist geschehen?“ fragte ich, mühsam meine Gedanken sammelnd.

„Ein arges Komplott hat man entdeckt. Der Streich galt gar nicht dem Kardinal, das war nur ein Mißgriff in der Dunkelheit; auf den Herrn Piero war es abgesehen, und dann sollten der Reihe nach alle seine Brüder dran. Ich habe es den Ruchlosen selber sagen hören," fuhr er leiser fort. „Denkt Euch nur, weil der alte Stamm faul sei und keinen Axthieb mehr brauche, habe er die jungen Schößlinge ausrotten wollen. Schon gestern waren die Herren ihm auf der Spur, denn sein Diener, der mitschuldig war, wollte sich verkleidet aus der Stadt schleichen und hat sich, da man ihn festnahm, selbst entleibt."

Einen Augenblick wagte ich zu hoffen, daß Ruggiero die Wahrheit geredet habe, und daß ich doch kein Brudermörder sei, dann aber wurde mir seine ganze Absicht klar: er opferte sein Leben, um seinen Stolz und die Ehre seiner Schwester zu retten; so verstand ich auch den fragenden, gebietenden Blick, den er mir an der Schwelle zugeworfen hatte; er war nur erschienen, um meinen Angaben zuvorzukommen. Und er hatte richtig gerechnet, denn, obschon Fabrizios Vergehen unter seiner Dienerschaft Mitwisser hatte, wurde niemals eine Stimme laut, die der Ermordung des Kardinals einen anderen Beweggrund unterschob. So groß auch damals schon die Verderbnis unter dem Klerus war, sie wagte sich noch nicht nackt und frech über die Straße, und mit der Erklärung, die Ruggiero für seine Tat gab, war allen Teilen gleich gedient.

Ich wagte es bebend, nach dem Schicksal des Gefangenen zu fragen.

„Ha, der wird dem Henker wenig Mühe mehr machen,“ war die Antwort, „schade drum. Er schrie und tobte wie ein Rasender vor den Herren da drinnen, bis ihm eine Ader sprang, daß ihm das helle rote Blut aus dem Mund lief, denn er hatte einen Stich in der Brust. Sie trugen ihn eben ohnmächtig vorbei, als ich unter der Türe stand. Das Völkchen wird unzufrieden sein, wenn ihm das Schauspiel entgeht, sorgt nur, daß es nicht durch Euch entschädigt wird.“ —

Es wurde Abend und wieder Morgen.

Als der Tag graute, trat ein Mann im Dominikanerhabit in meine Zelle. Ich erhob mich und wartete ruhig, was er mir anzukünden habe, aber mein formverwöhntes Auge konnte es auch jetzt nicht lassen, diese Erscheinung zu mustern. Ich erblickte ein Gesicht von gewaltsamer Häßlichkeit, wie durch einen inneren Vulkan herausgetrieben, alle Formen ins Übermaß gesteigert, und doch regte sich der Geist des Malers in mir, dem es nicht zuwider gewesen wäre, diese ausdrucksvollen Züge nachzubilden.

Seine Augen, von einem eigentümlich falben Grau, waren müde und tief nach innen zurückgezogen, wie zwei Löwen, die in ihren Höhlen kauern.

„Ich komme von einer schuldbeladenen Seele, die in diesem Augenblick vor ihrem Richter steht,“ — begann er leise.

„Ist Ruggiero tot?“ unterbrach ich zitternd.

„Er ist reuig hinweggeschieden.“

Nach dem Ton der Worte durfte ich hoffen, daß der Rächer an seiner Wunde eines ehrlichen Soldaten-

todes gestorben sei, aber ich hatte nicht den Mut, darnach zu fragen.

„Er bittet Euch, ihm zu verzeihen, wie auch er verziehen hat,“ fuhr der Mönch fort. „Er habe Euch Unrecht getan, verblendet durch allzugroße Liebe für die Tochter seines Vaters. Auch läßt er Euch danken für das, was Ihr für ihn tun wolltet. Ich soll Euch das sagen, es ist sein Auftrag.“

Die Worte fielen nicht im Ton der priesterlichen Milde, sondern hart und kurz, wie widerwillig, aus seinem Munde.

„Eine Bitte hat er an Euch hinterlassen, es ist ein weltlicher Gedanke, dessen er sich auch in der Nähe des höchsten Richters nicht entschlagen konnte, wofür ihm Gott in seiner Barmherzigkeit ein gnädiges Maß der Strafe zuerkennen möge.“

„Ich habe verstanden, Vater, und schwöre, daß ich lieber tausend Tode leiden, als die Ehre seines Hauses mit einem Hauche trüben will.“

„Ferner bittet er, Euch der Verlassenen anzunehmen, die in einer feindlichen Welt zurückbleibt. Die heilige Zuflucht ist ihr verschlossen, denn Gott hat das Licht ihres Geistes umnachtet.“

„O Vater,“ sagte ich in Tränen, „wenn ich je wieder frei werde, soll diese Erbschaft des Toten für mich eine heilig-teure Pflicht sein.“

Der Mönch durchbohrte mich fast mit den Blicken.

„Fürchtet nichts, in ein paar Stunden werden sie Euch in Freiheit setzen — Ihr seid zu nötig,“ — aus seiner Stimme klang ein schneidender Hohn, dann setzte

er rasch hinzu: „Mein Amt ist zu Ende,“ und entfernte sich, ohne die Hand zum Segen zu erheben.

Ein paar Stunden später war ich in Freiheit, wie mir der Mönch vorher gesagt hatte!

* * *

Heller Kerzenglanz fiel aus Herrn Tommasos Zimmer auf die düstere Treppe, als ich das alte Haus am Flusse betrat. Ich hatte die Haustüre offen gefunden, Weihrauchduft drang heraus, aber niemand begegnete mir im Hof, und kein Laut ward vernehmbar, denn die Nachbarn mieden die Räume, die einen Hochverräter beherbergt hatten.

Unter dem Fenster nach dem Flusse, das ein dunkler Teppich ganz verdeckte, stand ein schwarz ausgeschlagener Katafalk, und darauf lag Pia, mein drittes Opfer in wenigen Tagen! Nein, nicht sie selbst, ein weißes Marmorbildnis, das ihr glich und ihr doch gänzlich fremd war. Die schwarzen Haare — ich sah sie zum ersten Male gelöst — lagen in feuchten Strähnen auf beiden Seiten des Sarges und reichten über ihre Kniee herab. Weiße Rosen waren dazwischen gestreut und die ganze Gestalt mitleidig mit Blumen überdeckt. Die langen Wimpern warfen tiefe schwarze Schatten unter die geschlossenen Augenlider, aber der schmerzliche Zug des Mundes hatte sich geebnet, und über dem ganzen Angesicht lag ein verklärter, seliger Friede, als ob sie unter überirdischen Wonnen entschlummert wäre. Sie war noch schöner als je im Leben, aber über ihrer Schönheit lag jetzt ein majestätisches Siegel, das sie

von Liebe, Mitleid, Trauer abschloß. Diese Schönheit tröstete und erhob mein Herz, ich war gewiß, daß ihre reine Seele alles Erdenleids vergessen unter Paradiesesblumen spielte. Viele Wachskerzen brannten ihr zu Häupten, und der Schein glitt über die Ahnenbilder an der Wand, die mir alle strafend ihre Augen zuwandten, wie belebte Wesen. Noch stand Tommasos Stuhl bei der Gartentüre, aber diese selbst war verschlossen.

Ich wollte mich zurückziehen, da es hier nichts mehr zu tun gab, aber hinter mir hüstelte es auf dem Gange, und ich vernahm die Stimme des Notars: „O, o Herr Gaetano — teurer, be—bester Freund, wie geht es Euch? Ich bin so glücklich, Euch wiederzusehen."

„Ihr habt recht," fuhr er fort, als ich keine Antwort gab, „der Anlaß ist zu traurig, — ach, ach — die Pia, Eure Braut — es bricht mir das Herz. Wir hatten sie doch so gut gehütet, aber gestern abend — nur einen Augenblick ließ meine Frau sie allein, da ist das Unglück geschehen — hier an diesem Fenster, denn sie wollte immer nach dem Flusse sehen. Wir eilten gleich zu Hilfe, aber es war zu spät, als wir sie herauszogen, weilte ihre Seele schon bei den Engeln."

Der Notar war in diesen Tagen noch kleiner geworden und gänzlich zur Mumie eingeschrumpft.

„Wußte Pia von diesen schrecklichen Ereignissen?" fragte ich leise.

„Sie wußte es und wußte es nicht, denn als die Häscher das Haus durchsuchten — der Herr behüte jeden Christenmenschen vor solchem Kreuz — da drangen

sie auch in ihr Zimmer, aber Pia lachte über unsere Furcht und redete immer von ich weiß nicht welchem Heiligen, der kommen und uns beistehen werde. Auch müßt Ihr wissen, daß Ruggiero sie schon ein paar Tage vor der Entdeckung mit Gewalt ins Kloster schaffen wollte, aber sie sperrte sich verzweifelt, und ich sagte: ‚Laß sie hier!' Ich schwöre Euch, daß ich es war, der das sagte, denn ich wußte, was wir Eurer Braut schuldig waren. Dann kam der Schreck, als man da unten den Toten aus dem Wasser zog, und hernach war sie immer wie von Sinnen. — Aber dieser Ruggiero! Er war ein schrecklicher Mensch, wie ich ja immer sagte. — Seine Kompanie nach Florenz führen, die Herren Medici vertreiben, denen die Stadt so vieles dankt — unsern teuren Magnifico — wie geht es ihm denn?"

Während dieser Reden entstand ein Geräusch im Totenzimmer, eine schwarze Gestalt erhob sich langsam vom Fußende des Katafalks, wo ich sie nicht beachtet hatte, und Isabetta schritt an uns vorbei nach der Treppe, ihrem Gatten einen Blick der Verachtung zuwerfend.

Auch ich wandte mich zu gehen, aber der Notar folgte mir mit gefalteten Händen: „Ihr geltet viel, lieber Herr Gaetano — Ihr werdet es diesen Herren sagen, daß der arme, alte Salvestro nichts wußte von diesen Ränken. — Hätte ich es gewußt, trotz der Verwandtschaft, mit dieser meiner eigenen Hand hätte ich die Anzeige geschrieben," rief er mir noch die Treppe hinunter nach.

Am selben Tag fiel ich in eine schwere, fieberhafte Krankheit, die mein Leben bedrohte und von der ich als ein Gerippe aufstand. Ich wollte keinen Menschen mehr sehen und verbrachte die Zeit müßig, wie ein Tier in meiner Höhle verkrochen, voll Groll und tiefer Verstocktheit. Nun hatten alle Ruhe gefunden; was hatte denn nur ich so Schweres verbrochen, daß ich nicht aufhören durfte, zu leiden?

Da kam eines Tages ein Bote, der mich nach Careggi rief.

Wie fand ich den Herrscher verändert! Durch das tückische Leiden zum Schatten abgezehrt und die Haltung gebrochen; ich setzte, als ich ihn sah, keine Hoffnung mehr auf das Tränklein von destillierten Edelsteinen, das ihm die Ärzte soeben zubereiteten. Nur der Geist, an dem wir alle unser Lämpchen angezündet hatten, glühte noch in ungeschwächter Kraft.

Es ist nicht zu sagen, mit welcher Güte er mich empfing, er streckte mir beide Hände entgegen und drückte die meinigen fest. Mein Anblick tue ihm wohl, sagte er, und erinnere ihn an schöne Stunden. Warum ich mich so lange nicht bei ihm gezeigt habe?

Als ich ihm für meine Freiheit danken wollte, drohte er lächelnd mit dem Finger.

„Die Herren Achte wollten dich behalten zur Strafe, daß du sie zum besten gehabt, aber es wurde ihnen bedeutet, du seiest von je nicht ganz fest im Kopfe gewesen.“

Ich konnte meine Tränen nicht bezwingen, da sagte er tröstend: „Ich weiß, wie nahe der Tote dir stand,

er selbst hat es mir gesagt, wie er dich liebte. — Aber die Persönlichkeiten sind vergänglich, die Kunst ist ewig. Vergiß das Vergängliche und freue dich, daß du am Ewigen mitschaffen darfst."

Ich schüttelte trostlos den Kopf.

„Bei Euch da oben ist ewig blauer Himmel, wo die Schuld nicht hinaufreicht, aber ich —"

„Auch mir wurde ein Bruder in Jugendblüte hingemordet, schön und liebenswert wie der deine. — Aber höre, was ich dir sagen will. Wer dauerndes schaffen soll, darf sich nicht in seinen persönlichen Geschicken verlieren. Beweise du, daß wir uns nicht in dir getäuscht haben, Gaetano! Sei ein Mann und vor allem sei ein Künstler. Vollende die Fresken, die du uns versprochen hast. Und wenn du dein Unglück zu einem unsterblichen Bilde verklären kannst, so wird die Kunst nichts bei deinen Schmerzen verloren haben."

Seine Augen ruhten fest auf mir, während er gebückt, doch nur wie von der Bürde der Gedanken, im Lehnstuhl saß. Sein zwingendes Lächeln beherrschte mich ganz, ich kniete zu seinen Füßen, küßte ihm die Hände und schwor mich ihm aufs neue zu eigen. Der alte Zauberer hatte mich abermals gefangen.

„Vergiß es nie," sagte er beim Abschied, „daß dein Platz bei dem großen Heerbann ist, der die neue Zeit vor der Rückkehr der Barbarei zu schützen hat. Auf diesem Posten müssen wir leben und sterben."

Auf dem Heimweg von Careggi prüfte ich meine Kräfte, ob ich im stande sein würde, nach allem, was geschehen war, noch einmal die Hand an jene Fresken

zu legen, und getragen von Lorenzos starkem Geiste glaubte ich mich groß genug, das Werk zu vollenden. Für zwei Gruppen hatte die Kapelle noch Raum: die Rückkehr des Märtyrers an den kaiserlichen Hof und dann die Auffindung seiner Leiche. Sollte es mir gelingen, auch den letzten Akt der Tragödie mit lebendiger Gewalt auf dieser Mauer zu verewigen und durch diese Tat mein Gemüt zu erlösen?

Es war mir nicht beschieden. Ich hatte mich für stärker gehalten als ich war: als mir über dem Altar die Züge Fabrizios in ungestörter Schönheit entgegenglänzten, brach mein künstlicher Mut zusammen. Da stand ich armer, mißgestalter Bastard, und der echte Sprosse, der, dessen bloßer Anblick Freude verbreitet hatte, moderte in der Gruft. Daneben das unglückliche Mädchen, das er ins Verderben gestürzt hatte! Er? Nein ich! — „Galeotto" war der Maler! sagte eine Stimme in mir, denn ohne das bestrickende Bild wären die beiden schuldlos ihres Weges gegangen. War der Pinsel nicht verflucht, der das getan hatte? Durfte meine Hand ihn noch einmal berühren und vielleicht neues Leid über die Menschen bringen? Wäre mir's nicht besser, bei dem geringsten Handwerker in Dienste zu treten und durch die niedersten Verrichtungen mein Leben zu fristen, als auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts zu gehen?

Es war mit einem Male so dunkel in der Kapelle geworden, daß ich die gemalten Gesichter nicht mehr unterscheiden konnte. Als ich unter den Portikus trat, sah ich am Himmel von allen Seiten schwarze Wolken-

schichten dicht und dichter zusammenrücken, auf der Piazza trafen zwei Windströmungen aneinander und begannen, sich umfassend, unter Staubgewirbel einen wahren Höllenreigen. Im Nu waren die Straßen von Menschen reingefegt, man hörte nichts mehr als das Schmettern ausgerenkter Fensterläden und das Dröhnen fallender Ziegel von den beschädigten Dächern. Während ich nach einer der Säulen griff, um nicht mit in die Höhe gezogen zu werden, streifte ein Blitz meine Wimpern, wie der Fittich eines Goldadlers, und völlig gleichzeitig fiel über meinem Haupt ein Donnerschlag, daß ich glaubte, der Boden wanke. Als ich aus der Betäubung wieder zu mir kam, blinzelte ich nach der Sebastianskapelle hinüber, ob noch ein Stein auf dem anderen stehe, aber nichts war versehrt. Erst später erfuhr ich, daß der Blitz in den nahen Dom geschlagen und Brunnelescos Kuppel beschädigt hatte, und daß zugleich ein Wirbelsturm verheerend in den Mediceerpalast gefahren war.

Eine schreckliche Sturmnacht folgte auf diesen Tag. Durch die ganz verfinsterte Luft ging ein Brausen und Stöhnen, zuweilen auch ein Klirren und Rasseln, als ob Heere da oben in den Wolken kämpften. Die stärksten Bäume wurden entwurzelt, Häuser fielen ein, ein Freund, der in der Nähe des Signorenpalastes wohnte, erzählte mir, daß die Löwen die ganze Nacht durch gebrüllt und an dem Käfig gerüttelt hätten. Das blutrote Feuerzeichen, das in der Gegend von Careggi über den Himmel hinfuhr, habe ich mit eigenen Augen wahrgenommen.

Als der Tag anbrach, nahm es mich Wunder, ob Florenz noch stehe, da sah ich in der Dämmerung Scharen von Menschen nach Santa Maria del Fiore strömen. Nach ein paar Stunden hatte sich der Zudrang noch vermehrt, und ich erfuhr, daß im Lauf des Morgens Fra Girolamo in der Domkirche predigen solle. Dies kümmerte mich nicht, erfüllt wie ich war von meinen Schmerzen, nach langem Umherschweifen aber kam ich abermals am Dom vorüber, und jetzt bot sich mir ein überraschendes, erschütterndes Schauspiel. Die Menge, die im Tempel keinen Raum gefunden hatte, umlagerte das Portal, die Stufen; vornehme Damen, die ich von Ansehen kannte, knieten außen im Straßenkot. Ich drängte herzu, da schlug aus der offenen Tür eine Donnerstimme an mein Ohr, die meinen Fuß festbannte.

„Sehet die Großen dieser Erde an, wie sie in Hoffart gehen und noch vom Tode verlangen, daß er ihnen schmeichle. Ihre Dichter und Philosophen haben sie bei lebendigem Leib unter die Sterne versetzt und wollen durch tausend Fabeln ihre Abstammung von den Göttern herschreiben. Groß ist ihre Macht, aber der Herr hebt seine Hand auf, und sie werden hinfahren wie die Blätter im Sturmwind."

Ein Ächzen ging durch die ganze Kirche, daß ich wirklich meinte, das Sausen der Blätter im Winde zu vernehmen. Ich stand und staunte regungslos, wer solche Worte zu sprechen wage, aber viele Hände ergriffen mich am Rock und zogen mich auf die Kniee nieder.

„Gehet in die Häuser der großen Prälaten, ihr werdet sie finden mit Horaz, Virgil und Petrarca in der Hand. Im ritterlichen Gewand gehen sie umher und singen Liebeslieder zur Laute und erklimmen zur Nachtzeit die Fenster der Mädchen. Das sind die Hirten, denen die Leitung Eurer Seelen übergeben ward."

Ich dachte mit Schaudern: „Es ist ein Gott, der richtet." Jedes Wort, das mich erreichte, griff wie mit glühenden Zangen in mein Herz, wenn ich auch dem Gedankengang des Predigers nicht folgen konnte. Jetzt geißelte er die Sittenverderbnis auch im Volke, und ein Zucken, das durch die Reihen lief, zeigte mir immer den Ort, wo seine Worte eingeschlagen hatten. Niemals hatte ich etwas Ähnliches gehört; was ich sonst von der Kanzel vernommen, waren gewundene Reden über dunkle Begriffe, hier aber fiel jedes Wort mitten ins Leben hinein und rührte schonungslos an eine offene Wunde; ein jeder konnte wie in einem wahrhaftigen Spiegel sein eigenes Bild erkennen. Es war, als würde von den Versammelten einer um den andern mit seinen geheimsten Gedanken und Taten vor Gericht gefordert, wo jeder das Maß seiner Strafe empfangen sollte.

Ich dachte nicht mehr daran, mich zu entfernen; auf den Knieen schleppte ich mich näher an die Türe heran, um besser zu verstehen, was mich doch vernichtete und verdammte.

Wie Sturmesbrausen schlug die mächtige Stimme wieder an mein Ohr: „Da führen sie das Altertum im Munde, als ob ihnen Venus und Minerva beistehen

könnten, wenn das letzte Stündlein kommt. Statt des dreieinigen Gottes haben sie Götzenbilder, aus Stein und Holz gemacht, die sie verehren, und nennen es die Wiedergeburt der Schönheit und der Kunst."

Ich lag mit der Stirne auf dem Pflaster und dachte: „Jetzt ist die Reihe an mir."

„Ich aber sage: eitel ist eure Kunst, und eure Schönheit ist vom Teufel! O, die Tyrannen sind klug, sie wissen, daß man die Augen verführen muß, ehe man die Herzen verdirbt und die Nacken ins Joch spannt. — Aber dreimal ruchlos sind sie, wenn sie nach dem Heiligen greifen. Auf die Kirchenwände malen sie Bilder, bei denen Vater Satan den Pinsel geführt hat, um auch an geweihter Stätte die Herzen der Männer und Weiber in Sinnenlust zu verstricken. Wehe ihnen, der Herr wird sie ausspeien aus seinem Munde! — — —

„Ha, ich sehe dich stehen in der Versammlung, kupplerischer Teufel, wie du dich auch verbergen möchtest! Den ganzen Winter lang habe ich mit dir gerungen um die Seelen dieses Volkes. Tritt nur hervor, ich sehe dich wohl. — —"

Mir schien es, daß die Augen des Predigers durch die Steinwand hindurch mich träfen und mir wie zwei Raubtiere die Brust zerfleischten. Ich wand mich und ächzte, doch die Nachbarn kümmerten sich nicht um mich, ein jeder war nur beschäftigt mit seiner eigenen Gewissensnot.

„— O Italien," begann die Stimme aufs neue, „du bist krank bis auf den Tod. In der Schlemmerei

hast du deine Gesundheit verloren. Und wenn ich dir sage: laß ab von den Speisen, die dich ins Grab führen, so lachst du und spottest und willst keine Arznei, und sagst, der Arzt rede im Fieber. — Ungläubige, die ihr nicht hören noch sehen wollt, der Herr sagt euch durch mich: Weil Italien voll ist von Blut und Greueln, von Dirnen und Kupplern, so will ich es den Barbaren zur Beute geben. Eure Kirchen, diese Tempel der Hoffart, sollen Pferde- und Schweineställe werden, — besser, als daß sie noch länger der Baalsdienst und jeglicher Greuel entweihe! Von Osten werden Barbaren hereinfluten und von Westen werden Barbaren hereinfluten, und jeder Winkel Italiens wird widerhallen von Jammergeschrei. Dann möchtet ihr euch gerne bekehren, aber ihr könnt es nicht, denn euer Sinn wird verwirrt sein. Dann werdet ihr zu den Astrologen gehen, aber sie können euch nicht helfen. Ihr werdet Trost suchen bei den falschen Priestern, aber welchen Trost sollen sie euch aus Horaz und Virgil spenden? Fürsten werden das härene Gewand nehmen und die Völker zittern unter der Heimsuchung.

„O Florenz, o Italien, eure Züchtigung wird schrecklich sein. Der Hunger wird auf den Krieg folgen und die Pest auf den Hunger. Da wird ein Sterben kommen, daß der Boden nicht mehr Raum hat für so viel Gräber. In jedem Hause werden Leichen liegen, Männer werden mit Karren durch die Straßen ziehen und werden rufen: Bringet eure Toten heraus! Sie werden sie zu Bergen aufschichten und mit ihnen da-

vonfahren. Sie werden weiterziehen durch die Straßen und schreien: Wer hat Tote? Wer hat Tote? Und ihr werdet unter die Türen treten und werdet sagen: Hier ist mein Sohn, hier ist mein Bruder, hier ist mein Gatte. — Und sie werden immer wieder kommen und schreien: Ist kein Toter mehr da? Wer hat noch Tote?“ —

Angstgeheul aus tausend Kehlen erschütterte den Dom, daß es war, als ob die Riesenkuppel wankte. Alles lag jetzt auf den Knieen und schlug sich die Brust. Ich barg mein Gesicht an der Erde, denn ich glaubte die Posaune des Gerichts über meinem Haupte zu vernehmen. Nur die Stimme des Predigers rang sich durch all den Lärm durch und schwebte wie ein Sturmvogel über der Versammlung: „Ich sage euch, ich sage euch, das große Gewässer ist nahe, helfet mir die Arche bauen!“ — —

Ein Stoßen und Drängen und Treten von allen Seiten brachte mich zu mir selber. Ich wurde bald nach rechts, bald nach links geworfen, bis ich wankend aufgestanden war und mich von der Menge weiterschieben ließ, die sich vom Domportal hinter dem Prediger her nach San Marco wälzte, am Mediceerpalast vorüber. Man hörte nichts im Volke, als Schluchzen, Weinen und Beten.

Ich war auf eine mir selbst unbegreifliche Weise unter die Vordersten geraten, die unter der Klostertüre den Prediger umringten und ihn am Zipfel seiner Kutte festhalten wollten. Er hob die Hände auf über die Menge, und da ich nachdrängte, zog er mich mit sich in den Klosterhof.

Ich sah wieder in dieselben Augen, die mich im Gefängnis so strafend angeblickt hatten, aber heute leuchteten sie von einer gewaltigen Glut, und rötliche Blitze zuckten heraus.

„Kommst du endlich?“ sagte er mit dumpfem Ton. „Den ganzen Winter lang, Tag für Tag, habe ich dich vor mein Angesicht gefordert, aber du wolltest nicht hören. Was suchst du jetzt bei mir?“

„Erbarmen,“ sagte ich. „Ich bin von meinem Erlöser abgefallen — meine Lieben habe ich zu Tode gemalt — ich bin verloren, Vater, wenn du dich nicht erbarmst.“

* * *

Auf dem nackten Boden der Sakristei von San Marco lag erschüttert und in Tränen aufgelöst ein Mann, der von dem Maler Gaetano nur noch die äußere Form trug. Sein Inneres war wie in einem Tiegel ausgeschmolzen.

Mein ganzes Leben war in einer langen Verkettung von Schuld und Strafe an meinem Geiste vorübergezogen, und wo meine eigenen Augen zu schwach waren, hatte mir der wunderbare Mann die einzelnen Glieder der Kette deutlich gezeigt. Die Buße, die er mir auferlegte, war, dem Dämon meines Pinsels auf ewig abzuschwören.

Noch ein anderes Opfer forderte er von mir, ehe ich in seine Nähe zurückkehren durfte, und ich ging auf sein Gebot nach der Sebastianskapelle, wo der frisch angerührte Kalk den Maler erwartete. Dort

hatte ich den Mut, die hochgefeierten Fresken ganz mit einer weißen Tünche zu überdecken, aber ich tat es mit abgewandtem Gesicht, damit nicht die Schönheit meiner Kinder mir das Herz erweiche.

Ich kam meinem Meister nicht wieder von der Seite und von ihm allein empfing ich von nun an Licht. Wenige Tage nachdem ich den Weg der Erlösung gefunden hatte, starb Lorenzo auf seiner Villa zu Careggi, das Geisterwehen wurde zum Sturmgebraus und fegte die mediceische Herrschaft wie Spreu hinweg. Die Besten, die mich einst ihres Umgangs gewürdigt hatten, sah ich in diesem Sturm sich schiffbrüchig an den Felsen von San Marco klammern. Der Dichter von Montepulciano erhielt eine Zelle neben der meinigen, und auch den schönen Fürsten von Mirandola sah ich in der Dominikanerkutte einziehen, freilich nur im Tode.

Was in Florenz von Werken meiner Hand zu finden war, das ging bei dem großen Sühnefeuer, welches vor dem Signorenpalast die Eitelkeiten zerstörte, in Flammen auf. Nur das Bildnis Pias wußte ich zu flüchten, und nachdem ich es durch wenige Pinselstriche am Gewand in ein Madonnenbild verwandelt hatte, barg ich es in meiner Zelle, der es nach meinem Tode verbleiben soll. Sonst habe ich keinen Pinsel mehr berührt, mit der einzigen Ausnahme, daß ich nach dem Märtyrertode unseres Meisters sein teures Antlitz auf Befehl des Klosters malte, und obwohl es nur aus der Erinnerung geschaffen ist, gilt es bei denen, die den Meister kannten, für sein bestes Bild. Diese Über-

tretung wird mir, wie ich hoffe, verziehen sein, denn niemals werden diese Züge eines Weibes Herz zu verderblicher Glut entzünden.

Ein halbes Jahrhundert ist seit jenen Tagen verflossen. Ich sah die oft wiederholten Prophezeiungen des Meisters alle in Erfüllung gehen, die einen früher, die andern später. Barbarenhorden haben sich über Italien ergossen und Greuel mit Greueln getilgt. Jetzt flutet der Strom des Lebens in einem ebeneren, aber auch in einem engeren Bette. Was kann ein alter Mann besseres tun, als die Vergangenheit überdenken; aus dieser Beschäftigung lernt sich mancherlei. Wie mit der Zeit aus der übertünchten Wand die Farbenpracht meiner Fresken stellenweise wieder durchschlug, so tritt auch von dem alten Gaetano da und dort wieder etwas hervor. Nicht alles scheint mir mehr verwerflich, was ich zuerst vergötterte und dann verdammte, und besonders das Andenken Lorenzos ist mir groß und wert geblieben, trotz der Anklagen, die an ihm haften. Wie die Metalle nicht rein gefunden werden im Schoß der Erde, so gibt es vielleicht in der Welt kein reines Gutes und kein reines Böses.

In meiner Brust ist Friede. Auch die Gestalten meiner Opfer treten nicht mehr als blutige Schatten vor mich, sie schweben versöhnt und lächelnd Hand in Hand — Fabrizio, Pia und auch du, unglücklicher Ruggiero. Ich blicke der Stunde, wo ihr mich zu euch rufen werdet, ohne Furcht entgegen.

Friede sei auch mit euch, die ihr diese Zeilen leset!

Anno Pestis

Man schrieb das Jahr des Unheils 1527, das Jahr, wo die Ewige Stadt unter den Piken der Lanzknechte blutete, der Papst in der Engelsburg gefangen saß und die Seuche durch alle Gauen Italiens zahllose Opfer mähte. Unter Blut und Greueln ging jene schöne und übermütige Zeit, jene zweite Jugend der Menschheit, welche man die Renaissance nennt, zu Grabe.

Nur den Florentinern war ein kurzer Hoffnungsschimmer aufgegangen, denn sie hatten die Neffen des Papstes, die beiden letzten Sprößlinge vom Stamm des alten Cosimo, ohne Blutvergießen vor die Tür gesetzt und mitten in dem allgemeinen Jammer ihre Unabhängigkeit wieder hergestellt, aber bei dem frommen Dankfest, das den ruhmlosen Sieg feiern sollte, erhob die eben eingeschläferte Feindin, die Pest, das Haupt aufs neue, und genährt durch das Zusammenströmen so großer Volksmassen, griff sie um sich mit der Gewalt einer Feuersbrunst, die in trockenem Holze wütet.

Der wohlhabendere Teil der Bevölkerung war auf das Land oder die naheliegenden Villen geflohen, wen Armut oder Staatsgeschäfte an die Stadt fesselten, der schloß sich in seinem Hause ein, ließ weder Freunde noch Verwandte vor sich und blieb in absichtlicher Unkenntnis ihres Schicksals, um keiner Todesnachricht und

keinem traurigen Gedanken Einlaß zu gestatten; andere suchten in rauschenden Bacchanalen Vergessenheit. Die volkreichsten Straßen und Plätze waren verödet, die ausgestorbenen Paläste wurden Diebshöhlen, gefährliches Gesindel trieb sich zur Nachtzeit durch die Straßen und plünderte die unbewachten Häuser, und die Obrigkeit, welche den Räubereien nicht steuern konnte, bot lieber selbst die Hand und teilte die Beute.

Obgleich Kirchen und Klöster zu Spitälern eingeräumt wurden, konnten sie doch die Zahl der Kranken nicht fassen, und es wurde außerhalb der Mauern eine Lazarettstadt aus Holz- und Strohbaracken gebaut, die sich von der Porta alla Croce bis zu der Porta al Prato hinzog, die Hälfte der Stadt Florenz umschließend. So war man bis zu Anfang des Monats August gekommen, wo die Wut der Seuche aufs höchste stieg und man innerhalb der Mauern im Tag bis zu fünfhundert Opfern zählte. Die Menschen wagten nur noch Abends und tief vermummt aus den Häusern zu gehen, Spezereikugeln oder von starken Essenzen getränkte Schwämme in der Hand, die sie an das Gesicht gedrückt hielten, „um sich das Hirn zu stärken“, wie man seit Bocaccios Zeiten im Volk sagte, in Wahrheit aber, um nicht die verpestete Luft in die Lungen zu ziehen. Wenn ein Freund dem Freund, ein Bruder dem anderen begegnete, wichen sie beide schon von weitem aus oder drückten sich mit einem kurzen Kopfnicken, die Kleider fest um den Leib ziehend, eilig aneinander vorüber. Die meisten Läden waren geschlossen, nur die Obst- und Eßwarenhändler, die

Fleischer und Bäcker setzten ihr Gewerbe fort, aber sie hatten ihre Gewölbe mit einem eisernen Gitter umzogen, und die Käufer mußten die Ware von der Straße aus in Empfang nehmen. Ja, so groß war die Furcht vor Ansteckung, daß man das Geld nicht mehr mit bloßen Händen zu berühren wagte, sondern die Kaufleute streckten den Kunden eine kleine hölzerne oder eiserne Schaufel hin, um die Münzen aufzufangen, und warfen sie dann in eine mit Wasser gefüllte Schüssel statt in die Kasse.

Wohl hatte man einen eigenen Magistrat zur Bekämpfung der Seuche, die uffiziali della sanità, die der Volkswitz uffiziali del morbo nannte, eingesetzt, und von Staats wegen war alles geschehen, was die ärztliche Wissenschaft jener Tage zur Minderung des Übels vorschrieb und was schon in früheren Epidemien als ebenso nutzlos erfunden worden war. Man hatte, um die Landleute fern zu halten, die Tore geschlossen, erst die ergriffenen Häuser, dann die Straßen, am Ende ganze Stadtviertel abgesperrt; die Frommen hofften durch Fasten, Bußübungen und öffentliche Gebete den Zorn des Himmels zu versöhnen und hatten die Madonna von Impruneta, die uralte Schutzherrin gegen Seuchen, in die Mauern von Florenz geholt, während die Weltkinder in starken Spezereien, mit denen sie noch zu Lebzeiten ihren Leib balsamierten, und in einem reichlichen und sorglosen Leben ihr Heil suchten.

Aber die Pest spottete aller Schranken; mit einem Sprung warf sie sich von den ergriffenen Vierteln in das gesunde, wälzte sich, Leichenhaufen im Rücken

lassend, nach dem Herzen der Altstadt, dem Mercato, wo die alten Paläste der Großen standen, wie nach den Villen, die als ein grüner Kranz die Stadt umschlossen, den Priester traf der Tod am Altar, in die Versammlung der Frommen schlug er ein wie ein Strahl, der zündet und um sich frißt, die Frauen der Reichen kauften ihn in köstlichen Brokaten, die aus durchseuchten Warenlagern kamen, und machtlos blickte die heilige Jungfrau von Impruneta aus ihren Rahmen herunter in die Szenen von Not und Jammer, die sie nicht zu beschwören vermochte. Die Teuerung kam hinzu, und indem sie Elend und Unreinlichkeit mehrte, gab sie der Pest neue Nahrung.

Bald waren wenige Häuser, die nicht durch ein weißes Tuch vor der Türe dem Volk verkündet hätten, daß einer ihrer Bewohner der Seuche erlegen sei.

Da konnte man auf der Straße, vor den Häusern, oben auf den Dächern die Notare mit ihren Schreibern die Testamente aufsetzen, Priester im Ornat auf öffentlichen Plätzen die Beichte entgegennehmen sehen, so eilig bereiteten sich die Bürger jedes Standes und jedes Alters zum Sterben.

An einem schwülen Augustabend, als die durchhitzte Erde noch von einem kurzen und darum nicht erquickenden Regen dampfte und schon ein neues Gewitter an dem bleigrauen Himmel stand, kam ein junger Mann langsam aus dem Arco de' Pecori hervor über die Piazza San Giovanni geschlendert, der sich durch Gang und Haltung von allen Vorübergehenden unterschied. Er war von mittlerer Größe und feinen Gesichtszügen,

die sorglose Haltung und der verweichlichte aber geschmeidige Körperbau zeigten den Weltmann, das blonde Haar trug er nicht nach der alten Florentiner Sitte schlicht in die Stirn gekämmt, sondern kurz und frei um die Schläfen flatternd. In kostbarer spanischer Kleidung kam er so gelassen seines Weges, als ob die Bilder der Zerstörung und des Elends, die an allen Straßenecken kauerten, von seinen Augen gar nicht zurückgespiegelt würden. In der Hand trug er weder Spezereien noch Essenzen, sondern nur einen Jasminzweig von durchdringendem Duft, den er von Zeit zu Zeit mit einem abwesenden Lächeln an die Lippen drückte, daß es nicht schien, als suche er sich dadurch vor der Ansteckung zu schützen, sondern als zaubere der Geruch ihm angenehme Bilder herauf.

Die Begegnenden warfen ihm verwunderte Blicke zu, doch so ganz hatten Rang und Reichtum ihren Zauber nicht verloren, daß man an des reichen Marco Vettori einzigem Sohn vorübergegangen wäre, ohne ihm ein höfliches „Guten Abend, Ser Filippo!“ zuzurufen.

Als er um die Ecke des Bigallo biegen wollte, kamen ihm die vermummten Brüder der Misericordia mit einem leeren Sarg entgegen. Er wich ihnen aus, aber statt der Sitte gemäß vor diesen Helden der Bruderliebe sein Haupt zu entblößen, wandte er sich mit Widerwillen weg, und sein Auge blieb an einem in grellen Farben lächerlich aufgeputzten Quacksalber hängen, der vor der offenen Tür von San Giovanni auf einem umgestürzten Karren saß und mit einer vom

Schreien heiseren Stimme seine Wunderpillen gegen die Seuche anpries.

Wie er so mit abgewandtem Gesicht weiter ging, stieß er auf einen anderen, der eben im dunkeln Reisemantel eilfertig um die Ecke bog, beide prallten Stirn an Stirn zusammen und fuhren erschrocken auseinander.

„Du hier, Alessandro?" rief der Blonde, nachdem er dem anderen in das bräunliche Gesicht geblickt hatte, das vom Reisehut halb verdeckt war. „Was führt dich nach Florenz? Aber gleichviel, du kommst zur rechten Stunde."

„Ja," entgegnete der im Reiserock, indem er dem Freund herzlich die Hand schüttelte, „in Zeiten wie dieser gehört der Mann seiner Vaterstadt. Darum bin ich auch hier, der Signoria meine Dienste anzubieten. Eher könnte ich fragen, wie kommt ein Epikuräer wie du in diese ‚Stadt der Schmerzen'? Ich glaubte dich längst nach dem Mugello geflüchtet, um auf einer deiner Villen einen neuen Decamerone aufzuführen."

„Was willst du?" antwortete Filippo. „Ich habe fünfundzwanzig Jahre lang die Lebenskunst getrieben, jetzt will ich lernen, mit Kunst und mit Genuß zu sterben, wenn es sein soll. Ich habe die Pest herausgefordert und will sehen, wer eher vom Platze weicht, sie oder ich."

„So leistet dir wohl eine schöne Frau Gesellschaft oder auch mehrere?"

„Die Zahl tut nichts zur Sache," lachte Filippo. „Die Liebe ist das einzige Kapital, das durch Teilung

nicht verliert. Aber sage mir, ist es wahr, daß du eine Schwester der Strozzi zu heiraten denkst?"

„Madonna Clarice ist bereits meine Frau," antwortete Alessandro, „und ich denke, diese Heirat soll mir eine Leiter zu den höchsten Ämtern bauen."

„Ich bitte dich, rede mir nicht von Staatshändeln," unterbrach ihn der andere rasch. „Sie sind den Ehrgeiz eines so glänzenden Kopfes nicht wert, geschweige einen Tropfen Herzblut. Was willst du auch von diesem Volk erwarten? Unser Gonfaloniere ist ein Kopfhänger und hält es mit der Mönchspartei. Niccolò Macchiavelli ist tot, Francesco Guicciardini verbannt. Die anderen sind Schafe, die ein Löwenfell umhängen. Wir haben hier die lächerlichste Posse aufgeführt. Die Herren Medici machten einen Spaziergang vor die Stadt, der schöne Ippolito und sein mohrenköpfiger Vetter, da schlossen wir heroisch die Tore hinter ihnen zu; das war alles. Aber nachher die langatmigen Reden von Freiheit und Bürgergröße! Ich saß eben mit ein paar Freunden bei Tische, als der Lärm anging. Ich warf eine Münze in die Luft und rief: ‚Die Republik oder die Medici!' Die Lilie blieb oben, da gingen wir auf die Straße und riefen: ‚Nieder mit den Pallesken!' Aber als es nachher auf der Piazza blutige Köpfe gab, ward mir der Spaß zu viel, und ich ging nach Hause. Das ist die Art, wie man in Florenz Politik treiben muß. Ob uns der Papst oder der Kaiser in die Tasche steckt, gleichviel, er wird eine leere Stadt finden, denn dank unseren Frommen ist heute der Totengräber Herr von Florenz."

„Es ist nur zu wahr, Filippo,“ sagte Alessandro, „ich erkenne meine Heimat nicht mehr, in den Straßen ist alles tot und still, kein Volk, das gafft und lärmt, keine Jugend, die ihre Schönheit und Kleiderpracht zur Schau trägt, kein Händler, der seine Ware ausruft. Selbst auf dem Mercato kein Laut, als das Klingeln der Pestglocken; bei der Porta al Prato sah ich ein einziges Fuhrwerk mir entgegen kommen, zwei schwarze Pferde waren vorgespannt, ich glaubte, es sei die Sänfte einer Matrone — es war ein grauenhafter Fasching, der den Triumphzug der Pest bedeuten sollte, aufgeputzte Totengräber tanzten neben dem Karren, klimperten mit Gold und schrien: Es lebe die Seuche! Durch die Barackenstadt bin ich gegangen und wollte die Hütten zählen, die da eine an der anderen aus dem Boden gewachsen sind; ich war schon auf sechshundert gekommen, als ich des Zählens müde wurde. Aber das schrecklichste sah ich im Borgo San Lorenzo, wo ich meinen alten Lehrer, den hochgelehrten, trefflichen Messer Federigo, besuchen wollte. Als ich an sein Haus kam, der Kirchenfassade gegenüber, da sah ich den Alten auf der steinernen Schwelle sitzen im roten Lucco — denn er trug noch immer die alte Florentiner Tracht, — den Kopf an die Türe zurückgelehnt. Ich rufe ihm von weitem zu und winke, er hört mich nicht. Ich komme näher, sein Gesicht ist schwarz, der zahnlose Kiefer hängt herunter. O Filippo, der Alte war tot und saß auf seiner Schwelle, seit einem Tag umsonst Begräbnis heischend. Seine Söhne hatten ihn krank verlassen, seine Nachbarn hatten ihn,

als er tot war, herausgeschleppt und gegen die Tür gelehnt, so erzählten mir die Kinder, die gaffend herumstanden."

Der andere schüttelte sich und sagte verdrießlich: „Ich habe meinen Dienern bei Strafe der Entlassung anbefohlen, mir nie von Krankheits- oder Todesfällen zu erzählen. Auf der Straße wende ich den Kopf ab, sobald ich den Leichenwagen klingeln höre, und wenn mein eigener Vater darin läge. Welcher Dämon treibt dich, alle diese Schrecken aufzusuchen?"

„Auch der Gatte meiner Schwester ist tot," fuhr Alessandro fort, „meine Schwester selbst verschwunden, vielleicht im Lazarett, wer weiß es? Die Ricci, die den Erbschaftsstreit mit mir führten, tot bis auf das letzte Glied, und haben mir nicht nur das Meine, sondern auch das Ihre hinterlassen. So mag die Pest noch manchen alten Zwist mit einem Mal geschlichtet haben. Mein Diener Pagolo tot, die schöne Niccolosa tot! Ach Filippo, in eine Totenstadt bin ich gekommen, ich gehe umher, betaste mich und frage mich, ob ich denn selbst noch lebe!"

„Auch der schöne Cecco hat daran glauben müssen, der Riese, der aussah, als sollte er hundert Jahre alt werden," sagte Filippo. „Bei der Porta Pinti war es, da gingen wir spazieren, als uns der Pestkarren entgegen kam; ein wunderschönes totes Mädchen lag darin. Cecco im Übermut hält den Karren auf und steckt den Kopf hinein, um die Leiche auf den Mund zu küssen. Nach ein paar Stunden erkrankte er und zwei Tage später lag er im selben Karren. Aber was

stehen wir da und jammern wie die alten Weiber: Der ist tot und jener liegt im Sterben! Lassen wir die Toten ihre Toten begraben und behalten wir unseren letzten Blutstropfen der Freude vor! Wohl dem, der sich keine einzige versäumte schöne Stunde vorzuwerfen hat! Wüßtest du, wie süß die Küsse sind, die der Tod würzt! Wie die strengsten Lippen dürsten nach einem Tropfen aus dem Becher, der zur Neige geht! Jetzt lebt man rasch, in einen Tag drängt sich der Inhalt von Jahren zusammen. Nackt und aufrichtig, wie sie Gott erschaffen hat, steht jede Seele vor dir. Jetzt kein langer Dienst mehr mit Seufzern und Schmachten, kein Paradieren vor den Fenstern der Schönen, ein Wort öffnet dir alle Türen: Madonna, es ist vielleicht die letzte Nacht, die wir leben. O die letzte, letzte Freude zu versäumen! Diese Zauberformel treibt die Nonne vom Altar weg in deine Arme und die Witwe von der Leiche ihres Gatten. Morgen nicht mehr sein! Die schönen Arme, die dich heute umfangen, ein Raub scheußlicher Verwesung! Es ist ein Tropfen im Kelch des Genusses, der die Sinne umnebelt, der dich taumeln macht, ohne den künftig jeder Trank schal und nüchtern sein wird. Ich glaubte, ein Meister in der Kunst des Lebens zu sein, und sehe, daß ich nichts genossen habe bis auf diese Tage. Komm, Alessandro, wir wollen eine Gesellschaft gründen, von der man noch in hundert Jahren in Florenz reden soll. Meine späten Enkel sollen sagen: Als die Freude aus der Welt vertrieben war, fand sie eine Zuflucht in Filippo Vettoris Haus. Auf meine Schwelle will ich die Statue der Pest stellen,

die den blinden Cupido an der Hand führt, vom ersten Florentiner Künstler gefertigt. Dann wollen wir umhergehen, eine andere und klügere Misericordia, und unsere Festgenossen suchen. Was jung und schön und geistreich ist, wem noch ein Funke von Lebenslust in den Adern glüht, sei bei uns willkommen. Mit den feinsten Weinen will ich meine Tafel würzen, die auserlesenste Musik soll unseren Ohren schmeicheln, und Gespräche wollen wir führen, um die uns Sokrates und Alkibiades beneiden sollen. Wen das Schicksal ereilt, dem sei nicht weiter nachgefragt, keiner habe Anspruch auf Totenklage! Stirbt das schönste Weib aus unserem Kreise, morgen umarmen wir ein schöneres! Euthanasia soll unsere Gesellschaft heißen, und unser Gruß soll sein: Stirb wohl! Bist du der Unsere, Alessandro, oder hält dich Madonna Clarice zu fest im Bann?"

Der andere machte eine Handbewegung, als schüttle er einen Strohhalm vom Ärmel.

„Ich bin dabei, was die Abende betrifft, aber den Tag muß ich mir frei behalten. Morgen früh stelle ich mich den Prioren der Zünfte vor, du weißt, mein Leben gehört dem Staat —"

„Gut, ich lasse dir den ganzen Tag, um das Vaterland zu retten," rief Filippo lustig, „aber am Abend bist du mein. Ein paar Freunde und Freundinnen findest du immer bei mir. So mag denn unter unserem Festjubel und dem Geplärr der Dominikaner das alte Florenz seinem letzten Stündlein entgegengehen! Kommst du gleich mit mir?"

„Nein, ich danke dir, ich habe heute noch viel zu tun, ich muß erst mein Haus in Ordnung bringen, denn den Verwalter haben sie ins Lazarett geschafft. Aber morgen bin ich bei dir, morgen abend."

„Morgen ist spät, komm lieber heute mit mir. Mein Herz sagt mir, daß du heute kommen sollst. Du kennst den weisen Spruch des großen Lorenzo:

Chi vuol esser lieto, sia!
Di doman non c'è certezza!

Jetzt gelten keine Wechsel mehr auf so langen Termin."

Er wollte sich des Freundes bemächtigen, aber dieser wehrte ab und vertröstete nur immer auf morgen.

Da mußte Filippo nachgeben, er schickte sich zum Gehen an und rief noch dem Freund zurück: „Komme sicher, gute Nacht! Auf frohes Sterben!"

„Ich komme sicher, gute Nacht!" war die Antwort.

Aber in den Sternen stand es anders geschrieben.

Alessandro di Francesco della Stufa stammte aus einem alten, angesehenen Florentiner Geschlecht. Er war jung, schön und reich und stand an Bildung keinem seiner Zeitgenossen nach. Die ersten Humanisten Italiens waren seine Lehrer gewesen und in der Schule Francesco Guicciardinis hatte er die Staatsweisheit gelernt. Er hatte die letzten Jahre auf auswärtigen Gesandtschaften zugebracht und die Vaterstadt nur auf kurzen Besuchen wiedergesehen. Er kannte die Höfe von Rom und Paris, war in Venedig von der Serenissima ehrenvoll empfangen worden und hatte überall in der Gesellschaft der ersten Staatsmänner und Gelehrten, der ausgezeichnetsten Künstler

gelebt, war von den schönsten und gefeiertsten Frauen seiner Zeit verzogen worden. Vor kurzem hatte er in Lucca eine Landsmännin, die stolze Clarice degli Strozzi, heimgeführt. In Florenz hatte er einst Herz und Hand einer andern gelobt — aber das war lange her.

Als Filippo ihn verlassen hatte, trat er nachdenklich unter die Tür von San Giovanni, wo er vor sechsundzwanzig Jahren die Weihe der Taufe empfangen hatte. Beim Eintritt tauchte er den Finger in den Weihkessel, denn obwohl ein Anhänger der platonischen Lehre, war er doch in allen seinen Gewohnheiten ein Sohn der Kirche geblieben. Ein blinder Bettler in Lumpen kniete am Eingang, ein paar Kerzen brannten trübe auf dem Hauptaltar, der Rest der Kirche lag in Dämmerung. Die Schar der Gläubigen, die sonst Abends den Tempel füllten wie ein gemeinsames Haus, war verschwunden. Alessandro machte ein paar Schritte durch den hallenden Raum. Dann wandte er sich zum Hauptaltar zurück und erblickte auf den Stufen des Chors eine in brünstiges Gebet versunkene Gestalt, die er zuerst nicht beachtet hatte, denn sie kniete nahe der Tür, durch die er eingetreten war. Von dem Gesicht, das sie dem Hochaltar zukehrte, konnte er nur ein edles blasses Oval erkennen, langes, schwarzes Trauergewand verhüllte den ganzen Wuchs, und doch sagte ihm ein unbeschreibliches Etwas, daß diese einsame Beterin jung und schön sein müsse.

Sobald der junge Mann dieser Erscheinung ansichtig ward, schwand der Ernst aus seinen Zügen, er nahm eine leichtere Haltung an, schlug den Mantel

zurück, daß das spanische Wams darunter zum Vorschein kam, und seine Schritte hallten stärker durch die leere Runde, während sein Degen leise auf dem Mosaikboden der Kirche klirrte. Da fuhr die Beterin zusammen und wandte ihm ein schönes, aber marmorbleiches Gesicht zu, dem der ungewisse Lichtschein vom Altar her einen fremden Reiz gab.

Der junge Mann trat neben sie und sagte bescheiden: „Madonna, ich sehe, Ihr seid allein, bald werden sie die Kirche schließen, die Straßen wimmeln von verdächtigem Gesindel — wollt Ihr Euch meinem Schutz und meiner Begleitung vertrauen, um nach Hause zu gehen?“

Die Schöne zitterte bei seinen Worten so stark, daß sie sich mit dem Arm auf die steinernen Stufen stützen mußte, neben denen sie auf den Knieen lag. Sie antwortete stoßweise mit unsicherer Stimme und gesenktem Haupt: „Messere, ich habe kein Haus mehr — das Haus Gottes ist jetzt das meinige.“

Der junge Mann beugte sich mit Teilnahme zu ihr nieder und sagte: „Habe ich Euch erschreckt, Madonna? Ein schwerer Kummer scheint auf Euch zu lasten.“

Sie richtete den Kopf auf und sagte mit lieblichem Ton: „Ja, ich bin erschrocken, als ich die Stimme hörte, die ich nie wieder zu vernehmen glaubte. Kennt Ihr die arme Bianca nicht mehr, die Ihr einst glauben ließet, daß sie Eurem Herzen die Nächste sei?“

„Bianca,“ stotterte der junge Mann, „Ihr seid es und so allein — zu dieser Stunde!“

„Ich habe zum Herrn gebetet, daß er dieses jammervolle Volk erlöse — und mich zugleich."

„O, er hat Euch gewiß erhört, Ihr werdet leben," rief Alessandro, der nicht mehr wußte, was er sagte, und war ihr behilflich, sich aufzurichten.

Die schwarzen Augen glühten fieberhaft in ihrem blassen Gesicht, sie hielt seinen Arm fest umklammert, und ihr Atem streifte seine Wange. Sein Auge ruhte wie gebannt auf ihr und suchte die wohlbekannten Züge in dem bleichen, aber herrlichen Geschöpf, das in der vollen Entfaltung seiner Reize vor ihm stand und ihm jetzt noch tausendmal begehrenswerter erschien, als in der ersten kindlichen Blüte.

„Mein Haus ist ausgestorben, mein Mann ist tot, die Dienerschaft geflohen," flüsterte sie. „Das Grauen trieb mich fort, aus jeder Ecke starrten mich Gespenster an."

Sie sank mit den Knieen nach vorwärts, als breche sie zusammen, und er mußte sie in den Armen auffangen, so groß schien ihre Bewegung.

„Meine Bianca," sagte er, von Mitleid und Zärtlichkeit übermannt, „du bist nicht allein, ich habe dich wieder gefunden und verlasse dich nicht."

Sie schauerte in seinen Armen zusammen. Ein Blitz von Freude und Triumph schoß wie ein spitzer Dolch aus ihren Augen, aber er sah es nicht, und sie senkte gleich die Blicke wieder und fragte schüchtern: „Wohin wollt Ihr mich führen?"

Er schwieg einen Augenblick, und sein Gewissen sagte ihm, daß er an der einst so Heißgeliebten einen neuen Verrat zu begehen im Begriff sei.

Aber die Nähe des schönen Geschöpfes, dessen Herz er an dem seinigen klopfen fühlte, das verführerische Dunkel und die Einsamkeit rissen sein ganzes Sein in einen Wirbel hin, in dem jede bessere Regung unterging. Filippos Reden brausten ihm verworren in den Ohren nach. Das Verderben schwebte so nahe über ihren Häuptern, und das Leben war doch so verlockend schön. — Er dachte an die langen Nächte, die er vor ihrem Fenster verseufzt hatte, als die Brüder sie eingeschlossen hielten und sie nur einen flüchtigen Gruß über die Straße tauschen konnten, an ihre Schönheit, die er nur so kurze Zeit besessen hatte, ehe die Signoria ihn mit einer Mission nach Frankreich betraute.

„Zu mir, in mein Haus," sagte er mit einer Stimme, von der sich jeder Laut wie ein schmeichelndes Hündchen zu ihren Füßen zu schmiegen schien. — „Das deinige ist verwüstet und ausgestorben, auch das meinige ist leer, weil kein häusliches Feuer darin brennt. Ich bin ganz allein — Bianca, komme du mit mir — Bianca, ich habe dich nie vergessen, es war eine höhere Macht, die uns voneinander riß. Diese langen Jahre — wie oft habe ich an dich gedacht! In jeden Gedanken an die Vaterstadt hat sich dein Bild verwoben. — Und jetzt, Bianca, sind wir vielleicht Sterbende — sollen wir nicht die kurze Stunde noch glücklich sein?"

„Ja," sagte sie entschlossen und drückte mit Kraft seinen Arm, „ich folge Euch."

Ein böses Lächeln ging plötzlich über sein Gesicht,

aber um es zu verbergen, beugte er sich zu ihr herab und küßte sie rasch.

Sie riß sich los, trat einen Schritt zurück und wies mit abgewandtem Gesicht nach dem Altar. Bei dieser Bewegung kam ein weißes Tuch zum Vorschein, das sie wie eine Schärpe am Gürtel befestigt trug.

Er erblaßte, wich zurück und fragte betreten: „Was bedeutet dieses Tuch?"

Sie lachte laut auf, daß es unheimlich durch das Gewölbe hallte.

„Erschreckt Euch dieser Lappen?" sagte sie. Sie schwieg ein wenig, dann fuhr sie gleichgültig fort: „Ich habe ihn umgeknüpft, um unbehelligt hieher zu kommen. Ihr sagtet ja selbst, die Stadt wimmle von verdächtigem Gesindel. Seht, unter diesem Zeichen geht man so sicher wie unter Engelsfittichen."

Ihm war das warme Blut plötzlich erkaltet. Ein Unbehagen schauderte ihm durch alle Glieder, ihr Wesen schien ihm fremd und seltsam aufgeregt. Aber er schämte sich, dieser Anwandlung nachzugeben. Mit einer Art von Zorn riß er ihr das weiße Tuch ab, das wie die Klapper der Aussätzigen im Orient seinen Träger in den Augen der Mitgeschöpfe zum Schreckbild machte.

„Jetzt werde ich dich beschützen," sagte er.

Von der heftigen Bewegung war ihm der Gürtel zugleich in der Hand geblieben. Ihr weites, schwarzes Oberkleid fiel auseinander und zeigte ein duftiges linnenes Untergewand, das sich mit Goldstickereien um die Brust schmiegte und bis auf die Knöchel niederfiel.

Er umfaßte sie wieder, sie folgte dem Zug seiner

Arme und legte das Gesicht an seine Schulter, daß die langen losgegangenen Haare über seinen Arm fielen, indem sie ihn mit beiden Händen festhielt, als fürchtete sie, er könnte ihr wieder entrinnen.

„Komm, komm fort von hier!" flüsterte sie ihm in die Ohren.

Er hob sie auf und trug sie wie ein Kind zum Tempel hinaus. Diesmal vergaß er, auf der Schwelle das Weihwasser zu nehmen, und wäre fast über den blinden Bettler gestolpert, der unter der Türe eingeschlafen war.

Als sie im Freien standen, war sie es, die ihn so eilig fortzog, als ob ihr in jeder Minute eine Seligkeit verloren gehen könnte.

Der Himmel war kohlschwarz geworden, der Wind fegte die Via Calzajuoli herunter und schleuderte ihnen einen Staubwirbel ins Gesicht. Madonna Bianca blieb plötzlich stehen, legte die Hand auf die Brust und seufzte tief und schmerzhaft auf.

„Schließe die Augen," sagte er, „ich führe dich."

Er schlug die eine Hälfte seines Mantels über sie und schlang ihr einen Arm um den Leib, sie beim Gehen leicht unterstützend, daß er sie wie ein Bündel unter dem Arm zu tragen schien.

Auf dem Ponte vecchio machten sie halt, um Atem zu schöpfen. Die schweren Wolken zerrissen endlich wie ein Vorhang im Westen und ließen eine ungeheure schwefelgelbe Feuermasse sehen, das Tal stand einen Augenblick in Flammen, dann wurde es noch dunkler als zuvor.

„Ist das nicht der Weltuntergang, den uns Frate Ambrogio täglich von der Kanzel verkündet?" flüsterte Madonna, in den Arm des jungen Mannes geschmiegt.

Sie gingen weiter, das Geländer streifend. Da stieß Messer Alessandro auf einen weichen Klumpen und zog mit Grausen den Fuß zurück. Ein schwarzer Fleck lag am Boden, noch dunkler als die Dunkelheit, die ringsum herrschte. Alessandro wußte augenblicklich, daß er auf einen menschlichen Körper getreten war, denn so groß ist die Würde des Menschenleibes, daß er auch in der äußersten Entweihung und im Dunkel der Nacht eine instinktive Scheu um sich verbreitet. Auch war es nicht der einzige Leichnam, den man in diesen Tagen auf der Straße liegen sehen konnte.

„Ein Sterndeuter sagte mir vor kurzem, auf dem Weg der Liebe werde ich den Tod finden," sagte der junge Mann mit gezwungenem Lachen. „Jetzt gehe ich den Weg der Liebe, und hier liegt der Tod."

Als sie in die Nähe der Via de' Bardi kamen, wo Alessandros Haus stand, fragte Bianca plötzlich: „Und wo ist Madonna Clarice?"

Alessandro war betroffen.

„Sprich nicht von ihr, denke nicht an sie!" war seine Antwort. „Sie ist fern und hat hier nicht zu gebieten."

„So liebt sie Euch nicht, daß sie darauf verzichtet, die Gefahr mit Euch zu teilen?"

„Sie hat nicht zu lieben, sie hat nur zu gehorchen," entgegnete er hart.

Von da an sagte Madonna Bianca kein Wort mehr auf dem ganzen Wege.

* * *

Als der Morgen dämmerte, fuhr Messer Alessandro aus einem unruhigen Schlafe auf. Seine Schläfen hämmerten, seine Lippen waren wie ausgedörrt, und auf der Brust und unter der Achselhöhle empfand er ein unleidliches Zerren und Brennen.

„Ich werde nach dem Arzt schicken müssen," sagte er beklemmt, indem er den Kopf aufrichtete.

„Messere, Ihr werdet besser tun, den Priester zu rufen," antwortete Madonna Bianca kalt, ohne sich von ihrem Sitz zu erheben, von wo sie seit Stunden bleich und regungslos auf den Schläfer herabgeblickt hatte.

Er sah sie starr mit aufgerissenen Augen an. Da schlug sie das weiße linnene Gewand zurück, und bei dem fahlen Morgenlicht sah er über der marmornen Brust drei kleine brandrote Bläschen von einem bläulichen Hof umgeben.

„Seht her," sagte sie, „das habe ich gestern abend vergessen Euch zu zeigen."

Eine eiskalte Hand fuhr ihm ins Herz, und vor ihm stand grauenvoll das Gespenst der Vernichtung. Im nächsten Augenblick ward es ihm siedend heiß, er riß sein Hemd auf, und auf seiner Brust sah er dieselben kleinen brandroten Flecken, die schwerste Form der Pest, die man damals kannte, die Vorzeichen des sicheren Todes.

Er sprang vom Lager auf, als wollte er das Weib

erdrosseln. Aber er blieb mit geballten Fäusten vor ihr stehen und stieß nur mit dumpfer Stimme heraus: „Du — du — du hast mir das getan!"

„Ja," sagte sie ruhig mit einem Lächeln, das dem Lächeln der Wahnsinnigen glich, „ich, die unglückliche Bianca, der du ihre Jugendblüte gestohlen hast, die du dem Zorn ihrer Verwandten preisgabst und einem unwürdigen Mann in die Arme triebst, die du auch gestern nur vom Altar wegholtest, um sie aufs neue zu betrügen. Der du das Leben vergiftet hast und die jetzt auch ihr ewiges Heil verwirkt hat durch die gräßlichste und abscheulichste Tat, von der die Welt jemals hörte. Aber ich bereue sie nicht. Als das Unglück über unsere Stadt hereinbrach, und alle auf den Knieen lagen und zum Himmel flehten um Rettung, da jubelte mein Herz allein der Vernichtung entgegen. Und ich ahnte doch nicht, welche Rache, welche Seligkeit mir noch vorbehalten war. Nie wird sich mehr die blonde Clarice deiner Liebe erfreuen. O was sind alle Pulver der Borgia und der Medici gegen die Wollust, dem Feinde den eigenen Mund wie einen Giftbecher zu reichen und zu sagen: Trink! War der Becher nicht verlockend, war der Trank nicht süß? — Er hat schneller gewirkt als ich dachte."

Er brach in wilde Verwünschungen aus und tobte wie ein Verzweifelter durchs Zimmer. Er überhäufte sie mit den schrecklichsten Drohungen, aber war es die Kraft der Krankheit, die ihn lähmte, oder die dämonische Natur des Weibes vor ihm, er wagte nicht, den Finger gegen sie aufzuheben.

Sie ließ ihn wüten und saß unbeweglich.

Plötzlich hob sie die Hand auf und unterbrach ihn.

„Still,“ sagte sie mit unheimlichem Lächeln. „Hörst du es die Straße herunterklingeln? Das ist der Karren, vor dem alles, was Leben hat, sich schaudernd verkriecht. In wenig Stunden werden sie uns zusammen auf diesen Karren legen, in eine Grube werden sie uns beide werfen, ein Feuer der Verdammnis wird unsere Seelen empfangen. O möchte doch ein Sturmwind uns in ewiger Qual dahintragen, in Ewigkeit zusammengeschmiedet wie jenes andere jammervolle Paar!“

„Scheusal! Megäre!“ sagte er mit dem tiefsten Abscheu. „Pfui über deine feige Tat! Aber wenigstens sollst du nicht triumphieren, in deiner Gesellschaft will ich nicht sterben — ich rufe meine Diener —“

Er wollte hinausstürzen, aber sie hielt ihn mit Kraft am Arm zurück.

„Bleib,“ sagte sie mit einem Ton, in dem Haß und Zärtlichkeit kämpften, „wenn du deine Diener rufst, schaffen sie dich hinaus in die Baracken, von wo dich erst die Totengräber wieder abholen! Bleibe hier, meine Rache ist gesättigt, jede Pflege, die dir das Sterben erleichtern kann, sollst du von meiner Hand empfangen, denn mich hält eine wunderbare Kraft aufrecht.“

Er hörte schon nicht mehr, denn er starrte mit abwesenden Blicken vor sich hin und ließ sich nach dem Lager zurückführen, auf das er taumelnd niedersank. Die Wut schien alle seine Lebenskraft aufgezehrt und

dem Fieber die alleinige Herrschaft über seinen Körper gelassen zu haben. Er streckte noch den Kopf vor, denn er glaubte die große Glocke zu hören, die die Bürger von Florenz in Tagen der Not zum „Parlamento“ rief.

„Die Signoria erwartet mich,“ lallte er mit schwerer Zunge, aber in seinem Hirn fing es zu brausen an, tiefe Betäubung umfing ihn, und sein Blick wurde gläsern.

Nach einer Weile öffneten sich seine Lippen noch einmal und murmelten abgerissene, unverständliche Worte, und einmal schien es der bleichen Wärterin an seiner Seite, als flüstere er: „Bianca!“

Da beugte sie sich zu ihm herab und küßte ihn mit ihren blutlosen Lippen auf die Stirn. Dann setzte sie sich neben ihn auf den Rand des Lagers, und unverwandt in das Gesicht des Sterbenden starrend, wartete sie ruhig wie ein Todesengel auf seine und ihre letzte Stunde.

Als der Freund am Abend nicht versprochenermaßen beim Festmahl erschienen war, machte sich Messer Filippo Vettori noch spät in der Nacht mit fackeltragenden Dienern auf nach seinem Palast, um den Säumenden abzuholen.

Als er an der Haustür den Klopfer fassen wollte, griff er in einen weichen Stoff. Die Diener leuchteten mit den Fackeln her, und Messer Filippo fuhr wie von einer Schlange gebissen zurück, denn er hielt ein weißes Tuch in der Hand.

Eine Weile stand er tief erschüttert.

„Armer Alessandro,“ rief er, „wer hätte gestern gedacht, daß du heute schon die weiße Fahne aufstecken würdest!“

Dann aber fiel ihm ein, daß Schreck und Kummer den Körper empfänglicher für die Ansteckung machen. Er trat eilig den Rückweg an, indem er aus voller Kehle in die Nacht hinaussang:

Quant' è bella giovinezza
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia!
Di doman non c' è certezza!

Ertl, Emil, Liebesmärchen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mistral. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Grete Minde. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Quitt. Roman. 3. u. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vor dem Sturm. Roman. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott des alten Doktors Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Juden von Barnow. Geschichten. 7. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Kampf ums Recht. Roman. 4. Aufl. 2 Bd. Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Leib Weihnachtskuchen und sein Kind Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Min.-Ausg. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mann und Weib. Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der kleine Martin. Erzählung. 3. Aufl. Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Moschko von Parma. Erzählung. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Neue Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Tragische Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Pojaz. Eine Geschichte aus dem Osten. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Der Präsident. Erzählung. 4. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Reise nach dem Schicksal. Erzähl. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Schatten. Erzählung. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bde. Geh. M. 6.—, in 2 Lnbden. M. 8.—
Fulda, Ludwig, Lebensfragmente. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, Hans, Auf heimatlichem Boden.
Erzählungen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
—„— Allerlei Deutsames. Bilder und Geschichten Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 1.70
—„— Aus der ewigen Stadt. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte.
Roman. 3. Auflage. 2 Bände. Geh. M. 8.—, in 2 Lnbden. M. 10.—
—„— Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grisebach, Eduard, Kin-ku-ki-kuan.
Chinesisches Novellenbuch Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Chinesische Novellen. Die seltsame Geliebte. —
Das Juwelenkästchen Geheftet M. 3.60
—„— Die treulose Witwe. Eine chinesische Novelle Geheftet M. 1.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits und
Jenseits. (Ein moderner Totentanz) Geh. M. 5.—, Hlbfrzbd. M. 7.—
—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Felix Notvest. Roman. 9. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Joggeli. 8. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der König der Bernina. Rom. 21.—25. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— An heiligen Wassern. Roman. 20.—24. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der Wetterwart. Roman. 1.—10. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Graf von Gleichen.
Ein Gegenwartsroman. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Lebenslied. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Wiskottens. Roman Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 10. Aufl. Kart. M. 1.20, Lnbd. M. 2.40
—„— L'Arrabbiata und andere Novellen. 9. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60

Heyse, Paul, Buch der Freundschaft. Novellen.
7. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Crone Stäudlin. Roman Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— In der Geisterstunde. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Kinder der Welt. Roman.
22. Auflage. 2 Bände Geh. M. 7.20, in 2 Lnbden. M. 9.20
—„— Neue Märchen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Melusine und andere Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Merlin. Roman in sieben Büchern. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Ninon und andere Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände.
10. u. 11. Auflage Geh. M. 7.50, in 3 Lnbden. M. 10.—
—„— Novellen vom Gardasee. 5. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.50
—„— Meraner Novellen. 10. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Novellen. Min.-Ausg. 6. Auflage Geh. M. 3.50. Lnbd. M. 4.50
—„— Im Paradiese. Roman 13. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 7.20, in 2 Lnbden. M. 9.20
—„— Das Rätsel des Lebens. 4. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Der Sohn seines Vaters und andere
Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Novellen Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Aus den Vorbergen. Vier Novellen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Weihnachtsgeschichten. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unvergeßbare Worte u. a. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
Hillern, Wilhelmine v., Der Gewaltigste Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— 's Reis am Weg. 3. Auflage Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. 3. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Drei Nov. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. Geh. M. 3.—, in Tuchband M. 4.20
—„— Ostseemärchen In Tuchband M. 4.20
Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse. Aufgezogen
und zur Schau gestellt (in Wort und Bild) Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Köst und Kinnerbeer. Und sowat mehr. Zwei
Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben Leinenband M. 2.40
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu
dem Jüngeren. Roman. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Justus, Th., Am Küstensaum. Erzählungen Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.—
—„— Aus vergangenen Tagen. Erzählungen Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.—
Kaiser, Isabelle, Wenn die Sonne untergeht. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman.
3 Bände. 35.—39. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—
—„— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 40.—43. Aufl.
Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—
—„— Martin Salander. Roman. 27.—31. Auflage
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Züricher Novellen. 38.—42. Auflage
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—

Keller, Gottfried, Das Sinngedicht. Novellen. Sieben Legenden. 33. u. 34. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—

—„— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 6. Auflage Lnbd. M. 3.—

—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung. 5. Auflage. Miniatur-Ausgabe Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—

Kirchbach, W., Miniaturen. Fünf Novellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nord. Nov. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Leben und Musik. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Lazarillo von Tormes. Der erste Schelmenroman. Herausgegeben von W. Lauser Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—

Lindau, Paul, Arme Mädchen. Roman. 9. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Spitzen. Roman. 8. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Der Zug nach dem Westen. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Aus dem Märchenbuch der Wahrheit. Fabeln und Gedichte in Prosa. 2. Auflage von „Lügenohr" Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abseits. Erzählg. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Olfers, Marie von, Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Die Vernunftheirat und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd M. 4.—

Pantenius, Th. H., Kurländ. Geschichten. 2. Tauf. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Petri, Julius, Pater peccavi! Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

Proelß, Joh., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Raberti, Rubert, Immaculata. Roman aus dem römischen Leben der Gegenwart. 2 Bände Geh. M. 8.—, in 2 Lnbden. M. 10.—

Redwitz, Oskar von, Glück. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50

—„— Haus Wartenberg. Roman. 7. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Hymen. Ein Roman. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Am Feierabend. Sechs Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Geschichten aus alter Zeit. Erste Reihe Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Geschichten aus alter Zeit. Zweite Reihe Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Lebensrätsel. Fünf Novellen. 3. Auflage Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—

—„— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Auflage Geh. M. 6.—, Lnbd M. 7.—

—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 5. Auflage Geh M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdruck) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—

Saitschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Seidel, Heinrich, Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Seidel, Heinrich, Heimatgeschichten. Gesamtausgabe 2 Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Leberecht Hühnchen. Gesamtausgabe Geh M 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Phantasiestücke. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 7. Tausend Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Gesamtausgabe Geh M. 4.—, Lnbd M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausg. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausg. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Wintermärchen. 2 Bände 4. Tausend. Geh. je M. 3.—, Lnbd je M. 4.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman Geh M 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Stille Wasser. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stratz, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine ... Roman einer Studentin. 7 u. 8. Auflage Geh. M 3 50, Lnbd. M. 4.50
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 3 Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M 3.50
—„— Die ewige Burg. Roman. 4. Auflage Geh M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Du bist die Ruh'. Roman. 1.—5. Aufl. Geh M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Gib mir die Hand. Roman 6.—9. Auflage Geh M. 4.—, Lnbd M. 5.—
—„— Ich harr' des Glücks. Novellen. 4 Aufl. Geh. M. 3 50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die törichte Jungfrau. Roman. 5. Aufl. Geh M 3.50, Lnbd M. 4.50
—„— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd M. 4.—
—„— Montblanc. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd M. 4.—
—„— Der weiße Tod. Roman aus der Gletscherwelt. 10.—12. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Es war ein Traum. Berliner Novellen. 4 Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd M. 4.50
—„— Die letzte Wahl. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M 4.50
Sudermann, Hermann, Es war. Roman. 38. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—„— Frau Sorge. Roman. 83. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 27 Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 27. Auflage Geh M. 2.—, Lnbd. M 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
—„— Der Katzensteg. Roman. 50. Aufl. Jubiläumsausgabe. Mit Porträt Geh. M. 4.—, Pergbd. M. 5.80
—„— Dasselbe. 61.–65. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 30. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd M. 3.50
Sydow, Klara von, Der Ausweg. Erzählung. Geh M. 2.—, Lnbd. M 3 —
Telmann, Konrad, Trinacria Geh. M. 4.—, Lnbd. M 5.—
Trojan, Johannes, Das Wustrower Königsschießen und andere Humoresken Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 1.50
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent. Erzählung aus dem russ.-türkischen Kriege Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Widmann, J. V., Touristennovellen Geh. M. 4.—, Lnbd M 5.—
Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman Geh M. 6.—, Lnbd M 7.—
—„— Das lebende Bild u. a. Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd M. 4.—
—„— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage Geh M 3.50, Lnbd M. 4.50
—„— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Wilbrandt, Adolf, Familie Roland. Roman.
3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Fesseln. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd M. 4.—
—„— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Franz. Roman 3. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die glückliche Frau. Roman. 4. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Fridolins heimliche Ehe. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Hermann Ifinger. Roman. 6. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Irma. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Meister Amor. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Novellen — Geheftet M. 3.—
—„— Die Osterinsel. Roman. 4. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 6. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Sänger. Roman. 4. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd M. 5.—
—„— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vater und Sohn u. and. Geschichten. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Villa Maria. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Große Zeiten u. and. Geschichten. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman.
18. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Worms, C., Du bist mein. Zeitroman — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Erdkinder. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Stillen im Lande. Drei Erz. a. d. Winkel — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Thoms friert. Roman. 2. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Zimmermann, M. G., Tante Eulalia's Romfahrt — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03010 1847



